

DIE  
— NO  
MI  
NIER—  
—TEN

*Theodor-Wolff-Preis*

JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-  
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

2024

**REPORTAGE**

**BESTES  
LOKALES STÜCK**

**BESTES LOKALES  
DIGITALPROJEKT**

**MEINUNG**

**THEMA  
DES JAHRES**

*Theodor-Wolff-Preis*

JOURNALISTENPREIS DER DIGITALPUBLISHER  
UND ZEITUNGSVERLEGER

**DIE  
—NO  
MI  
NIER—  
—TEN**

Berlin 2024

# VORWORT

Der Theodor-Wolff-Preis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger, die renommierteste Auszeichnung der Branche, hat die nominierten Beiträge des Jahres 2024 in dieser Veröffentlichung zusammengefasst und dokumentiert damit den hohen Leistungsstand des Zeitungsjournalismus.

Gerade auch Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten bieten die Beiträge die Chance, von den Besten der Zukunft zu lernen. Sie inspirieren dazu, die eigenen Fähigkeiten auszubauen und neue, innovative Perspektiven einzubringen. Damit trägt der Theodor-Wolff-Preis maßgeblich zur kontinuierlichen Weiterentwicklung des Qualitätsjournalismus in Deutschland bei.

**Helmut Heinen**  
Vorsitzender des Kuratoriums

Oft geschah es an diesen Tagen, die ohnehin schon Überlänge hatten. Irgendwann spät abends, nachdem sie sich im Gasthaus mit oder ohne Linde mit oder ohne Publikum mal wieder drei Stunden lang die Köpfe heiß geredet hatten – über das neue Wohngebiet, das sanierungsbedürftige Schwimmbad oder das drohende Aus des defizitären Büchereibetriebs.

Irgendwann nach Feierabend also, wenn die Volontärin zwei Meldespalten gefüllt, einen Aufmacher nebst Kommentar geschrieben, die Seite des Kollegen redigiert und zu später Stunde einen halben Din-A5-Block an Zitaten aus dem Rat gefischt hatte, klappte sie noch einmal ihren Laptop auf – nicht um zu schreiben, nein, sondern auf der Suche nach Vorbildern, die einer übermüdeten Nachwuchsreporterin aus einer zusammengeschrumpften Acht-Mann-Redaktion Inspiration und neuen Antrieb schenken könnten.

Ja, so oder so ähnlich hatte es sich zugetragen. Und immer wurde sie fündig. Wo? Unter anderem bei den nominierten Beiträgen für den Theodor-Wolff-Preis, die alljährlich in diesem Buch und auf [www.bdzv.de](http://www.bdzv.de) veröffentlicht werden. Von Talenten, die mit messerscharfen Analysen schwelende Debatten würzen, sich mit kreativen Formaten neue Zielgruppen erschließen, nie an der Oberfläche kratzen, sondern mit ihren Geschichten tief in ein Thema einsteigen. Beiträge, die ganz nah dran sind, akribisch recherchiert, emotional, fantastisch geschrieben sowieso.

Auch dort, wo der Auflagenschwund Löcher in die Personaldecke frisst, während täglich aufs Neue eine Zeitung aus Papier und ein digitaler Transformationsprozess parallel gestemmt werden müssen, sind diese Schätze zu finden: exzellente Beispiele für unabhängigen Qualitätsjournalismus. Vorbilder, die es mehr denn je braucht – für die Demokratie, ja, und weil sie zeigen, was möglich ist, wenn man nur will. Jetzt erst recht!

Was macht für Sie guten Journalismus aus? Alle Jahre wieder stellen wir diese Frage den Nominierten für die renommierteste Auszeichnung, die die Zeitungsbranche zu vergeben hat. Die Antworten setzen unterschiedliche Schwerpunkte und fallen doch immer wieder auf die wesentlichen journalistischen Grundwerte zurück: Sorgfalt, Unabhängigkeit, Transparenz, Verantwortung, Qualität der Darstellung.

Die 15 Beiträge, die Sie auf den folgenden Seiten erwarten, vereinen diese Prinzipien auf sich. Und doch braucht es mehr als das, um in diesem Einband zu landen – das »gewisse Etwas«, das Besondere, das sich beim Lesen, Hören oder Anschauen mehrerer hundert Beiträge in den Juroren-Köpfen festsetzt.

Der kleine Unterschied zwischen »gut« und »brillant«, er ist nicht so einfach in eine Formel zu gießen. Nicht selten ist es eine völlig neue Perspektive auf ein Thema oder eine einzigartige Tiefe, mit der sich der Autor oder die Autorin dem Kern einer Geschichte annähert. »Stark«, steht dann am Rand der Juryvorlage gekritzelt, »genialer Ansatz«, »Habe ich so noch nie gelesen!« oder auch nur die Schulnote 1+. Dieser kleinen Gedächtnisstützen erweisen sich später häufig als überflüssig. Weil es eben diese Beiträge sind, die noch Tage und Wochen im Gedächtnis nachhallen und schlussendlich auch den stundenlangen Jury-Diskussionen standhalten.

Die Volontärin von einst ist übrigens heute selbst Mitglied der Jury, entscheidet mit, welche Autorinnen und Autoren als Vorbilder dienen. Eines ist sie allerdings immer geblieben: Lokaljournalistin aus Leidenschaft.

**Anna Petersen**  
Vorsitzende der Jury

# INHALT

## **Thomas Löffelholz**

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher  
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis

10

## **Bernd Söseemann**

»... so schwebt über jeder Wahrheit  
noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor Wolff

24

## **DIE NOMINIERTEN UND IHRE ARBEITEN**

### **REPORTAGE**

**Sean-Elias Ansa** Mein Leben auf der Straße

48

**Issio Ehrich** Generäle an die Macht!

68

**Tanja Stelzer** Ich muss noch etwas sagen

94

### **BESTES LOKALES STÜCK**

**Fabian Huber** On the Road

116

**Tobi Lang** Krieg unter Kindern:

134

Warum stach ein 13-Jähriger in Nürnberg  
brutal auf einen Gleichaltrigen ein?

**Tobias Schmidt** und **Leon Grupe**

146

LNG und Windparks: Was macht Robert Habeck  
mit unseren Küsten?

## BESTES LOKALES DIGITALPROJEKT

<b>Helen Krueger-Janson</b> Wem gehört das Wasser?	160
<b>Jonathan Lindenmaier, Maria-Mercedes Hering</b> und <b>Fabian Kluge</b> Dein Wahl(rund)gang – Eine interaktive Stadtführung zur Landtagswahl in Bayern	180
<b>Agnes Polewka</b> WeiterLeben – Der Nachrufe-Podcast des Mannheimer Morgen für die Region	198

## MEINUNG

<b>Justus Bender</b> Nation der Sensibelchen	214
<b>Helene Bubrowski</b> Frohes neues Jahr	222
<b>Harald Staun</b> Fossile Diskurse	228

## THEMA DES JAHRES: Der Nahostkonflikt und Deutschland – Die geforderte Gesellschaft

<b>Thilo Adam</b> Sie behaupten, es sei Widerstand	236
<b>Peter Richter</b> Das Problemtuch: Von ‚Kufiya‘ zu ‚Palästinensertuch‘ und zurück	247
<b>Joshua Schultheis</b> und <b>Nicholas Potter</b> Tweets gegen Israel	256

<b>Zeitungen und Plattformen</b>	266
<b>Preisträger 1962–2023</b>	268
<b>Preisträger A–Z</b>	278
<b>Kuratorium und Jury</b>	284

**Wer eine große Zeitung leitet,  
muss immer auf der Suche  
nach neuen Talenten, neuen  
Persönlichkeiten sein.**

**THEODOR  
WOLFF**



## Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher  
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis  
von **Thomas Löffelholz**

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsdebatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

### **Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht**

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

## Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten **Die Welt** – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der **Welt** im von den Briten kontrollierten Norden stand **Die Neue Zeitung** in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der **Neuen Zeitung**, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim **Berliner Tageblatt** gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das **Berliner Tageblatt** leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die

bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

### Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum **Berliner Tageblatt**, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das **Tageblatt** nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das **Berliner Tageblatt** – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das **Berliner Tageblatt** auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpassersich, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein **Tageblatt** wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht.«

Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

### **Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen**

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebungs gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

### **Kooperation mit der Freien Universität Berlin**

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten





fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«, Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68-ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der

sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

### **Ein Preis ist ein Preis**

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschrieben Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Streck blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

### **Talente im Lokalen**

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngerer nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er

sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

### **Brillante Texte**

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen

Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barchelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68-er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein ölverschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

### **Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein**

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien **LOKALES**, **REPORTAGE** und **MEINUNG** vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »**THEMA DES JAHRES**« vergeben.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

**Thomas Löffelholz** ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von *Stuttgarter Zeitung* und *Die Welt* war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.

## »... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von **Bernd Sösemann**

Die **Frankfurter Allgemeine Zeitung** lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung **Die Zeit** rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das **Neue Wiener Journal** den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung? Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873–1943), Karl Kraus (1874–1936), Thomas Mann (1875–1955), Max von Baden (1867–1922), Karl Helfferich (1872–1924) oder Walther Rathenau (1867–1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868–1957), Werner Sombart (1863–1941), Max Weber (1864–1920), Peter Behrens (1868–1940), Harry Graf Keßler (1868–1937) oder Max Halbe (1865–1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte

»en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister.

Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim **Berliner Tageblatt** (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

### **»Mosses junger Mann«**

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolfs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen

fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

### **Der Chefredakteur**

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872–1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die

Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im Berliner Tageblatt schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.

### **Als »Vaterlandsverräter« beschimpft**

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaikischen Glaubens wegen ein hassenswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch



**Theodor Wolff**, porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.



lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«. Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

### **Keine Scheu vor offenen Worten**

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen

bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament‹, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: ›Dieser Ebert ist wundervoll!‹ Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: ›Er ist ein Herr!‹ In der Tat, Ebert, der ›Sattlergeselle‹ war ›ein Herr‹ – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

### **Gegen die Zensoren**

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte

die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus- Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitate gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

### **»Sprache der Tatsachen«**

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der

schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre. Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

### **»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«**

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein

Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die Literarische Welt im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der Literarischen Welt, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als

forttreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

### **Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«**

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30-er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.



Blick in eine ungewisse Zukunft:  
Theodor Wolff im französischen Exil





Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Untersuchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

### **Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft**

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40-er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepläne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern

einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

### **Endphase der Weimarer Republik**

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

### **Exil in Nizza**

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das Berliner Tageblatt und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das Berliner Tageblatt nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolschewistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. ›Dynamik‹ ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit

der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

**Verzeichnis der wichtigsten Werke Theodor Wolff:** Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söseman, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993–1997. – Bernd Söseman: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Söseman, Königstein 1984. – Tagebücher 1914–1919, hg. von Bernd Söseman, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Söseman: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Reingard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933–1943, Münster 2010. – Söseman: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« Der Journalist Theodor Wolff, Berlin 2009. – Söseman: »Es ist im Grunde eine schöne Zeit« Vater-Tagebuch 1906–1913. Mit ausgewählten Dokumenten, Berlin 2018.

**Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen** Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln 21909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Tagebuch, München 1908 (21908; Berlin 31927). – Vollendete Tatsachen 1914–1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die Schwimmerin, Zürich 1937.

**Der Autor Professor Dr. Bernd Söseman** (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Von 1992 bis 2021 war er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.



Die in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet, sowie dem Privatbesitz von Bernd Sösemann.

**DIE—  
—NO  
MI—  
NIER  
—TEN**

**& IHRE ARBEITEN**

**REPORTAGE** —

**BESTES  
LOKALES STÜCK** —

**BESTES LOKALES  
DIGITALPROJEKT** —

**MEINUNG** —

**THEMA  
DES JAHRES** —

RE—  
POR  
—TA—  
GE

**Sean-Elias Ansa**

Mein Leben auf der Straße

**Issio Ehrich**

Generäle an die Macht!

**Tanja Stelzer**

Ich muss noch etwas sagen

# SEAN-ELIAS ANSA



**Sean-Elias Ansa**, Jahrgang 1990, begann seine Karriere im Mediengeschäft schon mit 14 Jahren als Straßenzeitungsverkäufer. Damit verdiente er jahrelang seinen Lebensunterhalt. 2017 bis 2020 holte er sein Abitur nach und machte danach einen Freiwilligendienst im Krankenhaus. Eigentlich wollte er Feuerwehrmann werden oder Arzt, aber das hat nicht geklappt. Er bekam einen Praktikumsplatz in der Redaktion der taz angeboten. Er wollte nicht mehr weg und blieb. Seit Anfang 2023 darf er sich Volontär nennen.

**Sean-Elias Ansa ist nominiert in der Kategorie »Reportage« mit »Mein Leben auf der Straße«, erschienen am 13. Mai 2023 in wochentaz.**

# Mein Leben auf der Straße

Unser Autor ist auf der Straße groß geworden, der Berliner Hermannplatz war sein Wohnzimmer. Eine Geschichte von Gewalt, Drogen und Zusammenhalt.

Ich öffne die Haustür, und dort steht er. Er sieht gesünder aus, als ich ihn in Erinnerung habe, scheint weniger Knochen im Gesicht zu haben. »Was machst du denn hier?«, frage ich erstaunt. Ich wollte das Haus verlassen, verabredet waren wir nicht. »Hi, ich bin gerade zwei Tage raus und dachte, ich komme mal vorbei«, antwortet er.

Er ist frisch aus dem Knast entlassen worden.

Wir sind etwas unbeholfen, nesteln an unseren Sachen herum. Über ein Jahr haben wir uns nicht gesehen. Jetzt, an einem Sonntag im April 2023, ist er plötzlich wieder da.

»Komm her, lass dich drücken«, sage ich. Wir umarmen uns. Ich fühle mich verbunden. So verbunden, wie ich es sonst kaum kenne. Pascal D. zählt zu meiner Berliner Straßenfamilie.

Wir lernten uns vor langer Zeit am Hermannplatz kennen – zwischen Karstadt und U-Bahn, zwischen Sonnenallee und Hasenheide. Dort war unser gemeinsames Wohnzimmer. Wir gehörten zu einer Gruppe drogenabhängiger Obdachloser, die sich hauptsächlich an diesem Platz aufhielten.

Ich habe den Absprung geschafft. Seit etwa zehn Jahren bin ich weg von der Straße.

Ich bin clean.

Ich arbeite.

Ich wohne.

Er nicht, zumindest nicht dauerhaft. Pascal lebt derzeit in einem Übergangwohnheim, »Carpe Diem« heißt es. Nüchtern scheint er auch zu sein. »Erste Schritte in ein anderes Leben«, sagt er.

Ich freue mich, ihn zu sehen. Zugleich schlägt unsere Begegnung wie eine Bombe in meine Gegenwart ein. Eben noch sitze ich an meinem Macbook, pünktlich zum Mittag will ich los, einkaufen im Bioladen. Nun steht Pascal vor mir. Und mit ihm mein altes Leben.

Erinnerungen tauchen auf: Vanillepudding für 29 Cent, Schrippe dazu. Das Kupfergeld, das wir zusammensuchen, um an der Kasse bezahlen zu können. Lange her.

Ich bin auf der Straße groß geworden. Mit 12 Jahren haue ich erstmals von zu Hause ab, mit 13 erneut. Zunächst pendele ich noch zwischen meinen geschiedenen Elternteilen und der Obdachlosigkeit. Bald hänge ich nur

noch am Alexanderplatz und am Bahnhof Zoo ab. Manchmal chillte ich in der Potse, einem Jugendclub in Schöneberg.

Ich suche Hilfe, aber keiner hört mir zu. Auch das Jugendamt erkennt meine Not nicht. Als ich im Frühjahr 2004 meine Situation dort schildere, sagt eine Mitarbeiterin zu mir: »Wir sind für Fälle mit echten Problemen da. Nicht für Teenies, die mal kurz keine Lust auf ihre Eltern haben.« Ich verlasse ihr Zimmer, verlasse das Haus. Ein Weg aus Steinplatten führt auf die Straße. Er kommt mir unendlich lang vor.

Mitte der Nuller Jahre leben mehrere tausend Kinder und Jugendliche auf der Straße. Heute sind den Schätzungen des Deutschen Jugendinstituts zufolge mindestens 6.500 unter 18-Jährige obdachlos. Sie würden am ehesten durch die sogenannten Überlebenshilfen aufgefangen, heißt es. Das ist ein feststehender Begriff für Essen, Schlafsack, Dusche und Ähnliches.

## Warum ich damals von zu Hause weg bin? Ich kenne kein Straßenkind, bei dem es »diesen einen Grund« gibt.

Sozialarbeitende, zum Beispiel vom Verein Straßenkinder, fahren mit einem Bus durch Berlin und verteilen Tee und Essen. Sie hören zu, wenn jemand reden möchte. Auch ich habe von denen schon eine Suppe gelöffelt.

Warum ich damals von zu Hause weg bin? Ich kenne kein Straßenkind, bei dem es »diesen einen Grund« gibt. Die meisten kennen kein schönes Leben,

und irgendwann sind sie alt genug, um etwas zu ändern. Wir wehren uns, indem wir fortgehen. Auf der Straße gehören wir dazu und beweisen uns. Wir versuchen, Spaß zu haben und den Rest zu vergessen. Das Straßenleben verbindet. Es ist zu kalt, zu warm, zu gefährlich, zu drauf, zu viel für eine Seele.

Die Schule besuche ich in dieser Zeit nicht mehr, meine Versetzung in die 10. Klasse »scheint ausgeschlossen«, steht auf einem Zeugnis. Ich trinke Alkohol, zu viel davon. Ich probiere vieles, auch Heroin. Mit 16 Jahren schleppe ich mich erneut ins Jugendamt. Dieses Mal hört mir ein Mitarbeiter zu. Jetzt bin ich offenbar »ein Fall mit echten Problemen«. Er sagt: »Wir werden mit Cleanpeace sprechen. Aber auf jeden Fall musst du zur Entgiftung für zehn Tage.« Cleanpeace ist eine Koordinierungsstelle von Karuna, einem Verein für Kinder und Jugendliche in Not. *Ich möchte so gerne alleine wohnen, mit Betreuung wäre auch in Ordnung*, denke ich. Ich willige ein.

In der Psychiatrie, in der ich entgifte, steht nach fünf Tagen eine Amtsärztin vor mir. Sie bringt mich in einer geschlossenen therapeutischen

# Es gibt keinen Platz für uns

Unser Autor ist auf der Straße groß geworden, der Berliner Hermannplatz war sein Wohnzimmer. Er hat den Absperrungsgeschäft. Dass er überhaupt noch lebt, kommt ihm wie ein Zufall vor

Von Samuel Andreas (Text) und Doris Zinn (Foto)

Aus Berliner Hermannplatz: Unser Autor geht zurück an die Orte, an denen er früher lebte

Ich öffne die Haustür und dort steht er. Er sieht gesünder aus als ich ihn in Erinnerung habe, scheint weniger Knochen im Gesicht zu haben. „Was machst du denn hier?“, frage ich erstaunt. Ich wollte das Haus verlassen, verabschiedet waren wir nicht. „Hi, ich bin gerade wieder weg raus und dachte, ich komme mal vorbei“, antwortet er.  
Er ist frisch aus dem Knast entlassen worden.  
Wir sind etwas unwohlsten, mostly an unrasen Sachten herum. Über 15 Jahre haben wir uns nicht gesehen, letzt an einem Sonntag im April 2008, ist es plötzlich wieder da.  
„Komm her, lass dich drücken“, sage ich. Wir umarmen uns, ich fühle mich verbunden. So verbunden, wie ich es sonst kaum kenne. Paskal ist nicht zu meiner Berliner Straßenfamilie.  
Wir lernen uns vor langer Zeit am Herrnanzplatz kennen – zwischen Karstadt und U-Bahn, zwischen Sonnenallee und Hasenheide. Dort war unser gemeinsames Wohnzimmer. Wir gehörten zu einer Gruppe drogenabhängiger Osdoslober, die sich hauptsächlich an diesem Platz aufhalten. Seit etwa zehn Jahren bin ich weg von der Straße.  
Ich bin clean.  
Ich arbeite.  
Ich wohne

Er nicht, zumindest nicht dauerhaft. Paskal lebt derzeit in einem Übergangswohnort, „Carpe Diem“ heißt es. Nuchtern schreit er auch zu sein. „Erste Schritte in ein anderes Leben“, sagt er. Ich frage mich, ihn zu sehen. Zu gleich schlägt unsere Begegnung wie eine Bombe in meine Gegenwart ein. Eben noch stille ich an meinem MacBook, plötzlich zum Mittag will ich los, einkaufen im Isolieren. Nun sieht Paskal vor mir. Und mit ihm mein altes Leben.  
Erinnerungen tauchen auf. Vanillepudding für zu Cent. Schrippe dazu. Das Knappgeld, das wir zusammensuchen, um an der Kasse bezahlen zu können. Lange her.  
Ich bin auf der Straße groß geworden. Mit 14 Jahren habe ich erstmals von zu Hause ab mit 15 emeral. Zunächst pendele ich noch zwischen meinen geschiedenen Elternstellen und der Beobachtungsstelle. Bald habe ich mir noch am Alexanderplatz und am Bahnhof Zoo ab. Manchmal trübe ich in der Ferne einem Jugendlichen in Schöneberg.  
Ich suche Hilfe, aber keiner hört mir zu. Auch das Jugendamt erkennt meine Not nicht. Als ich im Frühjahr 2008 meine Situation dort schildere, sagt eine Mitarbeiterin zu mir: „Wir sind für Fälle mit eichen Problemen da. Nicht für Ferien, die mal keine Lust auf ihre Eltern haben.“ Ich verlasse ihr Zimmer, verlasse das Haus. Ein Weg



**Wir sind für die meisten unsichtbar. Wir erbtend eigene Regeln. Wir kämpfen uns durch**

aus Stempeln führt auf die Straße. Er kommt mir unendlich lang vor.  
Mitte der Nuller Jahre leben mehrere tausend Kinder und Jugendliche auf der Straße. Heute sind den Schätzungen des Deutschen Jugendinstituts zufolge mindestens 10.000. Unter 18-Jährige, obdables. Sie werden am besten durch die sogenannten Überlebenshilfen aufgefangen, heißt es. Das ist ein feststehender Begriff für Essen, Schlafplatz, Trücker und Ähnliches. So

zulaufende, zum Beispiel vom Verren-Straßenkinder. Fahren mit einem Pilschdack Berlin und verenden bei und Essen. Sie hören zu, wenn jemand reden möchte. Auch ich habe von denen schon eine Suppe gelöffelt.  
Warum ich damals von zu Hause weg bin? Ich kenne kein Straßenkind, bei dem es „desen ersten Grund“ gibt. Die meisten kennen kein schönes Leben, und irgendwas sind sie all genug um etwas zu ändern. Wir wehren uns, indem wir fürchten. Auf der Straße gehören wir dazu und bewerten uns. Wir verurteilen. Spaß zu haben und den Rest zu vergessen. Das Straßenleben verbindet. Es ist zu kalt, zu warm, zu gefährlich, zu drauf, zu viel für eine Seele. Die Schale besuche ich. In dieser Zeit nicht mehr, meine Vernetzung in die in Klasse „achtern angangenen“, steht auf einem Zeugnis. Ich trinke Alkohol, zu viel davon. Ich probiere vieles, auch Heroin. Mit 16 Jahren schlage ich mich erneut in Jugendamt. Dieses Mal kein mit ein Mitarbeiter zu. Jetzt bin ich offenbar „ein Fall mit echten Problemen“. Er sagt: „Wir werden mit Coopwork sprechen. Aber auf jeden Fall muss du zur Eingangung für zehn Tage.“ Coopwork ist eine Koordinationssstelle von Karsten, einem Verein für Kinder und Jugendliche in Not. Ich möchte zugern die arbeiten, mit Bezeichnung wäre auch in Ordnung, denke ich. Ich will ein.

In der Psychiatrie, in der ich eingetragte nach fünf Tagen eine Amisärztin vor mir. Sie bringt mich in einer geschlossenen therapeutischen Einrichtung in Brandenburg unter. Davon war vorher nie die Rede, es wurde nicht mit mir abgesprochen. *Wo wo sind ihr nicht erwähl? Ich Auser Jack.*  
Mit richtigerem Beschluss werde ich in dem Intern zehn Monate eingeperrt. Hinter einem grünen Zaun, ich darf das Grundstück nicht verlassen, darf kaum Kontakt nach außen haben, soll rigide Regeln befolgen, die mir nicht einleuchten. *Was habe ich er gewöhnt verbrochen?*  
Später wird der Alltag etwas lockerer. Ich lerne eine liebe Therapeutin kennen und bleibe die Zeit durch, zwei Jahre. Doch ich schaffe es nicht, drogenfrei zu leben. Als ich wiederholt rückfällig werde, muss ich gehen. Auch weil stationäre Jugendrichtungen sich nicht mehr in der Verantwortung sehen, wenn ihre Schützlinge erwachsen sind.  
Ich packe meine Sachen und steige in den Zug nach Berlin. 10 Jahre zu. Wandern rucksack, Alexanderplatz, ich kiffe, trinke, schmeiße Tabaketen ein Für den Rückfall gibt es sogar ein Psychiatrierlang, wenn jemand erneut auf der Straße und in der Not ist.  
Fürsetzung auf Seite 26

Einrichtung in Brandenburg unter. Davon war vorher nie die Rede, es wurde nicht mit mir abgesprochen. *Wieso seid ihr nicht ehrlich? Ich hasse Euch.*

Mit richterlichem Beschluss werde ich in dem Heim zehn Monate eingesperrt, hinter einem grünen Zaun. Ich darf das Grundstück nicht verlassen, darf kaum Kontakt nach außen haben, soll rigide Regeln befolgen, die mir nicht einleuchten. *Was habe ich eigentlich verbrochen?*

Später wird der Alltag etwas lockerer. Ich lerne eine liebe Therapeutin kennen und stehe die Zeit durch, zwei Jahre. Doch ich schaffe es nicht, drogenfrei zu leben. Als ich wiederholt rückfällig werde, muss ich gehen. Auch weil stationäre Jugendeinrichtungen sich nicht mehr in der Verantwortung sehen, wenn ihre Schützlinge erwachsen sind.

Ich packe meine Sachen und steige in den Zug nach Berlin. 18 Jahre alt, Wanderrucksack, Alexanderplatz. Ich kiffe, trinke, schmeiße Tabletten ein. Für den Rückfall gibt es sogar ein Wort: Ehrenrunde heißt es im Psychiatrieslang, wenn jemand erneut auf der Straße und in der Sucht landet.

Doch von nun an begleitet mich immerhin eine Hündin: mittelgroß, weiß-braun, vier Pfoten. Ich nenne sie Flöckchen. Sie ist in der Köpi geboren, einem linken Hausprojekt in Kreuzberg. Ein Punk vom Alex kümmert sich um sie. Weil er wegen Körperverletzung verhaftet wird, übernehme ich sie. Erst ist es eine Katastrophe mit uns beiden, weil ich keine Ahnung von Hunden habe. Sechs Monate später möchte ich nicht mehr ohne sie leben. Am Fernsehturm gammeln wir herum. Flöckchen und ich. Gestrandete, Alkies, Punks.

Wir trinken, lachen, und manchmal steigen die Fans vom BFC Dynamo aus dem Zug, um uns zu verprügeln. Es ist egal, ob sie ihr Fußballspiel verloren oder gewonnen haben. Das macht denen einfach Spaß.

Über Paul, einen Altpunk vom Alex, gelange ich irgendwann in die Sparkasse am Hermannplatz. Paul habe ich über unsere Hunde besser kennengelernt, er gibt mir manchmal ein Bier aus. Er sagt: »Ich habe in einer Sparkasse einen Platz gesichert und brauche den nicht mehr.« Gute Schnorrplätze bekommt man auf der Straße oft über Beziehungen. In der Bank gibt es Schichten, um den Platz unter mehreren Leuten aufzuteilen. Dieses System ist an begehrten Plätzen wie diesem üblich. Begehrt sind sie, wenn es dort »gut läuft«, überdacht und windstill ist.

Paul ist für mich so etwas wie ein Vorbild. Die Altpunks vom Alex heißen »die Saubande«, sie haben sich über die Zeit Respekt erarbeitet. Sie bestimmen, was geht und was nicht. Wenn es Stress gibt, dann regeln sie das. Oft müssen sie nur auftauchen, und die Sache klärt sich wie von Zauberhand. Ansonsten wird die Hand zur Faust.

**Ich will am Kottbusser  
Tor Gras kaufen, doch  
es gibt nur Heroin.  
Ich sage »okay«, bezahle  
und bin wieder angefixt.**

*In ein paar Jahren gehöre ich auch dazu, bin stark und unberührbar. Das ist alles, was ich will.*

In der Sparkasse am Hermannplatz breite ich von nun an fast täglich meine Lederjacke für meinen Hund aus und verkaufe die Straßenzeitung *motz*. In meiner Freizeit sitze ich am Alex, zum Geldverdienen fahre ich in die Bank.

Das läuft erstaunlich gut. Doch nach ein paar Wochen kommt es zu einem Moment, der einiges ändert: Ich will am Kottbusser Tor Gras kaufen, doch es gibt nur Heroin. Ich sage »okay«, bezahle und bin wieder angefixt. Unter den Punks ist Heroinkonsum verpönt. Ich habe keine Lust, darauf angesprochen oder schief angeguckt zu werden. Ich löse mich vom Alex und bleibe am Hermannplatz.

*Ein Altpunk werde ich wohl nicht mehr.*

Am Alex war oft Party, am Hermannplatz lebt es sich gar nicht mehr unbeschwert. Ich lerne Wohnungslose kennen, die harte Drogen nehmen, und werde Teil dieser neuen Gemeinschaft. Die Leute sind ernster und viel älter als ich. Mit 20 bin ich der Jüngste unserer Gruppe. Es geht oft ums bloße Überleben. Rund um den Hermannplatz leben viele Menschen aus türkischen und arabischen Familien, aber die Gruppen der Obdachlosen mischen sich kaum. In unserer Straßenfamilie sind wir zu neunt.

Das sind unsere Namen:

Pascal D.;

Jürgen G.;

Christiane F.;

Dude;

Renate M.;

Sabine weißichnichtmehr,

Björn von H.,

Goldlöckchen.

Und ich, Sam Andreas.

Ich heiße in Wirklichkeit allerdings anders. Weil nicht jeder meine Biografie im Internet finden soll, schreibe ich diesen Text unter einem Pseudonym.

Am Hermannplatz leben wir in einer Parallelwelt. Das große Einkaufszentrum, Karstadt, ist unsere Basis. Die umliegenden Hausflure, Dachböden und Keller unser Bett. Den Menschen das Geld aus der Tasche zu fragen, ist unsere Arbeit. Freundlich, zuvorkommend, »bitte«, »danke« und nicht zu

aufdringlich. Jeden Tag und ohne Urlaub. Dieser Job ist für beide Seiten nicht leicht zu ertragen, schätze ich. Manchmal klauen oder dealen wir auch. Das ist noch unbefriedigender und funktioniert oft nur kurz.

Wir sind für die meisten unsichtbar. Wir erfinden eigene Regeln. Wir kämpfen uns durch.

**Jürgen G.:** Jürgen steht an einem der Eingänge zu Karstadt und schnorrt. Ich kenne niemanden, der Jürgen nicht leiden kann. Er redet nicht viel. Jürgen hat sogar eine Visitenkarte: »vor Karstadt, Montag bis Samstag«, steht darauf. Die hat ein Student für ein Projekt drucken lassen. Total absurd, und trotzdem ist Jürgen sehr stolz darauf. Er verschenkt sein Kärtchen an seine »Stammkunden« und wartet dann auf die irritierten Gesichter. Jürgen und mein Hund sind verknallt ineinander – kann man echt nicht anders sagen. Flöckchen spaziert manchmal von selbst los, um ihn zu suchen. Wenn sie ihn findet, wedelt ihre Rute so sehr, dass sie beinahe umfällt.

**Christiane F.:** Jürgens zweite große Liebe heißt Christiane. Diese Frau ist nicht totzukriegen. Sie verabscheut alle, die sich klein machen. Wenn einer von uns rumnörgelt, was alles scheiße läuft, hält sie dagegen. Sie sieht immer das Positive. Christiane F. wurde durch »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo« deutschlandweit bekannt; am Hermannplatz redet niemand groß darüber, sie ist einfach eine von uns. Sie hätte eigentlich genug Geld und Möglichkeiten, um sich zu lösen. Aber sie bleibt bei uns, ihren Freunden.

**Pascal D. und Dude:** Pascal besucht uns mehrmals täglich. Er ist immer auf Achse, grast die Mülleimer und Mülltonnen nach Flaschen ab oder arbeitet sich mit einer Straßenzeitung durch die U-Bahn. Meistens ist Dude mit dabei. Während Pascal bereits seine Dritten trägt und so dünn ist, dass man auf seinen Rippen Klavier spielen könnte, hält sich der jüngere Dude noch für etwas Besseres. Er sagt immer: »So wie ihr werde ich nicht. Ich habe eine Wohnung, und es ist alles unter Kontrolle.« Dafür lachen wir ihn aus. Er weiß als angehender Junkie noch nicht, mit wem er sich angelegt hat: Die Königin H ist unbarmherzig und verschlingt jeden.

**Renate M.:** Renate ist am Hermannplatz eine Institution. Sie schnorrt mit ihrem Hund Lumpi beim Übergang zwischen U-Bahnhof und Karstadt. Renate ist nur 1,60 Meter groß, aber kaum jemand wagt, ihren Platz unabgesprochen zu besetzen. Sie kann ausrasten – aber wie. Als ein Obdachloser von einem benachbarten U-Bahnhof einmal ihren Platz belegt, schreit sie ihn an: »Wenn ich dich Fatzke hier noch einmal sehe. Nein, unterbrich mich nicht.« Schimpfworte schallen durch den Schacht. Mit der *motz* verpasst sie ihm Ohrfeigen. Lumpi bellt, ununterbrochen. Der Neue haut fluchend ab, Renate setzt sich fluchend hin. *Für Kino brauche ich hier am Hermannplatz echt kein Geld ausgeben.*

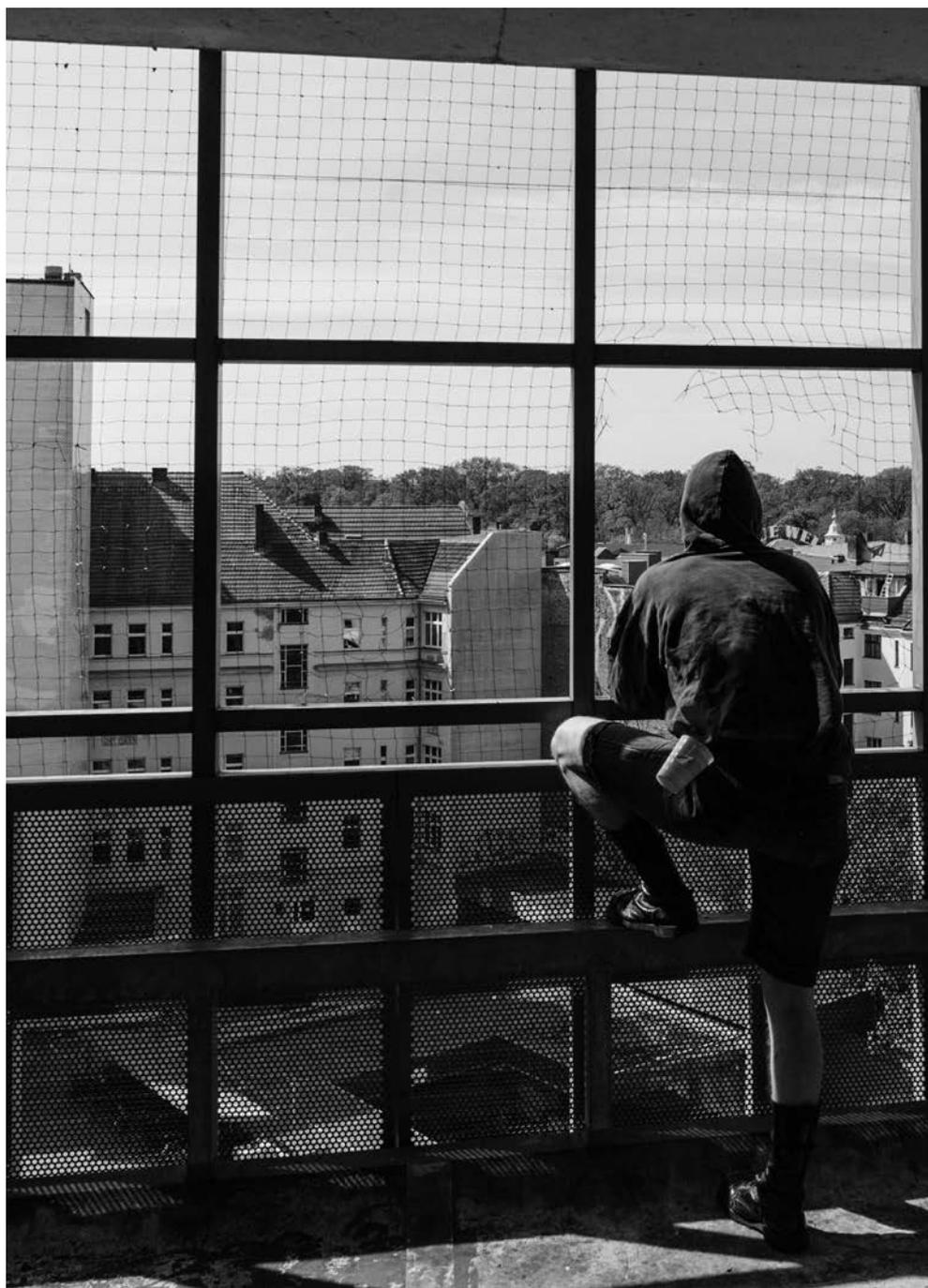
**Sabine:** Nach meinem ersten Jahr stößt eine jüngere Frau zu unserer Gruppe dazu: Sabine. Sie ist für die anderen keine Unbekannte, weil sie nur kurz auf Erholung war, im Knast. Das Gefängnis kann ein überlebenswichtiger Ort sein. Dort können wir auftanken, werden medizinisch versorgt, es ist warm, und es gibt regelmäßig Essen. Ich kenne mehrere Obdachlose, die sich zu Beginn der kalten Jahreszeit freiwillig stellen, um in den Knast zu kommen. Wir haben ein Dauerticket dahin, weil Kontrolleure uns regelmäßig wegen Schwarzfahrens in Bus und Bahn erwischen. Sabine besucht uns zunächst nur. Sie jobbt in einem Café und wohnt bei einem Kumpel. Sie versucht sich im normalen Leben, aber die Sucht ist bald stärker. Nach ein paar Monaten verliert Sabine ihre Arbeit, fängt wieder an zu schnorren. Manchmal kommt sie zu uns in die Sparkasse.

**Björn von H.:** Dort arbeiten Björn und ich mit Goldlöffchen im Schichtdienst. Mit Björn verstehe ich mich anfangs nicht gut. Er gehört wie ich zu den Jüngeren, aber er ist mir zu weich, zu schlau. Bevor er wegen Depressionen auf der Straße landete, hat er eine Familie gegründet. Er hat sogar studiert. Und so redet er auch. Überhaupt will Björn immer alles mit Worten klären. Unsere Beziehung ändert sich jedoch im Laufe der Zeit. Wir wachsen zusammen, lernen voneinander. Irgendwann ist Björn mein bester Freund.

**Goldlöffchen:** Mit dem etwas älteren Goldlöffchen habe ich nicht viel zu tun. Wir nennen ihn wegen seiner hellblonden Locken so. Er bekommt Substitutionsmedikamente, daher hat er einen anderen Tagesablauf: Goldlöffchen kriegt seinen Stoff zugeteilt und verdient sich etwas hinzu. Ich hingegen muss etwas verdienen und kann mir dann den Stoff kaufen.

Damals sind wir 9 von etwa 22.000 Obdachlosen bundesweit. Seitdem hat sich die Situation noch mal deutlich verschärft. Viele osteuropäische Obdachlose kamen nach Deutschland. Inzwischen trifft man vermehrt auch Frauen. 37.400 Menschen leben heute bundesweit auf der Straße. So steht es zumindest im Wohnungslosenbericht der Bundesregierung, der 2022 erstmals veröffentlicht wurde. Die Dunkelziffer dürfte viel höher liegen. Im Bericht heißt es, dass »insgesamt relativ lange Phasen der Wohnungslosigkeit von über einem Jahr dominieren«. Anders gesagt: Wenn jemand ganz unten ist, kommt er oder sie schwer (wieder) hoch.

Deutschland hat sich zum Ziel gesetzt, die Obdachlosigkeit bis 2030 zu beenden. Ein großes Ziel, das Teil einer europäischen Strategie ist. Geht es nach dem EU-Parlament, sollen die Mitgliedsstaaten zu Wohnungslosigkeit forschen, sie sollen Obdachlosigkeit entkriminalisieren, für Gleichberechtigung von Menschen mit und ohne Wohnraum sorgen und genügend Gelder für Hilfen zur Verfügung stellen. Bei der Forschung mag Deutschland inzwischen





ganz gut dastehen. Was die anderen Forderungen angeht – Entkriminalisierung, Gleichberechtigung und Geld –, ist noch viel zu tun.

Meine Biografie ist vom jeweiligen Gegenteil dieser Worte durchsetzt: Verurteilung, Ungleichheit und Armut.

Der Vorraum der Sparkasse ist um das Jahr 2010 herum unser Dreh- und Angelpunkt. Wenn jemand jemanden sucht, kommt er oder sie bei uns in der Sparkasse vorbei. Handys, um sich abzusprechen, haben wir keine – oder nur kurz, bis wir sie zu Geld machen. »Unsere« Bank halten wir sauber. Die offiziellen Mitarbeitenden akzeptieren uns.

Wenn der Geldtransporter kommt, dürfen wir als Einzige in der Sparkasse bleiben. Der Kastenwagen stellt sich komplett auf den Gehweg mit der Seitentür zum Eingang der Bank. So kommt keiner mehr hindurch, während die bewaffneten Angestellten die Geldkassetten auswechseln.

*Ich könnte manchmal auch eine Waffe gebrauchen.* Es muss im Herbst 2011 gewesen sein, als ein Typ mit Skimaske über dem Kopf in den Vorraum kommt. Er hebt, mit dem Blick zu mir, den Zeigefinger an die Stelle, wo ich den Mund vermute. Ich soll

still sein. Ich bleibe sitzen und umklammere meinen Hund. Ganz fest. *Nein, eigentlich will ich keine Waffe. Ich möchte viel lieber im Boden verschwinden.* Die Skimaske bedroht den einzigen Kunden am Automaten. Der junge Mann scheint pleite zu sein, er kann nichts geben, er schluchzt und bebt. Und ich sitze einfach da und schaue zu. Da holt die Skimaske plötzlich ein Messer raus, die Klinge so lang wie mein Unterarm. Er setzt es nicht ein, sondern schlägt dem Geldlosen mitten ins Gesicht. Der rennt, stolpert um sein Leben, raus aus der Bank. Blut fließt, wahrscheinlich aus der Nase. Der Maskierte geht langsam hinterher und verschwindet in eine andere Richtung.

Ich drehe mir erst mal eine Zigarette und atme. *Danke, Heroin, dass du mich vor einem Nervenzusammenbruch bewahrst.* Diese Droge wirkt nach Gewöhnung nur kurz berauschend, aber durchgängig gefühls- und schmerzötend.

Gewalt und Straße gehören zusammen wie Nudeln und Tomatensoße. Der Vergleich klingt harmlos, banal, normal. Aber genau das ist der Punkt: Für mich ist das normal. In der Studie zur Wohnungslosigkeit der Bundesregierung heißt es, dass »unter den wohnungslosen Suchtkranken ohne Unterkunft 84 Prozent Gewalterfahrungen« machen. In unserer Straßenfamilie sind es 100 Prozent.

Jahre später finde ich unser damaliges Leben in dem Song »Löwenzahn« von Sido wieder, er geht mir ständig durch den Kopf:

**Gewalt und Straße gehören zusammen wie Nudeln und Tomatensoße. Der Vergleich klingt harmlos, banal, normal. Aber genau das ist der Punkt: Für mich ist das normal.**

»Wenn du Scheiße laberst, trifft dich 'ne Gerade / Auf jedes krumme Ding folgt gewiss eine Strafe / Doch dieser Mann hat keine Zeit für eure Faxen / An der Scheiße kann man eingehen oder wachsen.«

Dann der Refrain: »Zwischen Demut und Größenwahn / All die Probleme, die zu lösen waren / Gott, vergib uns, weil wir böse waren / Auf der Straße aufgewachsen wie Löwenzahn.«

Am Schlimmsten finde ich die Gewalt von Außenstehenden, die gegen uns gerichtet ist: Menschen spucken uns an, beleidigen uns, treten, beklauen und belästigen uns. Meistens grundlos. Manchmal bewerfen mich Menschen mit Centstücken: »Hier, du kleiner Drecksjunkie, kauf dir was Schönes«, so etwas sagen sie.

Aber auch untereinander werden wir handgreiflich. Viele soziale Normen kennen wir gar nicht. Außer Björn vielleicht. Wir verteidigen unsere Schnorrplätze, um unsere Einkommensquellen zu schützen. Nach einer Schlägerei ist die Sache geregelt, keiner ruft die Polizei. Mit denen zusammenarbeiten gilt als Verrat, meistens haben wir alle »etwas offen« – das wäre ein Eigentor. Außerdem wird wohl kaum eine Streife geschickt, wenn jemand die 110 wählt und sagt: »An meinem Stamplatz sitzt ein Fremder, und wenn er nicht geht, werde ich heute hungern und entzülig. Er ist aggressiv, und ich bräuchte daher dringend Hilfe. Wann sind Sie hier?«

Die Polizist:innen, mit denen wir zu tun haben, sind selten böse, manchmal geben sie uns sogar Geld. Sie wirken genauso überfordert mit uns wie alle anderen auch.

In den Jahren am Hermannplatz kommen kaum Sozialarbeitende vorbei. Nur im Winter gibt es Krümmeltee. Das ist ein Klassiker unter den Überlebenshilfen. Im Sommer kalt serviert und im Winter aus der Thermoskanne. Ansonsten haben sie in der kalten Jahreszeit manchmal einen Schlafsack dabei, oft sind die aber schon weg.

Zum Glück ist der Vorraum der Sparkasse relativ warm. Dort kann ich mich im Winter ab und zu aufwärmen. Nachts kommt aber die Sicherheit vorbei, dann finde ich Unterschlupf auf Dachböden oder penne auf den obersten Etagen in Hausfluren. Aus den Mülltonnen hole ich Material und baue ein Bett aus Styropor und Pappe. Die BVG öffnet im Winter manche U-Bahnhöfe über Nacht für Obdachlose. Manchmal suche ich dort Zuflucht.

Besonders schlimm ist der Winter 2010/11. Viele von uns haben Erfrierungen an den Füßen oder Händen. Kälte zermürbt. Ich bin im Januar und Februar so erschöpft, dass ich aufgeben will. Aber das geht ja nicht, schon wegen Flöckchen. Im Zweifel ziehe ich ihr mein buchstäblich letztes Hemd über. Hund mit Hoodie. Ich halte es nicht aus, wenn sie zittert. Das ist schlimmer als selber frieren.



Im Winter bietet die Stadt Notschlafplätze an. In diese Kältehilfe geht keiner von uns. Die Regeln sind zu streng: Es gibt Taschenkontrollen. Oft sind keine Hunde erlaubt. Die Gäste müssen in einem bestimmten Zeitfenster dort sein und morgens um 7 Uhr wieder gehen. Das schaffen wir nicht.

Wir sind füreinander da. Vereint als Team an den guten und notgedrungen an allen anderen Tagen. Wir besuchen uns im Knast, im Krankenhaus, leihen uns Geld und passen auf unsere Hunde auf. Diese Menschlichkeit wirkt intensiver auf der Straße als im normalen Leben. Obdachlose sind authentisch. Sie sagen und zeigen, was ist. Ungeschminkt, könnte man sagen.

Es gibt keinen Platz für uns, außer in der Klappe und anderen Stationen im Krankenhaus. Doch dort fühlen wir uns minderwertig, bekommen zu wenig Substitutionsmedikamente. Das Personal steckt uns in die »Junkie-Schublade«. Aus Krankenhäusern werden wir in die Obdachlosigkeit entlassen. *Wir brauchen ein Krankenhaus für Obdachlose. Es kann nicht sein, dass Menschen am lebendigen Leibe verwesen oder wie Geister durch die Städte wandeln: Alle wissen, dass sie da sind, und keiner sieht sie.*

Nur in der allergrößten Not suchen wir medizinische und psychologische Hilfe. Es ist entwürdigend. In vielen Köpfen ist wie eingespeichert, dass wir schwach oder faul wären.

Da gab es dieses Erlebnis in der Notaufnahme: Ich habe mir meinen großen Zeh fünffach gebrochen. Der Knochen ist verrutscht, »disloziert« nennt sich das. Nach dem Röntgen schaut sich ein Arzt meinen Fuß an. Er greift ohne Vorwarnung, ohne mir Schmerzmittel zu geben, an meinen Zeh und richtet ihn. Das bedeutet: ruckartig ziehen und drehen, bis die Knochen wieder in Position sind. Nachdem ich aufgehört habe zu schreien, frage ich ihn unter Tränen, was das sollte. Seine Antwort: »Na, in Ihrer Akte steht: Heroinabusus. Sie kriegen von mir keine Schmerzmittel.«

*Wir sind Menschen. Und wir wollen auch so behandelt werden.*

Beziehungen können helfen. In der Sparkasse lerne ich einige Menschen über die Jahre besser kennen. Eine junge Frau bringt mir zum Beispiel jeden Mittwoch etwas Warmes zu Essen in die Sparkasse. Dank ihr entdecke ich die Vorfreude wieder. Sonst kenne ich nur die existenziellen Fragen für die kommenden Stunden: Hundeverorgung, Geld, Drogen, Schlafplatz, Trinken, Essen. In dieser Reihenfolge gestaltet sich mein Dasein.

Nun plötzlich Vorfreude. Wegen dieser Frau denke ich manchmal schon Montag an Mittwoch. Das ist anders und schön. Es geht nicht um die Frau persönlich, sondern um die Zuwendung. Das Essen durchbricht meine Einsamkeit. Da denkt jemand an mich.

Auch ein Sporttrainer spricht mich immer mal wieder an. Er stellt mir in Aussicht, Boxen zu lernen, wenn ich clean bin. »Du kannst gern mal

vorbeikommen. Wir kriegen das auch hin mit den Mitgliedsbeiträgen. Also wenn du dich entscheidest, ich würde mich freuen«, sagt er.

Auch wegen solcher Erfahrungen entscheide ich irgendwann, etwas zu ändern. Ich will aus der Sparkasse in die Klappe, zur Entgiftung von Heroin.

Der Schritt dahin ist nicht leicht: Die meisten Obdachlosen werden eher früher als später beklaut. Dann sind der Ausweis und die Krankenkassenkarte weg. Um einen Platz im Krankenhaus zu bekommen, muss aber eine Krankenversicherung bescheinigt werden. Dafür braucht es einen Personalausweis.

Nach Monaten habe ich beides, ich melde mich zur Entgiftung an. Flöckchen gebe ich am Hermannplatz bei Jürgen in Obhut. Am Bahnhof verabschieden wir uns. Ich drücke meine Hand von innen an die Scheibe der U7. Vier Jahre waren wir nie länger als ein oder zwei Stunden voneinander getrennt. Ohne sie wegzufahren, fühlt sich an, als würde ich einen Teil meines Körpers dalassen.

Station 85 im Neuköllner Krankenhaus. Ich werde mit Methadon entwöhnt. Nach zwölf Tagen Hölle bin ich clean, mit 22 Jahren. Ich stehe plötzlich nüchtern vor den Trümmern meiner Existenz.

Vielleicht hätte mir damals eine eigene Wohnung geholfen. Der übliche Weg, um aus der Obdachlosigkeit herauszukommen, ist: erst Psychiatrie, dann betreutes Wohnen, Therapie und schließlich die eigene Wohnung. Inzwischen

gibt es ein Modell, das die Obdachlosigkeit direkt beenden will: Housing First. Dabei bekommen Obdachlose eine eigene Wohnung, ohne dass vorher geprüft wird, ob der Mensch wohnfähig ist.

Die Wohnung ist die Basis für alles. Als ich kürzlich von dem Projekt hörte, war ich begeistert. Das könnte für viele Obdachlose tatsächlich eine Lösung sein.

## **Nach zwölf Tagen Hölle bin ich clean, mit 22 Jahren. Ich stehe plötzlich nüchtern vor den Trümmern meiner Existenz.**

Ich rufe Sebastian Böwe an, Wohnraumkoordinator bei Housing First Berlin. Er sagt: »Unsere Sozialpädagogen helfen, einen Ausweis zu beantragen, und unterstützen bis zum Einzug.« Von dort kläre sich alles Weitere wie Beschäftigung, Entzug oder Therapie. Zurzeit würden sie fieberhaft daran arbeiten, die Bewerberliste abzuarbeiten, sagt Böwe. Das Berliner Projekt nimmt seit Januar 2023 niemanden mehr auf, weil die Nachfrage so hoch ist. Über 600 Menschen hätten sich schon beworben. Allerdings würden davon »eine ganze Menge« nicht ins Profil passen. Seit 2018 seien 58 Mietverträge unterschrieben worden.

Ganz bedingungslos arbeitet auch dieses Modell nicht. Läuft jemand mit Decke umwickelt durch die Straße und redet wirr, dann ist er oder sie zu krank für Housing First.

Für einige wenige baut sich also allmählich eine Alternative zum bestehenden System auf. Für die meisten gibt es weiterhin keine Anlaufstellen, außer der Klapse.

Ich hätte eine Wohnung nach meinem Entzug dringend gebraucht, aber Housing First gibt es damals noch nicht. Ich besorge mir einen Platz in einem Wohnheim. Flöckchen ist endlich wieder bei mir. Ich muss übermenschlich viel Kraft aufbringen, um clean zu bleiben. Die Mitbewohner konsumieren, die Wände engen mich ein, und das Bett überfordert mich: Es knarrt, die Matratze ist weich unter mir. Ich schlafe die ersten Wochen lieber neben dem Bett.

Seit vier Jahren bin ich zum ersten Mal mehrere Tage nüchtern. *Die Welt ist bunt, sie riecht so intensiv.* Ich starre Bäume an, als wären sie das Krasseste der Welt: die Farben, die kleinen Ästchen, der Himmel darüber. Mein Körper ist schwach. Ich kann kaum drei Stockwerke laufen, ohne zu verschlaufen. Jahrelang hat mich das Heroin betäubt. Jetzt sind die Gefühle wieder da. Ich fange unvermittelt an zu weinen, fühle mich wie ein Spielball in meinem entgleisten System.

Ich bin weder stabil genug, um zu arbeiten, noch bereit, nur noch in betreuten Einrichtungen zu leben. Nach zwei Jahren kümmert sich ein Sozialarbeiter ehrenamtlich um mich. Er hilft mir dabei, eine eigene Wohnung zu suchen. Drei Monate später finde ich eine Bleibe. Als ich den Mietvertrag unterschreiben kann, beichte ich, dass ich einen Hund habe. Das hatte ich verschwiegen, weil meine Chancen dadurch noch geringer sind. Der Hausverwalter sagt: »Ich hätte die Möglichkeit, den Vertrag zurückzuziehen. Aber ich gebe Ihnen eine Chance: Wo kein Kläger, da kein Richter.«

Ich bin Mitte 20 und habe es geschafft. Meine Wohnung. Ich werde diesen Tag, den 4. März 2014, nie vergessen: Flöckchen, der Schlüssel und zwei große blaue Müllsäcke mit unseren Sachen. 40 Quadratmeter, keine Einrichtung. Ich setze mich auf die Dielen, stehe wie im Wahn auf, ziehe den Schlüssel aus der Tasche, schließe auf, schließe ab und setze mich wieder hin. Immer und immer wieder. Dann heule ich.

Ich brauche noch weitere zwei Jahre, bis ich aufhöre zu schnorren und mich an einen anderen Alltag gewöhne. Auf der Straße gab es immer etwas zu tun. Irgendein Grundbedürfnis war immer unbefriedigt. Eine Krise jagte die nächste. Nun habe ich ein Dach über dem Kopf und Geld vom Staat. Mir geht es nicht gut, aber die Not ist nicht existenziell.

Der Boxtrainer aus der Sparkasse nimmt mich tatsächlich im Verein auf, ich trainiere dort mehrere Jahre. Das Boxen ist ein Anker für mich; ich lerne dort meine neue beste Freund:in kennen.

Ansonsten schleppe ich mich von Tag zu Tag und bin froh, wenn es Abend wird. Dann kann ich schlafen. Ich komme über die Runden. Aber in dieser neuen Welt fühle ich mich unwillkommen, ungeeignet. Ich sehne mich häufig nach einem Leben im Rausch und zu meiner Straßenfamilie zurück.

Sidos Song geht mir wieder durch den Kopf:

*»Zwischen Kreuzberg und Lichtenberg / Wo man all diese Geschichten hört / Da wächst 'ne gelbe Blume aus'm Dreck / An einem Fleck, an dem sonst keine Blume wächst / Keiner beachtet sie, alle trampeln drauf / Doch sie gibt nicht auf, was die Rose kann, das kann sie auch / Wir kämpfen, bis wir irgendwann mal Pustebumen sind / Und wir warten auf den Wind.«*

Manchmal frage ich mich sogar, ob ich überhaupt leben darf. Nicht weil ich besonders selbstlos bin oder gar lebensmüde, sondern weil es so zufällig wirkt, wer überlebt und wer nicht. Das macht mich fix und fertig.

**Björn:** Björn, der immer so wortgewandt war, entscheidet sich, clean zu werden. Er hört 2015 von einem zum anderen Tag auf zu trinken. Eine Woche später stirbt er im Urban-Krankenhaus an multiplem Organversagen und Delirium tremens. Sein Körper verkraftet den Entzug nicht.

**Jürgen:** Ein gutes Jahr später sitzt Jürgen, der früher vor Karstadt stolz seine Visitenkarten verteilt hat, im Reuterpark in Neukölln und kann nicht mehr aufstehen. Sein Bein ist offen, infiziert. Eine typische Junkie-Krankheit. Ein Fremder ruft den Krankenwagen, Jürgen kommt ins Urban-Krankenhaus. In seinem Bett erleidet er einen Herzstillstand. Keiner weiß, wie lange sein Gehirn nicht mit Blut versorgt war, weil er nicht sofort gefunden wird. Er kommt auf die Intensivstation und liegt im Koma. In einem Eilverfahren werde ich sein gerichtlicher Betreuer. Zusammen mit Christiane entscheide ich nach ein paar Tagen, dass die Maschinen ausgestellt werden können. Jürgen ist hirntot. Ich bin bei ihm, als er seinen letzten Atemzug tut. Auf der gleichen Intensivstation wie Björn. Ein Zimmer weiter, ein Jahr später. Jürgen wurde 62 Jahre alt.

Christiane kann seinen Tod nicht verarbeiten und zieht sich zurück. Ich sehe sie jahrelang nicht mehr.

**Renate:** Renate erkrankt 2017 an Lungenkrebs. Sie kümmert sich nicht darum, sie wird irgendwann gelb. Ihre Leber versagt. Eines Tages sitzt keiner mehr am Übergang zwischen U7 und Karstadt.

**Sabine:** Ich glaube, Renates Tod ist zu viel für sie. Sabine verwaorlost, ist auf einem Auge blind und redet wirres Zeug. Ihr Gehirn ist irgendwie





kaputt. Sie muss um die 40 sein, als sie in einem Streit am Hermannplatz 2018 vor die U-Bahn fällt. Sie stirbt im Krankenhaus.

**Dude:** Dude, der immer dachte, er sei etwas Besseres, ist in den vergangenen Jahren kleiner geworden. Er besteht nur noch aus Haut und Knochen. Er fährt mit Rollstuhl durch die Stadt, weil seine Beine offen und faulig sind. Genau wie bei Jürgen. Eine Wohnung hat er schon lange nicht mehr. Als Pascal mich an meiner Haustür besucht, sagt er: »Ich kann es kaum ertragen, Dude so zu sehen. Er macht nicht mehr lange.«

**Pascal:** Es ist fast Mai. Ich erreiche Pascal nicht. Ich mache mir Sorgen, dass auch er wieder an der Nadel hängt. Dann endlich eine SMS. Er schreibt: »Hi, Sorry das ich mich nicht gemeldet habe. Dein Gedanke war richtig ich hab konsumiert und gehe morgen zum Arzt«.

**Ich habe Björn, Jürgen und Sabine versprochen, für sie weiterzuleben, für sie stark zu sein. Jede Niederlage zwingt mich, dieses Versprechen neu einzulösen.**

**Christiane:** Nach Jürgens Tod hatten wir keinen Kontakt, jetzt reden wir wieder miteinander. Im Mai 2023 kann sie endlich die Unterkunft für Obdachlose verlassen, nach sieben Jahren. »Ich ziehe aufs Land, wo ich schon immer hinwollte. Mit Kühen und Schweinen kann ich in einem kleinen Bauernstübchen alt werden«, erzählt sie. Sie will dort nüchtern bleiben.

Und ich? Ich habe Björn, Jürgen und Sabine versprochen, für sie weiterzuleben, für sie stark zu sein. Jede Niederlage zwingt mich, dieses Versprechen neu einzulösen. Manchmal stelle ich mich einfach auf die Straße, schaue in den Himmel und schreie.

Und dann mache ich weiter.

...

*Der Text wurde unter dem Pseudonym Samuel Andreas veröffentlicht.*

# ISSIO EHRICH

■ **Issio Ehrich** ist ein freier Reporter und Fotograf, der vor allem über die Sahelzone in Afrika berichtet. Er beschreibt die Entwicklungen einer Region, die geplagt von Terror, Korruption und Klimakrise, inmitten eines historischen Umbruchs steckt. Seine Reportagen erscheinen in *Die Zeit*, in *GEO* und anderen Wochenzeitungen und Magazinen in Europa. Im Herbst 2024 erscheint sein zweites Buch: »Putsch – Der Aufstand gegen Europas Kolonialismus in Afrika«.

Issio Ehrich ist nominiert in der Kategorie »Reportage« mit »Generäle an die Macht!«, erschienen am 21. September 2023 in *Die Zeit*.



# Generäle an die Macht!

Der westafrikanische Niger galt als verlässlicher Partner des Westens. Jetzt feiern die Menschen dort das Ende der Demokratie. Unterwegs in einem von der Volksherrschaft enttäuschten Land

Auf der Stirn der Frau treten Schweißperlen hervor. Sie rinnen über das kleine Tattoo zwischen ihren Augenbrauen, ein A mit einem Punkt darunter, fließen weiter über ihr Gesicht, tropfen auf die staubige Straße.

»Raus mit den Franzosen!«, schreit die Frau. »Diese Verbrecher, diese Heuchler!« Ihre Stimme: ein Krächzen, sie hat sich heiser gebrüllt.

Die Frau, sie heißt Amina Abdoulwahid, steht ein paar Meter vor einer schulterhohen Mauer, hinter der riesige Sandsäcke und Stacheldraht zu sehen sind. Es ist der Schutzwall der französischen Militärbasis in Niamey, der Hauptstadt des Niger, Westafrika. Neben Abdoulwahid schreien etwa hundert weitere Frauen, sie haben Kochtöpfe mitgebracht und eiserne Kellen, mit denen sie auf die Topfböden schlagen. Metall knallt auf Metall, immer wieder.

»Wir waren nie unabhängig«, ruft Amina Abdoulwahid. »Unser Präsident ist ein Verräter!«

Es ist der 30. August, etwas mehr als ein Monat ist vergangen, seit Soldaten des Niger ihren eigenen Staatschef festsetzten. Mohamed Bazoum, der vom Volk gewählte Präsident, so wird es berichtet, saß am 26. Juli noch beim Frühstück, da hatten Angehörige seiner eigenen Garde bereits seine Residenz umstellt. Bazoum ist jetzt ein Gefangener des Militärs, und die Generäle sind die neuen Machthaber im Land.

Seit diesem Tag geschehen im Niger Dinge, die nicht leicht zu verstehen sind.

Bazoum, zwei Jahre im Amt, galt in Europa und den USA als Hoffnungsträger der Demokratie. Als verlässlicher Partner in einer Region, die von großer Bedeutung ist für die Energieversorgung Europas, für die Kontrolle der Migration und den Kampf gegen den islamistischen Terrorismus. Sogar als Feminist wurde Bazoum im Westen gepriesen.

Und jetzt? Jetzt schreit Amina Abdoulwahid: »Die einzige Frau, um die sich Bazoum je gekümmert hat, ist seine Ehefrau! Nieder mit Bazoum! Nieder mit Frankreich!«

Seit dem Putsch der Generäle gehen in Niamey die Menschen auf die Straße. Es sind Hunderte, Tausende, Zehntausende, die sich jeden Tag zusammenfinden. Doch sie protestieren nicht gegen den Tod der Demokratie. Sie jubeln ihn. Sie feiern die Putschisten. Sie fordern, dass die Militärs nach dem Sturz des Präsidenten nun die Franzosen aus dem Land jagen. Die







Angehörigen der Grande Nation, des Landes, das die Demokratie in Europa begründet hat.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Herrschaft des Volkes – zählt all das im Niger nichts mehr? Zählt all das in Westafrika nichts mehr? Im Jahr 2020 haben bereits im benachbarten Mali die Militärs geputscht, 2021 in Guinea, 2022 in Burkina Faso. Eine Kettenreaktion scheint im Gange zu sein, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Was geht da vor?

### Niamey

Vom Kochtopf, den Amina Abdoulwahid in ein Objekt des politischen Protests verwandelt hat, ist wenig geblieben. Der Boden: ausgeschlagen. Der Rand: von Rissen durchzogen. »Es war wie eine Befreiung«, sagt sie über das Schreien und das Trommeln vor der französischen Militärbasis.

Amina Abdoulwahid sitzt im Schatten eines Baumes nicht weit von ihrem Haus, einem flachen Lehmhaus in den Ausläufern der Millionenstadt Niamey. Eine Piste aus rotbraunem Sand führt hierher, am Straßenrand immer wieder Jungen, vielleicht 12 oder 13 Jahre alt. Sie tragen fleckige Kleider und verkaufen Benzin, das sie in alte Saftkanister gefüllt haben.

Der Niger ist eines der ärmsten Länder der Welt. Amina Abdoulwahid aber

**Vom Kochtopf, den Amina Abdoulwahid in ein Objekt des politischen Protests verwandelt hat, ist wenig geblieben. Der Boden: ausgeschlagen. Der Rand: von Rissen durchzogen.**

hatte das Glück, vor 40 Jahren in eine vergleichsweise wohlhabende Familie hineingeboren zu werden. Ihr Vater war Buchhalter, ihre Mutter Sekretärin bei der Nationalbank. Amina Abdoulwahid ging zur Schule, studierte Biologie, wurde die zweite Frau eines Offiziers der Nationalgarde, mit dem sie drei Kinder bekam. Heute arbeitet sie als Laborantin in einem der Krankenhäuser der Hauptstadt. Sie führt, für nigrische Verhältnisse, ein gutes

Leben. Dennoch spricht sie, wie viele gebildete Menschen im Land, mit Wut und Enttäuschung von der nun gestürzten Regierung.

Die Demokratie im Niger ist jung. Das Land erlangte 1960 die Unabhängigkeit, aber jahrzehntelang galt ein Einparteiensystem, das die Kolonialmacht Frankreich installiert hatte. Paris förderte und unterstützte einzelne Politiker und stellte dadurch sicher, dass auch der eigenständige Niger stets von einem Freund Frankreichs regiert wurde. Erst seit Anfang der Neunzigerjahre gibt es eine echte Opposition und demokratischen Wettstreit. Die Präsidenten wechselten, die Regierungsparteien auch, dennoch schafften es die Franzosen, weiterhin gute Beziehungen zum jeweiligen Amtsinhaber zu pflegen.

Klientelismus und Korruption prägten die Politik im Niger. Und vielleicht ist das der Grund, warum da in der Hauptstadt diese riesigen Gebäude am Ufer des Niger-Flusses stehen. Es sind drei Villen, von dicken Mauern nur teilweise verdeckt. Ausladende Terrassen, verzierte Säulen, weiße Kuppeln, die in der Sonne glänzen. Ein weiteres Anwesen ist noch im Entstehen, allein der Innenhof ist so groß wie mehrere Fußballfelder. Das Haupthaus hat zwei Flügel, der linke ist für die erste Ehefrau des Eigentümers gedacht, der rechte für die zweite. Das zumindest erzählen Arbeiter, die Ziegelsteine auf das Gelände geschleppt haben. Sie sagen auch, dass es in dem unfertigen Palast bereits so viele Zimmer gebe, dass sie es nicht geschafft hätten, sie zu zählen.

Der Mann, dem all das gehören soll, heißt Mahamadou Issoufou, Präsident des Niger von 2011 bis 2021. Ein Mann, der vor seinem Amtsantritt in Frankreich studiert und später im Niger ein vom französischen Staat kontrolliertes Bergbauunternehmen geleitet hat. Als Präsident zeigte er sich oft mit seinem französischen Amtskollegen, erst mit François Hollande, später mit dessen Nachfolger Emmanuel Macron. Es gibt Fotos, auf denen sich die First Ladies Lalla Malika Issoufou und Brigitte Macron in den Armen halten. Auf denen sie in Paris Hand in Hand eine Treppe im Élysée-Palast hinunterschreiten.

Vor zwei Jahren stellte sich Issoufou nach zwei Amtszeiten gemäß der Verfassung nicht erneut zur Wahl. Neuer Präsident wurde der nun gestürzte Mohamed Bazoum, der erst Außen-, dann Innenminister gewesen war. Allerdings wurden mehrere Oppositionspolitiker nicht zur Wahl zugelassen, unter ihnen der wichtigste Gegenkandidat, der wegen Kinderhandels zu einem Jahr Haft verurteilt worden war und nicht antreten durfte. Er bezeichnete das Urteil als politisch motiviert und verließ das Land. Nach Bazoums Sieg kam es zu Protesten mit zwei Toten und Verletzten.

Im vergangenen Jahr hielt Bazoum als neuer Staatschef eine Rede vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen in New York, in der er davon sprach, wie wichtig Rechtsstaatlichkeit und Demokratie seien. Doch als der Anführer eines nigrischen Protestbündnisses das Ende der engen Zusammenarbeit Bazoums mit der französischen Regierung forderte und zudem noch von Menschenrechtsverletzungen in seinem Land sprach, landete er im Gefängnis.

Am Rand von Niamey sagt Amina Abdoulwahid nun Sätze, die man in der Hauptstadt in diesen Tagen häufig hört: Demokratie sei etwas Großartiges. »Aber das, was wir hatten, war keine Demokratie.« Die Regierungen im Niger wechselten, aber die eigentlichen Machthaber seien doch stets dieselben geblieben: die Franzosen.

Den Hass auf die ehemalige Kolonialmacht machen sich nun, nach dem Staatsstreich, die Militärs zunutze. Der Putschführer gilt eigentlich als

## Den Hass auf die ehemalige Kolonialmacht machen sich nun, nach dem Staatsstreich, die Militärs zunutze.

Vertrauter von Ex-Präsident Issoufou. Gerüchten zufolge wollte er mit der Machtübernahme lediglich seiner geplanten Absetzung zuvorkommen. Doch als sich auf den Straßen die antifranzösischen Ressentiments entluden, stimmten die Generäle in die Schmäh Tiraden ein – und brachten damit das Land auf ihre Seite.

Ein Land mit rund 25 Millionen Einwohnern, im Norden von der Sahara, im Süden von Savannen durchzogen. Ein Land, in dem sich auch nach mehr als sechs Jahrzehnten der politischen Unabhängigkeit an vielen Orten Belege dafür finden lassen, dass die Kolonialzeit nie wirklich überwunden wurde.

### Arlit

Die Stadt liegt in der Ebene. Eigentlich. Nur hier und dort ein paar dornige Büsche und Bäume. Doch in den vergangenen Jahrzehnten ist am Rand von Arlit mit seinen 100.000 Einwohnern eine Hügelkette gewachsen, die sich schon von Weitem am Himmel abzeichnet. Entstanden ist sie aus dem



radioaktiven Auswurf zweier Uranminen, die französische Konzerne am Rande der Stadt errichtet haben. »Ich wünschte, das Uran wäre niemals gefunden worden«, sagt Amoumoune Allassane, während er auf der Rückbank eines Geländewagens auf das künstliche Gebirge zurollt.

Allassane hat die Geschichte des nigrischen Urans am eigenen Leib erfahren. Er ist ein alter Mann mit gekrümmtem Rücken, um dessen Pupillen ein grauer Schleier liegt. Ein Sohn von Nomaden, die mit ihren Kamelen und Ziegen durch karge Landstriche zogen. Schon als Kind, erzählt er, habe er gelernt, sich in der Wüste zu orientieren, ohne Karte, nur mithilfe der Sterne und der spärlichen Vegetation. Der junge Allassane konnte laufen, stundenlang, ohne Pause und unter sengender Sonne. Eine Fähigkeit, die für die Franzosen wertvoll war, als ihre Geologen Ende der Fünfzigerjahre im Niger erste Uranvorkommen entdeckten. Brennstoff für die Atomkraftwerke, die Frankreich damals gerade zu bauen begann.

»Als die Weißen kamen, baten sie den Sultan, ihnen junge Männer zu geben«, sagt Amoumoune Allassane. Männer wie ihn. Die Franzosen, erzählt er, schnallten ihm einen Apparat auf den Rücken und sagten ihm, er solle damit durch die Wüste laufen.

Allassane wusste nicht, dass es sich um einen Geigerzähler handelte, der radioaktive Strahlung erfasste. Jeden Morgen brach er auf und war den halben Tag lang unterwegs. Manchmal fing der Apparat an zu knacken und zu knarzen. Wenn die Geräusche besonders stark waren, malte er mit Farbe ein großes X auf einen der Steine am Boden. So hatten es ihm die Geologen aufgetragen.

Fast vier Jahre lang suchte Amoumoune Allassane nach Uran, ohne wirklich zu wissen, was Uran ist. Dann hatten die Franzosen genug gefunden. Allassane fing an, in einer der in Arlit neu eröffneten Minen zu arbeiten. Er, der das Leben unter freiem Himmel gewohnt war, fuhr jeden Tag in die Erde hinab, in ein kilometerlanges Geflecht aus Tunneln. Bei einem Unfall verletzte er sich am Bein, seitdem hinkt er.

Bis heute wurde Uran im Wert von mehreren Milliarden Euro aus dem Boden des Niger gewonnen. Uran, das Atomkraftwerke in der ganzen Welt speist, vor allem aber in Frankreich. Die heutigen Eigentümer der beiden Minen, die beiden Unternehmen Somaïr und Cominak, sind nigrische Unternehmen. Allerdings hält der französische Staatskonzern Orano, früher Areva, rund zwei Drittel der Anteile und kann somit alle wichtigen Entscheidungen treffen.

Auf Anfrage der ZEIT gibt Orano an, viel Geld in die Entwicklung und Infrastruktur der Stadt Arlit investiert zu haben, allein 60 Millionen Euro in den Ausbau der Straße nach Niamey. Nur ist davon wenig zu sehen. In Arlit gibt es vielerorts keinen Strom, oft nicht einmal fließend Wasser. Und die

mehr als 1000 Kilometer lange Straße nach Niamey ist nur zu einem kleinen Teil asphaltiert, danach geht sie wieder in eine Staubbpiste über, durchsetzt von Schlaglöchern und tiefen Kratern, weshalb viele Fahrer es vorziehen, durch den losen Sand neben der Straße zu fahren.

Der Niger ist reich an Uran, aber reich geworden ist er damit nicht.

Von den beiden Uranminen in Arlit ist eine noch in Betrieb, die andere inzwischen zur Gänze ausgebeutet, dort sind die Arbeiter jetzt damit beschäftigt, den radioaktiven Schutt zu versiegeln, damit keine Strahlung mehr entweichen kann.

»Die werden uns nicht reinlassen«, sagt Amoumoune Allassane, der alte Mann, als er vor dem Eingang zu der geschlossenen Mine aus dem Wagen steigt. Hier hat er früher gearbeitet. Das Gelände ist abgeriegelt wie ein Hochsicherheitstrakt. Stacheldraht, Metallschleusen, Schranken.

Ein Sprecher des französischen Staatskonzerns Orano hatte der ZEIT bereits eine Woche zuvor mitgeteilt: »Ich befürchte, wir werden Sie aus Sicherheitsgründen auf unseren Anlagen nicht empfangen können.«

Doch die Zeiten, in denen in Frankreich entschieden wurde, wer sich die Uranförderung im Niger näher ansehen darf, sind offenbar vorbei. Die Putschisten in Niamey haben einen neuen Minister für das Minenwesen ernannt. Einige Stunden nach Ankunft vor der Mine ordnet er an, den Journalisten aus Deutschland auf das Gelände zu lassen.

Allassane humpelt mit seinem Gehstock durch die Schleusen. Auf dem Werksgelände angekommen, sagt er: »Hier sieht noch alles aus wie früher.« Nur dass der Zugang zur Mine inzwischen verschlossen ist. Gleich dahinter erheben sich die Schuttberge aus radioaktivem Geröll.

Inzwischen ist auch der Direktor der Mine aufgetaucht, ein grimmig dreinblickender Nigrer im Blaumann. Als es darum geht, auf einen der Hügel zu fahren, mustert er Allassane skeptisch. »Der kann nicht mitkommen«, sagt er. »Alle unsere früheren Mitarbeiter sind heute unsere Feinde.«

Wenig später wühlt sich der Geländewagen durch das Geröll den Hang hinauf. Ein Geigerzähler lärmt. Die Anzeige steigt auf 2 Mikrosievert pro Stunde, dann auf 4, am Ende sind es mehr als 7. Normal sind in etwa 0,2 Mikrosievert pro Stunde. Die Arbeiter der Mine dürfen sich hier immer nur kurze Zeit aufhalten, dann müssen sie wieder nach unten. Auf dem Grat des Schuttbergs haben sie an einigen Stellen bereits eine dicke Tonschicht über den radioaktiven Müll gezogen. Bagger stehen bereit, um Sandsteinbrocken darüberzuschieben und so die Schutzschicht vor der Witterung zu schützen.

Bis zum Jahr 2030 soll die komplette Anlage versiegelt sein. In der anderen, noch aktiven Mine aber wird der Müllberg weiter wachsen. Orano besitzt Schürfrechte bis 2040.

Amoumoune Allassane lebt in Arlit in einem dunklen Raum eines Lehmbaus. Für einen richtigen Fußboden hat er trotz Jahrzehnten im Bergbau nicht genug Geld. Der Kühlschrank, der Stuhl, die Pritsche stehen auf Sand. Er sagt, das Uran hätte dem Niger viel Wohlstand bringen können. Er stehe auf der Seite der Putschisten. »Das sind die Ersten, die sagen: Genug ist genug.«

## Niamey

Am Nachmittag des 2. September stehen wieder Demonstranten vor der französischen Militärbasis, aber jetzt sind es nicht ein paar Hundert mit Kellen und Kochtöpfen. Jetzt sind es viele Tausend. Sie schlachten Emmanuel Macron und seine Frau Brigitte.

Emmanuel ist eine Ziege. Die Demonstranten haben ihr den Namen des französischen Präsidenten gegeben und das Tier mit den Farben der Trikolore getüncht. Brigitte ist ein Huhn, auch sie ist blau-weiß-rot bemalt. Und als wäre diese Symbolik nicht plakativ genug, haben die Menschen noch einen Sarg mitgebracht, gehüllt in eine Frankreich-Flagge. Es dauert nicht lange, dann fließt das Blut der beiden Tiere über die Straße.

Kurz nach dem Staatsstreich hatten die Generäle die Militärkooperation mit Frankreich aufgekündigt. Sie gaben Paris 30 Tage Zeit, seine 1500 Soldaten aus Niamey abzuziehen. Heute, an diesem 2. September, endet das Ultimatum. Die Soldaten aber sind immer noch da. Auch der französische Botschafter verschanzt sich weiter in seinem Amtssitz ein paar Kilometer entfernt.

Schon am Morgen haben Demonstranten versucht, die Militärbasis zu stürmen. Jetzt, Stunden später, stehen nigrische Polizisten mit Schlagstöcken und Sturmgewehren zwischen den Massen und dem Stützpunkt der Franzosen. Zwar schüren die Putschisten die Wut auf die ehemalige Kolonialmacht. Gleichzeitig aber müssen sie eine blutige Eskalation verhindern. Ein Kampf um die Militärbasis hätte unkalkulierbare Folgen.

Der französische Präsident Emmanuel Macron weigert sich weiterhin, das Militär als legitimen Machthaber im Niger anzuerkennen. Er fordert die Freilassung des Präsidenten Mohamed Bazoum und die Rückkehr zur verfassungsgemäßen Ordnung. Für die wütenden Massen vor der Militärbasis klingt das so, als solle alles wieder so werden, wie es früher war, vor dem Putsch.

Irgendwo unter den Demonstranten steht auch Amina Abdoulwahid. Unmöglich, in dem Gewühl an sie heranzukommen. Ein Anruf auf dem Handy, sie geht ran, plötzlich ist das Schreien der Masse doppelt zu hören. »Hier sind noch viel mehr Menschen, als ich erwartet habe!«, ruft sie.

Abdoulwahid ist heute gemeinsam mit ihrem ältesten Sohn gekommen. Vor zwei Jahren hat er sein Studium abgeschlossen. Er hat einen Bachelor in Unternehmenskommunikation. Aber er findet keine Stelle.



Nach offiziellen Angaben liegt die Arbeitslosenquote im Niger bei 0,5 Prozent. Vollbeschäftigung. Die Realität sieht anders aus. Dem Land fehlen Unternehmen, fehlt Industrie. In den Dörfern leben die Menschen von der Viehzucht und dem, was die Äcker hergeben. In den Städten schlagen sich auch Universitätsabsolventen mit Gelegenheitsjobs durch. Es ist kein Zufall, dass die meisten Demonstranten, die nun vor der französischen Militärbasis stehen und schreien, junge Erwachsene sind.

### Agadez

Ahmed Mohammed wirft einen hastigen Blick auf das Haus, das einmal ihm gehörte. Die Eingangspforte, türkisblau und mit Schnörkeln verziert. Die große Satellitenschüssel auf dem Dach, auch sie ist türkisblau. Mohammed traut sich kaum, mit dem Finger auf das zehn Meter entfernte Gebäude zu zeigen. Bloß nicht näher kommen. Anklopfen? Auf keinen Fall. »Ich will keine Probleme mit den neuen Besitzern.«

Der 56-jährige Ahmed Mohammed, der eigentlich anders heißt, musste sein Haus verkaufen, um an Geld zu kommen. Denn Europa, so sieht er es, hat sein Geschäft kaputt gemacht. Das einzige wirklich lukrative Geschäft, das es gibt, hier in der Stadt Agadez, die auch »Tor zur Wüste« genannt wird: den Transport von Menschen.

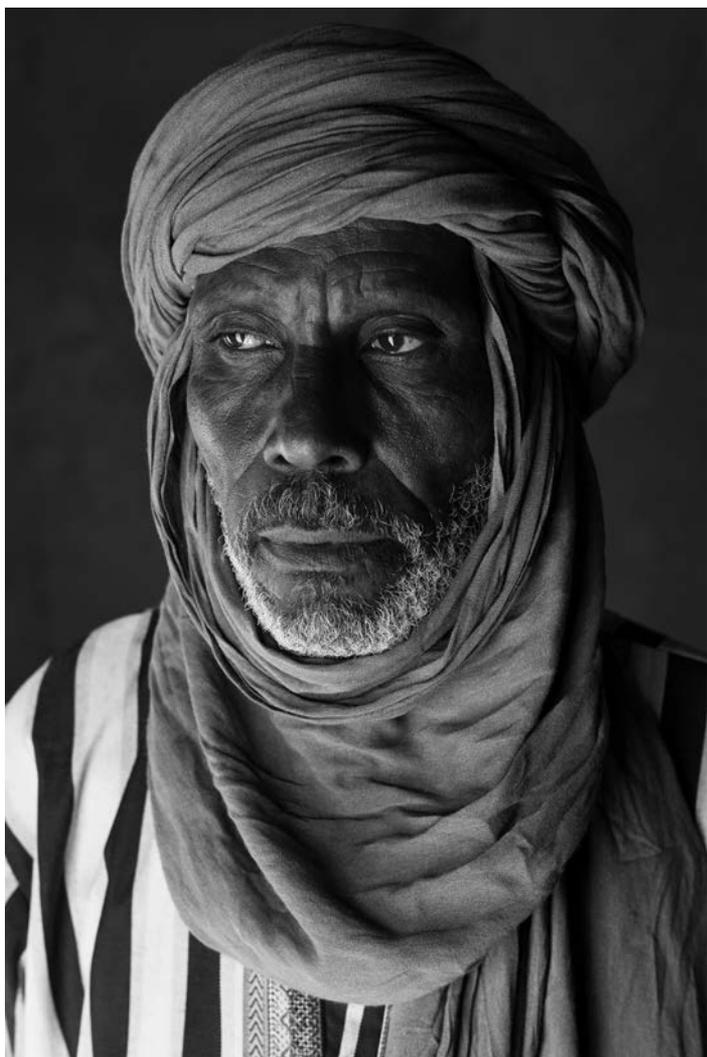
In der Mitte des vergangenen Jahrzehnts erlebte Europa die größte Migrationsbewegung seit dem Zweiten Weltkrieg. Kriegsflüchtlinge aus Syrien und Afghanistan drängten über die Türkei und die Ägäis auf den Kontinent, Menschen aus den Ländern südlich der Sahara kamen über Libyen und das zentrale Mittelmeer. Während die Bundesrepublik noch Debatten über die deutsche Willkommenskultur und Angela Merkels Satz »Wir schaffen das!« führte, setzten andere europäische Staaten frühzeitig auf Abschottung. Auch

**Das einzige wirklich lukrative Geschäft, das es gibt, hier in der Stadt Agadez, die auch »Tor zur Wüste« genannt wird: den Transport von Menschen.**

Frankreich. Das Land steckte in einer Wirtschaftskrise, die Terroranschläge von Paris und Nizza wirkten nach, der rechts-extreme Front National – der heute Rassemblement National heißt – machte Stimmung gegen Flüchtlinge.

Von 2015 an praktizierte die EU etwas, das Experten heute als »Externalisierung der Außengrenzen« bezeichnen. Eine Methode, die Frankreich zuvor schon mit

afrikanischen Staaten erprobt hatte. Künftig sollten Länder wie der Niger die Menschen davon abhalten, das Mittelmeer überhaupt zu erreichen. Damals zogen jedes Jahr Hunderttausende nach Agadez und weiter nach Norden.







Der damalige Präsident Mahamadou Issoufou stimmte zu.

Noch im selben Jahr führte seine Regierung ein Gesetz mit der Kennzahl 2015-036 ein. Der damalige Innenminister, der nun entmachtete Präsident Mohamed Bazoum, setzte es um. Gegen den Widerstand der eigenen Bevölkerung. Denn das Gesetz stellte unter Strafe, was über Jahrhunderte im Sahel alltäglich war: Menschen durch die Wüste zu führen. Es stellte unter Strafe, was für Tausende Nigrer der einzige Ausweg aus der Armut war. Auch für Ahmed Mohammed.

Als er jung war, erzählt Mohammed, wollte er Lehrer werden. Doch er schaffte die Prüfungen nicht. Also nahm er Gelegenheitsjobs an, er arbeitete als Koch, heuerte als Tagelöhner in Libyen und Algerien an, verdiente aber nie genug, um seine Familie anständig versorgen zu können. Dann, im Jahr 2010, beschloss er, sein Glück in einem anderen Bereich zu suchen, der Migration.

Vor der Kolonisierung Afrikas gab es auf dem Kontinent keine Grenzen. Die Menschen passten ihr Leben an Regen- und Trockenphasen an, zogen weiter, wenn es für ihre Tiere nichts mehr zu fressen gab, blieben, wenn es Zeit für die Ernte war. Handelsrouten durchzogen Wüsten und Savannen. Ohne diese Freizügigkeit war ein Leben in vielen Teilen der Sahelzone nicht denkbar.

Als Ahmed Mohammed in das Transportwesen einstieg, machten sich von Agadez aus jeden Tag lange Auto-Karawanen mit Migrantinnen und Migranten auf den Weg in die Wüste. Oft seien es mehr als 100 Pick-ups gewesen, die da hintereinander losrollten, jeder mit bis zu 25 Menschen beladen, erinnert sich Mohammed. »Die Karawanen wurden von der nigrischen Armee eskortiert«, sagt er. Ein Schutz vor Räuberbanden. Jeder Passagier zahlte 150.000 Franc für die Fahrt nach Libyen, ungefähr 230 Euro.

Erst vermittelte Mohammed nur Passagiere an Transportunternehmer mit Autos. Doch bald konnte er sich einen Wagen anschaffen. Dann einen zweiten. Er konnte Fahrer engagieren und musste sich nicht mehr selbst ans Steuer setzen. Er konnte das Haus mit der türkisblauen Pforte kaufen.

»Ich habe Tausende Menschen transportiert«, sagt er. »Ich bin ein reicher Mann geworden.«

Dann kam das Gesetz 2015-036.

»Die Sicherheitskräfte haben uns regelrecht gejagt«, sagt Ahmed Mohammed. Nach zwei Jahren erwischten sie ihn. »Sie haben meine Autos konfisziert und mich eingesperrt«, sagt er. »Ich musste mir die Zelle mit 300 anderen Insassen teilen.« Für sie alle habe es nur eine einzige Toilette gegeben. Sechs Monate verbrachte er im Gefängnis. Dann wurde er freigelassen. Und stand vor dem Nichts. Als ihm die Ersparnisse ausgingen, fing er an, sein Hab und Gut loszuschlagen, auch das geliebte Haus. Wovon er leben soll, wenn das Geld aufgebraucht ist, weiß er nicht.

Den europäischen Regierungen war bewusst, dass die Menschen im Niger für das Migrationsabkommen einen hohen Preis bezahlten. Brüssel sicherte Ausgleichszahlungen in Millionenhöhe zu, man sprach von einer Partnerschaft. Die Transportunternehmer, die plötzlich Schlepper genannt wurden, sollten entschädigt werden, von Job-Alternativen war die Rede.

Jetzt, Jahre später, sitzt der Bürgermeister von Agadez im Halbdunkel vor seinem Büro. Der Strom ist ausgefallen, wie so oft in Agadez. Er sagt: »Unsere Partner haben nicht genug getan.« Ja, es sei Geld aus Europa in den Niger geflossen. Bei den Menschen, die es wirklich brauchen, sei es aber nicht angekommen. In der Stadt erzählen die Leute, auf den Empfängerlisten seien Brüder und Cousins von Beamten gelandet. Männer wie Ahmed Mohammed, für die die Unterstützung gedacht war, bekamen nichts.

### Niamey

Der Putsch hat im Niger inzwischen einen eigenen Soundtrack. Seit Wochen sind im Staatsfernsehen und im Radio neue und alte Hymnen zu hören. Lobgesänge auf die »Stärke, Weisheit und Intelligenz« der nigrischen Armee. Hip-Hop. Afrobeat. Die Popkultur hilft dabei, das Volk hinter den Generälen zu vereinen. Jetzt, am 10. September, treten die populärsten Musiker des Landes auf. Nicht irgendwo, sondern auf dem Platz vor der französischen Militärbasis. Die Franzosen sollen hören, wie die Menschen in Niamey ihre neue Stärke feiern. Das Motto: »Konzert des Widerstands, der Würde und des Sieges des Volkes«.

Als das Konzert längst vorbei ist, verharren Hunderte vor der Militärbasis. Die 1500 französischen Soldaten sind noch immer im Land. Die Putschisten haben eine Erklärung veröffentlicht, in der sie behaupten, Paris verlege heimlich militärisches Gerät an die Elfenbeinküste, in den Senegal und nach Benin. Womöglich, um einen Einmarsch vorzubereiten. Womöglich, um die Befreiung des inhaftierten Präsidenten mit Gewalt zu erzwingen. So zumindest die Behauptung.

Die französische Regierung äußert sich dazu nicht. Die Wirtschaftsgemeinschaft Ecowas aber, der 15 westafrikanische Staaten angehören, droht schon seit Wochen offen damit, den Niger anzugreifen. Die Ecowas versteht sich als Ordnungsmacht in der Region und will verhindern, dass in weiteren Ländern die Armee die Macht übernimmt.

Jede Nacht versammeln sich deshalb nun Tausende Freiwillige an den Kreuzungen rund um den Präsidentenpalast, wo die Putschisten Mohamed Bazoum gefangen halten. Sollten tatsächlich ausländische Truppen in den Niger einmarschieren, wollen sie sich den Angreifern unbewaffnet

entgegenstellen. Wer den verhassten Präsidenten befreien will, so die Botschaft, muss bereit sein, Zivilisten zu töten.

Amina Abdoulwahid ist diesmal nicht auf der Straße. Sie muss an diesem Wochenende arbeiten. Im Labor des Krankenhauses wertet sie Blut- und Urinproben aus. Am Tag nach dem Konzert steht sie während einer kurzen Pause im weißen Kittel auf dem Klinikflur. »Ich fürchte, der Krieg ist unausweichlich«, sagt sie. »Aber wir werden hier Tag und Nacht die Verwundeten versorgen.«

### Tillabéri

Das Funkgerät knarzt und rauscht. Mouhamadou Ibrahim tippt eine sechsstellige Zahl ein. »Eine Frequenz von Nusrat«, sagt er. Hinter dem Kürzel verbirgt sich ein der islamistischen Terrororganisation Al-Kaida nahestehendes Bündnis, das in der Sahelzone operiert. Wieder Knarzen, wieder Rauschen. Dann Stille.

»Wenn sie jetzt funken würden, könnten wir sie hören«, sagt Ibrahim. Natürlich würden sie in Codes sprechen. Würden zum Beispiel sagen, man treffe sich an der Impfstation. »Damit meinen sie einen Platz mit Bäumen, der viel Schatten spendet.« Er habe schon mitgehört, wie die Terroristen Morde und Hinrichtungen geplant hätten.

Mouhamadou Ibrahim steht auf dem Balkon eines Gebäudes in Niamey und versucht, dem Reporter aus Deutschland Zugang zu einer Gegend zu verschaffen, in der er lange Zeit zu Hause war. Die er jetzt aber nicht mehr bereisen kann, ohne sein Leben zu riskieren. Es ist die Provinz Tillabéri, in deren nordwestlichem Winkel, im Dreiländereck von Niger, Burkina Faso und Mali, haben die islamistischen Terroristen im Sahel ihr Machtzentrum. Bis vor wenigen Monaten war Mouhamadou Ibrahim einer von ihnen.

In seiner ersten Fernsehansprache nach der Entmachtung von Präsident Bazoum nannte der Anführer der Putschisten die prekäre Sicherheitslage im Land als Grund für den Staatsstreich. Er erklärte die Politik der Regierung für gescheitert und mithin auch den Kampf gegen den Terror, den Frankreich seit Jahren in der Region führt.

Die Beschreibung dieses Kampfes beginnt oft im Jahr 2012. Damals forderten die Tuareg im Norden Malis Unabhängigkeit für ihr Volk. Ihre Kämpfer griffen Stellungen der malischen Armee an. Doch bald erstarkten die Dschihadisten in ihren Reihen. Sie übernahmen die Kontrolle und trugen die Kämpfe von Mali aus in die Nachbarländer Burkina Faso und Niger.

Paris kam den dortigen Regierungen zu Hilfe und entsandte 5000 Soldaten für eine Anti-Terror-Offensive, die bis heute anhält. Und die es bis heute nicht geschafft hat, den Terror zu beenden. Präsident Emmanuel Macron jedoch

sagt regelmäßig, ohne die Intervention würde es die westafrikanischen Staaten gar nicht mehr geben.

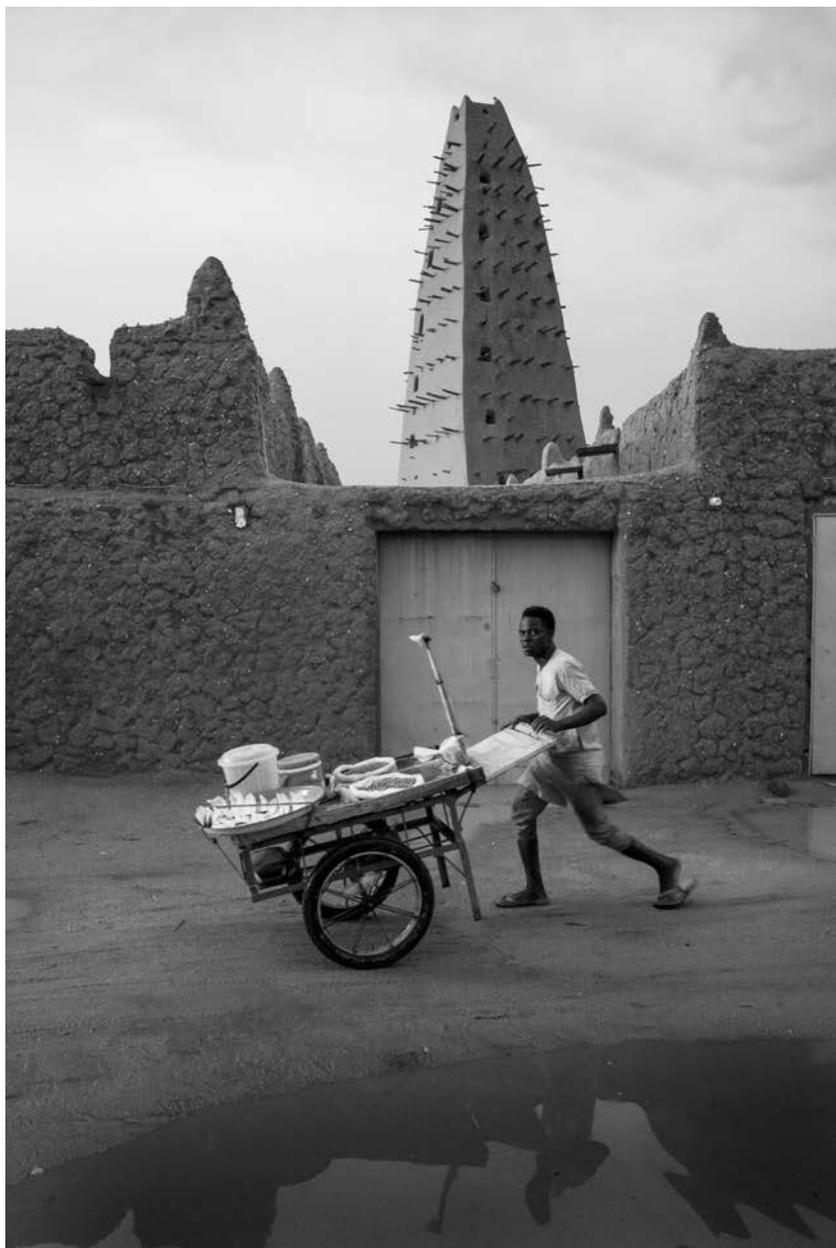
Diese Darstellung lässt ein wichtiges Ereignis aus. In Wahrheit beginnt die Geschichte des Terrorismus im Sahel schon ein Jahr früher, 2011, und nicht in Mali, sondern in Libyen. Der dortige Machthaber Muammar al-Gaddafi sah sich einem Aufstand gegenüber und suchte nach Söldnern, um ihn niederzuschlagen. Er warb vor allem Tuareg an. Junge Männer wie Mouhamadou Ibrahim.

Der heute 43-Jährige war im Niger an der Grenze zu Mali und Burkina Faso aufgewachsen. Seine Eltern, erzählt er, seien Bauern und Viehhirten gewesen. Dürren suchten die Region heim, die Ernten wurden von Jahr zu Jahr karger, der junge Mouhamadou träumte davon, Soldat statt Bauer zu werden. Die Geschichten von ruhmreichen Tuareg-Kämpfern, die für ein besseres Leben ihres Volkes in die Schlacht zogen, imponierten ihm. Schon mit 14, sagt er, habe er sich einer Rebellengruppe angeschlossen. Zunächst habe er nur Tiere geschlachtet und Essen gekocht. Bis man ihm irgendwann zeigte, wie man ein Gewehr bedient. »Ich bin nie zur Schule gegangen«, sagt Mouhamadou Ibrahim und fügt hinzu: »Aber ich kann mit verbundenen Augen jede Waffe und jedes Satellitentelefon zusammensetzen.« Er war der richtige Mann für Muammar al-Gaddafi.

Einer von dessen Unterhändlern habe ihm damals drei Millionen Franc in die Hand gedrückt, sagt Ibrahim. Für die Familie, die er zurücklassen würde, wenn er für Gaddafi in den Kampf zog. Umgerechnet rund 4500 Euro, ein Vermögen. Gaddafi habe auch Flugzeuge nach Niamey geschickt, die Hunderte von Männern nach Libyen brachten.

Monatelang kämpfte Ibrahim gegen die Aufständischen. Doch die Nato schlug sich auf deren Seite. Französische Kampfflugzeuge warfen die ersten Bomben auf Gaddafis Stellungen. Die Aufständischen rückten vor, Gaddafi wurde ermordet, sein Söldnerheer löste sich auf. Kampfgestählte Männer mit schweren Waffen kehrten in ihre Heimatländer im Sahel zurück und setzten sich an die Spitze des Tuareg-Aufstandes. In ihren Reihen gab es nicht nur Männer, die sich nach Unabhängigkeit für ihr Volk sehnten, sondern auch solche, die sich die Scharia herbeiwünschten, das islamische Recht, einen Gottesstaat. Sie, die Dschihadisten, entfachten das Chaos, das sich von Mali aus in der ganzen Region verbreitete.

Ibrahim sagt, er habe erst versucht, sich herauszuhalten. Er sei in sein altes Dorf in Tillabéri zurückgekehrt. Doch es dauerte nicht lange, bis die Dschihadisten auch seine Heimat erreichten. Er schloss sich einer der bewaffneten Gruppen an. Das sei, sagt er, die einzige Möglichkeit gewesen, seine Familie vor der Gewalt zu schützen. Er war jetzt wieder ein Soldat, schoss mit Maschinengewehren, die Patronenbänder hatte er um den



Körper gelegt. »Ich weiß nicht mehr, wie viele Menschen ich getötet habe«, sagt er. »Wenn ich Allahu Akbar geschrien habe, war mein Kopf völlig leer.«

Ibrahim stieg zum Kommandeur auf. Er, der Hirtensohn, verfügte jetzt über Status, Geld und Macht. Bald befehligte er hundert Männer auf Motorrädern. Er war es, der entschied, wer überlebte und wer sterben musste. Er sah, wie Frankreichs Kampf gegen den Terror immer wieder neue Terroristen hervorbrachte. Männer, die sich seiner Gruppe anschlossen, weil Bauern wegen der Kämpfe nicht mehr auf die Felder konnten oder weil Bomben auch Zivilisten getötet hatten. Die ehemalige Kolonialmacht, die sich in Afrika einmischt, war das perfekte Feindbild, um neue Kämpfer zu rekrutieren.

»Man kann den Terror nicht mit Waffen besiegen«, sagt Ibrahim jetzt, in Niamey. Man könne ihn nur eindämmen, indem man den Menschen eine Zukunft gebe.

Am Ende entschied sich Ibrahim auszusteigen. »Was ist all das Geld wert, wenn ich es nicht genießen kann«, sagt er. Als Terrorist sei man permanent auf der Hut, müsse sich immer verstecken.

Ende Januar dieses Jahres schickte Ibrahim seine Männer auf Patrouille. Als sie weg waren, griff er sich sein Gewehr, seine Pistole, seine beiden Funkgeräte und eine Wasserflasche. Er floh. Ibrahim lieferte sich selbst den nigrischen Sicherheitskräften aus, er gab seine Waffen ab und erhielt als Gegenleistung Straffreiheit, ein offizielles Schreiben, das er bei sich trägt, belegt dies. Die Regierung hatte spezielle Programme aufgelegt, um die Reintegration ehemaliger Terroristen in die Gesellschaft zu fördern, ihnen Arbeit zu geben, eine Alternative zum Kampf. Nun hofft er darauf, dass die Putschisten diese Programme fortführen.

### Niamey

Ein Morgen im September nach einer langen Schicht im Krankenhaus. Amina Abdoulwahid hat keine Sekunde Schlaf bekommen. Jetzt sitzt sie, wie so oft, wieder im Schatten des Baumes in der Nähe ihres Hauses. Es ist der Moment, in dem sie anfängt, von ihrem Schwager, dem Bruder ihres Mannes, zu erzählen, Oumarou Djibo, der Soldat war in der nigrischen Armee.

»Er war auch mein Bruder«, sagt sie, so nahe hätten sie sich gestanden, Djibo habe ihr immer Rat gegeben, ihr immer geholfen. Auch als sie sich, es ist zehn Jahre her, von ihrem Mann trennen wollte, war Djibo da. Er habe ihr damals gesagt, sie solle keine voreiligen Entscheidungen treffen. »Warte, bis ich von meinem Einsatz zurück bin, dann sprechen wir über alles.«

Am 3. Oktober 2014 machte sich Djibos Einheit auf den Weg in Richtung Osten. Ein Konvoi von Militärfahrzeugen. Plötzlich eine Explosion. Ein





Angriff. Aber keine Sprengfalle von Terroristen, sondern ein Luftschlag. Unter den Toten: Oumarou Djibo.

Es waren überlebende Soldaten, die Amina Abdoulwahid und ihrem Mann dies erzählten. Hatten die Franzosen den Konvoi attackiert? Vielleicht eine Verwechslung, ein Missverständnis? Genaues wurde nie bekannt. Ermittlungen zu dem Vorfall gab es nicht, und wenn doch, wurden die Ergebnisse nicht veröffentlicht. »Die Soldaten, die den Angriff überlebten, wurden eingesperrt«, sagt Amina Abdoulwahid.

Es ist eine Behauptung, die sich nicht überprüfen lässt. Eine Anfrage der ZEIT bei französischen Diplomaten blieb unbeantwortet.

Amina Abdoulwahid hat sich nach dem Tod ihres Schwagers nicht von ihrem Mann getrennt. Auf ihrem Nachttisch aber steht nun ein goldgerahmtes Bild eines Soldaten in weißer Uniform. Abdoulwahid schläft jede Nacht neben dem Bild Oumarou Djibos ein.

Am 19. September, dem Redaktionsschluss dieser Ausgabe, sind die französischen Soldaten noch immer in Niamey. Randalierer haben die Scheiben der französischen Botschaft eingeschlagen, aber auch die Diplomaten sind noch da. Inzwischen haben die Putschisten angeordnet, keine Lebensmittellieferungen mehr durchzulassen. Es kursieren bereits Videos von Kisten mit Croissants, die auf der Straße statt in der Botschaft landeten. Präsident Macron warf den Generälen Ende vergangener Woche vor, die Diplomaten zu Geiseln zu machen. Richtig ist, dass sie, wie auch die Soldaten, jederzeit das Land verlassen könnten.

Macron aber sagt, über einen möglichen Abzug werde er nur mit einem Menschen sprechen, mit Präsident Mohamed Bazoum. »Er ist der rechtmäßige Machthaber.« Der letzte Demokrat im Niger.

...

## Hinter der Geschichte

Der Staatsstreich im Niger hat weltweit für Schlagzeilen gesorgt. Dabei kommen kaum internationale Journalisten ins Land. Kurz nach dem Sturz des Präsidenten haben die Militärs den Luftraum geschlossen. In den meisten Nachbarstaaten ist die Sicherheitslage derart prekär, dass eine Einreise auf dem Landweg lebensgefährlich sein kann. Einige wenige Airlines dürfen mit Sondergenehmigung der Putschisten trotzdem landen. Der Reporter der ZEIT bekam als erster deutscher Journalist einen Platz auf einem der seltenen Flüge. Er recherchierte zwei Wochen im Niger.



# TANJA STELZER

■ **Tanja Stelzer**, geboren 1970, studierte Politikwissenschaft in Frankfurt am Main und Paris und ist Absolventin der Deutschen Journalistenschule in München. Sie arbeitete für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und den *Tagesspiegel* und ist seit 2006 bei *Die Zeit*. Von 2013 bis 2021 war sie Co-Leiterin des »Dossier«, dann für die Titelgeschichten verantwortlich, heute ist sie Reporterin. Tanja Stelzer wurde unter anderem mit dem Reporterpreis und dem Egon Erwin Kisch-Preis ausgezeichnet. Zuletzt gab sie das Buch »Und plötzlich ist die Welt eine andere« heraus, eine Sammlung von Reportagen über die großen Momente der Menschheit.



**Tanja Stelzer ist nominiert in der Kategorie »Reportage« mit »Ich muss noch etwas sagen«, erschienen am 26. Oktober 2023 in Die Zeit.**

# Ich muss noch etwas sagen

Er hatte versprochen, nie darüber zu reden. Am Ende seines Lebens tut er es doch. Ein ehemaliger französischer Widerstandskämpfer erzählt, was im Sommer 1944 geschah – und wird von einer Frau aus Deutschland besucht, die sich Gewissheit über ihren getöteten Großvater wünscht

Edmond Réveil ist ein kleiner Mann, dem das Alter dunkelgraue Schatten um die Augen gelegt hat. Mit 98 Jahren wohnt er noch immer allein in seinem Haus in der Corrèze in Zentralfrankreich. Hier in dem Örtchen Meymac könnte er seine letzten Jahre damit verbringen, sein Leben ausklingen zu lassen. Er könnte weiter seine Bücher lesen, historische Wälzer, die er nach wie vor in drei Tagen schafft. Er könnte weiter zu den Sitzungen seines Veteranenvereins gehen, wo er als letzter Überlebender mit besonderem Respekt behandelt würde. Er könnte sich, wie früher so oft, in Klassenzimmer setzen und den Schulkindern erzählen, dass es im Krieg nicht einfach die Guten und die Bösen gibt, sondern dass die Guten manchmal etwas sehr Böses tun. Wenn er in den Schulen sprach, ließ er offen, was genau er damit meinte. Der Satz erzählte nicht die ganze Geschichte.

Es hat acht Jahrzehnte gedauert, bis Edmond Réveil sich traute, das fehlende Ende zu ergänzen. Seitdem ist es vorbei mit dem Ausklingenlassen des Lebens.

Ständig kommen Menschen in sein Haus drei Autostunden westlich von Lyon. Reporter aus Frankreich, von der BBC, *El País* und der *New York Times*. Sein Telefon klingelt manchmal schon um vier Uhr morgens, einmal versuchten Boulevardjournalisten, über seinen Balkon einzusteigen. Und nun sitzt eine weißblonde Frau mit ihm an seinem Esstisch. Sie ist keine Reporterin. Vor ihr liegt ein Stapel vergilbtes, mit Tinte beschriebenes Papier, daneben ein Fotobuch. Erwartungsvoll schaut die Frau ihn an und sagt: »*Je suis très excitée.*« Ich bin sehr aufgeregt.

Die Frau ist aus Paderborn nach Meymac gereist, mit dem Bus, dem Zug, dem Flugzeug, dem Auto. Sie heißt Birgit Mertens und ist vier Jahrzehnte jünger als Edmond Réveil. Mit einer zarten, etwas schüchternen Handbewegung schiebt sie das Fotobuch zu ihm hinüber. Auf dem Titel ist in Hochglanz das Porträt eines Mannes in Wehrmachtuniform abgedruckt. Er mag um die 40 sein, hat dichte Augenbrauen und volle Wangen, um seinen Mund deutet sich ein Lächeln an.

»Das ist mein *grand-père*, mein Großvater«, sagt Birgit Mertens. Sie habe nur drei Jahre Französisch in der Schule gehabt, fügt sie entschuldigend

hinzu und macht auf Deutsch weiter: »Können Sie sich an das Gesicht erinnern?« Nach einer Pause ergänzt sie: »Er war sehr groß.«

Edmond Réveil hört sich die Übersetzung an und antwortet: »Nein, ich kann mich nicht an alle erinnern.«

Es waren 47 Männer. Und eine Frau.

Es ist nicht einfach, sich einen 98-jährigen Mann als jungen Menschen vorzustellen. Egal, wo er heute hinkommt – Edmond Réveil ist der Älteste. Damals, sagt er, war er der Jüngste. Er nannte sich »Papillon«. Schmetterling. Den Namen hatte er sich selbst ausgesucht. Noch lange nach dem Krieg nannten ihn Freunde so, seine Frau, die Kinder.

Ein Schmetterling ist leicht und schnell und flattert in der Gegend herum, man kann ihn schwer fangen. Darum ging es damals. Man durfte sich nicht kriegeln lassen.

Ein erstes Treffen mit Edmond Réveil im Juni 2023. Noch weiß er nichts von der blonden Frau aus Deutschland. Er erzählt, wie er mit 17 in die Résistance eintrat. Es war eine Entscheidung, die einen das Leben kosten konnte. Sie sei ihm nicht schwergefallen, sagt Edmond Réveil. »Als junger Mensch spürt man die Gefahr nicht.«

Die Résistance nennt man auch Maquis, »Gestrüpp«, denn viele ihrer Leute lebten zwischen Büschen und Bäumen, in Wäldern, oft versteckten sie sich in Scheunen, auf Bauernhöfen. Sie operierten in kleinen Einheiten, meist von acht Partisanen. Ihr Ziel war es, im Untergrund gegen Hitler zu kämpfen, in einem Land, das zur Hälfte von den Nazis besetzt war. In der anderen Hälfte, in der Edmond Réveil lebte, regierte ein Nazi-Vasallenregime, unter dem eine französische Miliz gemeinsame Sache mit deutschen Truppen machte.

Edmond Réveils Résistancegruppe waren die Francs-Tireurs et Partisans (FTP). Kommunisten. Ein wenig stolz sagt Réveil, damals in der Corrèze habe es so viele kommunistische Widerständler gegeben, dass die Deutschen die Region »Klein-Russland« taufte. Die Eltern des Schmetterlings waren entsetzt, dass er bei ihnen mitmachte. Einmal, erzählt Edmond Réveil, wollte sein Vater ihn aus seinem Versteck zerren und in Sicherheit bringen. Edmond weigerte sich. Seine Vaterfigur, das war nun Hannibal, sein Chef bei der Résistance. Wenn Réveil heute von Hannibal spricht, der in Wirklichkeit Joseph Fertig hieß, hellt sich sein Gesicht auf. Dabei hätte Hannibal ihn einmal fast umgebracht. »Ich sollte Wache schieben bei einem Hinterhalt. Aber ich war eingeschlafen, und die Deutschen konnten vorbei.« Edmond Réveil erzählt, wie Hannibal ihn 50 Meter in die Heide trieb, »ich hörte das Klicken seiner Waffe«. Dann aber habe Hannibal ihn an der



Schulter gepackt: »Du bist zu jung zum Sterben.« Seit diesem Tag, sagt Réveil, sei er an Hannibals Seite gewesen.

Edmond Réveil wurde als *agent de liaison* eingesetzt, als Verbindungsmann. Auf seinem Fahrrad fuhr er zwischen den verschiedenen Résistancegruppen hin und her und überbrachte Nachrichten und Befehle für die nächste Sabotageaktion, den nächsten Angriff aus dem Hinterhalt. Aus Sicherheitsgründen überlieferte er die Befehle mündlich. »Oft war ich auch nachts unterwegs, Flugblätter verstreuen. Es ging darum, die Leute von der Kollaboration abzuhalten.«

Auf die Frage, wie es ihm gelungen ist, all die Jahre nicht über das zu reden, was am 12. Juni 1944 geschah, sagt Edmond Réveil: »Ich habe nicht mehr daran gedacht.« Dieser Satz fällt immer wieder, bei mehreren Treffen mit ihm. Weder seine erste Frau, die jung an Polio starb, noch seine zweite Frau, die er 2019 verlor, weder seine drei Kinder noch seine Freunde habe er ins Vertrauen gezogen, sagt er. Auch Birgit Mertens, die blonde Frau aus Deutschland, wird ihn fragen, wie das sein konnte. Wieder wird er antworten: »Ich habe nicht mehr daran gedacht.«

Einmal aber, als es darum geht, ob es nicht doch Momente gegeben habe, in denen die Erinnerungen sich in die Gegenwart drängten, antwortet er: »Der Geruch von Blut hat sich eingepägt.« Wenn er Blut gerochen habe, dann habe ihn das an jenen Tag zurück-

versetzt. Beim Metzger zum Beispiel. Sie hätten das Blut nicht vergießen dürfen – es ist nicht so, dass er all die Jahrzehnte gebraucht hätte, um zu dieser Erkenntnis zu kommen, und dass er deshalb erst jetzt spricht. Er sagt, er sei damals schon dieser Meinung gewesen: »Man tötet keine Gefangenen.«

50 Kilometer von Edmond Réveils

**Auf die Frage, wie es ihm gelungen ist, all die Jahre nicht über das zu reden, was am 12. Juni 1944 geschah, sagt Edmond Réveil: »Ich habe nicht mehr daran gedacht.«**

Zuhause entfernt liegt, in einem von sieben Hügeln umgebenen Talkessel, Tulle, die Stadt, die dem Tüllstoff seinen Namen gegeben hat. Aber kaum jemand verbindet Tulle mit Brautkleidern und Hutschleiern.

In der Stadt gibt es ein pompöses Gebäude aus dem 19. Jahrhundert, die Präfektur. Gleich daneben steigt einer der Hügel an. Dort versteckte sich am 8. Juni 1944 Edmond Réveil mit seinen Kameraden. Gerade mal eine Woche war es her, dass sie per Fallschirmabwurf Waffen geliefert bekommen hatten. Zwei Tage war es her, dass in der Normandie die Alliierten gelandet waren. Nun waren die FTP-Kämpfer der ganzen Region aufgerufen, Tulle zu befreien. Edmond Réveil feuerte, ohne je das Schießen gelernt zu haben, mit

einem amerikanischen Karabiner auf die nahe gelegene École Normale de Jeunes Filles, eine Schule, an der eigentlich Lehrerinnen ausgebildet wurden. Dort hatten sich Männer der Wehrmacht und des Sicherheitsdienstes der SS verschanzt.

Der Auftrag an die Partisanen lautete, die Schule in Flammen zu schießen. Deshalb: Brandmunition. Ein historisches Foto zeigt dicke Rauchwolken, die aus dem Gebäude in den Himmel steigen.

»Die Deutschen haben sich ergeben. Ein paar sind in die Natur abgehauen«, sagt Edmond Réveil.

Die Partisanen töteten bei dem Angriff auf die Schule etwa 40 Deutsche. Neun weitere, in denen sie Folterer wiedererkannten, erschossen sie. Die übrigen nahmen sie gefangen.

Euphorie bei Edmond Réveil. Erleichterung bei den Einwohnern von Tulle. Die Straßen füllten sich mit Menschen, sie begannen zu feiern. Dann die Meldung: Die SS-Division »Das Reich« ist unterwegs nach Tulle. Die Partisanen verschwanden in mehrere Gruppen aufgeteilt aus der Stadt. Die Gefangenen nahmen sie mit.

So kam es, dass Edmond Réveil am Abend des 8. Juni 1944 mit etwa 30 anderen jungen Kämpfern und 54 Wehrmachtsoldaten in die Nacht hineinmarschierte. Die Gefangenen hätten nicht viel gesprochen, erzählt Edmond Réveil. Sie seien abseits der Straßen auf einem alten Römerpfad von Bauernhof zu Bauernhof gezogen, auf der Suche nach einem Quartier. Das war schon unter normalen Bedingungen schwierig. Und jetzt: Wer hatte Lust, 54 deutsche Mäuler zu stopfen? »Die Bauern wollten uns nicht haben«, sagt Edmond Réveil. »Es war sehr gefährlich für sie, die Deutschen patrouillierten ja noch.«

Schließlich fanden sie in dem kleinen Weiler Encaux bei Meymac Unterschlupf, in einer Scheune mit einem Zwischenboden. Unten die Kühe, oben die Gefangenen und ihre Bewacher. Edmond Réveil erinnert sich: »Die Soldaten waren schon älter, der jüngste war 35.« Es seien keine Frontkämpfer gewesen, auch hätten sie auf ihn nicht den Eindruck von Fanatikern gemacht.

Sie aßen gemeinsam, tranken gemeinsam. »Wenn einer pinkeln musste, gingen zwei von uns mit«, sagt Edmond Réveil.

Dann kam der Befehl.

Zeitzeugenbericht von Marcel Godefroy, Militärdelegierter der FTP-Südzone, Pseudonym Rivière:

*Ich hatte eine äußerst schwerwiegende Entscheidung zu treffen. Die Offiziere des Untersektors A, die für die Bewachung von etwa 60 deutschen Gefangenen verantwortlich waren, (...) teilten mir mit, dass sie mit dieser Bewachung unlösbare Probleme hätten. (...)*



**Und er beobachtete, was geschah, als Hannibal sein letztes Gespräch beendet hatte. »Er hat heiße Tränen geweint.«**

*Die Bewachung (...) an nicht eingezäunten Orten setzte eine ganze Abteilung des fünften Bataillons völlig außer Gefecht. (...)*

*Daher gebe ich folgenden Befehl: Jeder Gefangene, der sich gegen Hitler ausspricht, wird gefragt, ob er bereit ist, sich uns anzuschließen und mit uns gegen die Nazis zu*

*kämpfen. Diejenigen, die sich dazu bereit erklären, werden einzeln und unter Aufsicht in unsere Einheiten aufgenommen. Die anderen müssen erschossen werden.*

Am Morgen des 12. Juni 1944, Edmond Réveil erinnert sich, dass es ein sehr schöner Morgen war, wurden die Gefangenen aus der Scheune einen Hügel hinauf in die Heide geführt. Hannibal habe mit jedem der Männer einzeln gesprochen, auf Deutsch. Hannibal war Elsässer. An der Schule von Meymac gab er Deutschunterricht.

Er selbst, sagt Edmond Réveil, habe die Szene aus etwa 50 Metern Entfernung beobachtet. Er konnte nicht hören, was Hannibal sagte, er hätte es auch nicht verstanden. Aber er wusste, was Hannibal den Gefangenen eröffnete. Und er beobachtete, was geschah, als Hannibal sein letztes Gespräch beendet hatte. »Er hat heiße Tränen geweint.«

Meymac, ein 2300-Einwohner-Ort, liegt inmitten von Douglasienwäldern. So dunkel sind hier die Nächte, dass ein nahe gelegenes Plateau kürzlich zum Sternenhimmel-Reservat erklärt wurde. Man kann auch sagen: Es ist ziemlich wenig los in Meymac.

Philippe Brugère, der Bürgermeister, erinnert sich noch gut an den Abend, der den Ort aus der Beschaulichkeit riss. Es war ein Tag im März 2019, er hatte an der Jahressitzung des lokalen Veteranenvereins teilgenommen. Der Schatzmeister hatte schon Bericht erstattet, der Abend war so gut wie vorbei. Dann meldete sich der Ehrenpräsident zu Wort. Edmond Réveil. »Ich muss noch etwas sagen.«

Er erzählte vom 12. Juni 1944. Von den Gefangenen. Von Hannibal. Von den Männern, die oben in der Heide, die dort wuchs, wo heute die Douglasien stehen, ihr eigenes Grab schaufelten.

Zwanzig Personen im Raum – alle sprachlos, erinnert sich der Bürgermeister. Auch er selbst war entgeistert. Er hatte noch nie von der Exekution gehört.

Edmond Réveil sagte, es sei sein Wunsch, dass man den Ort wiederfinde. Vielleicht könne man eine Stele aufstellen, um der Opfer zu gedenken?

Der Bürgermeister informiert den Präfekten von Tulle. Wie ein deutsch-französisches Abkommen von 1966 es verlangt, wird die Nationale Veteranenbehörde beauftragt, nach den Überresten der Toten zu suchen. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) in Kassel, in dessen

## Für manche ist Edmond Réveil nun kein Held der Résistance mehr. Er ist ein Nestbeschmutzer.

Verantwortung die Umbettung der Gebeine liegt, sofern sie gefunden werden, wird benachrichtigt. Bevor die Öffentlichkeit von alledem erfahren kann, legt die Pandemie alles lahm.

Dann, fast vier Jahre nachdem er bei der Sitzung des Veteranenvereins das Wort

ergriffen hat, gibt Edmond Réveil im Mai 2023 der Regionalzeitung *La Montagne* ein Interview. Er erzählt, genauer nun, von jenem Tag vor acht Jahrzehnten. Kurz vor der Exekution habe eine andere Widerstandsgruppe eine Frau gebracht, eine Kollaborateurin, damit sie sie ebenfalls erschossen. Die Partisanen hätten die Gefangenen einzeln getötet, einer schoss, einer starb. Nur die Frau habe keiner übernehmen wollen, das Los habe entschieden, wer es tun musste. Sie sei als 13. an der Reihe gewesen. Edmond Réveil sagt, er wünsche sich, dass die Familien der Getöteten erfahren, was geschehen ist.

Auf der Homepage von *La Montagne* hagelt es empörte Leserkommentare.

»Wer unsere Résistancekämpfer kritisiert, sollte sich schämen.«

»Im Krieg Mörder hinzurichten – ich weiß nicht, wo das Problem ist.«

»Noch einer, der die Gelegenheit verpasst hat zu schweigen.«

Edmond Réveils Freunde vom Veteranenverein sind angesichts des Worts *charnier* auf der Titelseite der Zeitung außer sich: »Massengrab«. Sie reden von Täter-Opfer-Umkehr, von der Beschmutzung der Résistance.

Edmond Réveil wundert sich. Er hat gegen das Wort Massengrab nichts einzuwenden. Wie anders soll man es nennen, wenn Dutzende Männer und eine Frau zusammen begraben sind?

Er spricht sogar von einem Kriegsverbrechen.

Für manche ist Edmond Réveil nun kein Held der Résistance mehr. Er ist ein Nestbeschmutzer.

Die Ungeheuerlichkeit dessen, was Edmond Réveil ausgesprochen hat, kann man nur ermessen, wenn man weiß, was in Tulle passierte, nachdem die Résistancekämpfer die Stadt verlassen hatten.

Es sind die Ereignisse, für die der Ort in Frankreich heute steht. Nicht für den Tüllstoff.

Einer der Deutschen, die den Angriff auf die Schule überlebten, war Walter Schmal, ein Mitglied des Sicherheitsdienstes der SS. Er war nicht gefangen genommen worden, weil er sich in einem Keller versteckt hatte. Am Morgen des 9. Juni 1944 – Edmond Réveil und die Gefangenen waren schon auf der Suche nach einem Quartier – stand Schmal, wie sich Zeugen später erinnerten, in einem zerschlissenen Mantel vor der örtlichen Waffenfabrik.

Dort waren alle männlichen Bewohner von Tulle zusammengetrieben worden. Schmald selektierte. Er entschied, wer weiterleben durfte, wer deportiert wurde, wer hingerichtet werden sollte.

Noch am selben Tag wurden 149 Männer nach Dachau deportiert, von denen 101 nicht zurückkehrten. 99 blieben in Tulle. Sie wurden aufgehängt, viele an den eigenen Balkonen. Dazu ließen die SS-Männer Musik vom Grammofon spielen.

Die Geschichte von Tulle ist so düster, dass sie noch heute eine gewisse Schwere über die Stadt legt. Geht man durch den Teil von Tulle, in dem das Massaker geschah, sieht man nur wenige Balkone. Die meisten hat man nach dem Krieg abgeschlagen. Die Überlebenden konnten den Anblick nicht ertragen. Zum schwer zu Ertragenden gehört auch, dass der verantwortliche General Heinz Lammerding, 1951 von einem französischen Gericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt, nie von Deutschland ausgeliefert wurde und unbehelligt eine Karriere als Bauunternehmer machen konnte. Und noch etwas gehört dazu. Die ewige Frage von Tulle, die noch heute debattiert wird, lautet: Wäre die Stadt verschont geblieben, wenn die Résistance die Nazis nicht gegen die Bewohner aufgebracht hätte? Könnte die Résistance also mitschuldig sein an der Tragödie?

Die Antwort, die die meisten Historiker geben, lautet: Nur einen Tag nach diesem Massaker beging die SS-Division »Das Reich« ein weiteres, in Oradour-sur-Glane. 642 tote Zivilisten. Zu dieser Tat waren die SS-Leute ohne jeglichen Anlass bereit. Ihr Ziel war es, die Bevölkerung zu terrorisieren.

Das Argument ist ein schwacher Trost für die Familien der Erhängten. Und deshalb ist das Einzige, worauf sich so ziemlich alle einigen können, das Selbstverständliche: Die Deutschen waren die Bösen.

Und nun sollen sie Opfer sein?

Hervé Dupuy ist Geschichtslehrer in Rente und Historiker, er forscht unter anderem über die kommunistische Résistance in der Region. Hört man ihm zu, dann klingt das Partisanendasein nach viel Schwere, nach Bedrohung und Ungewissheit, das Gegenteil vom Leben eines Schmetterlings.

Die Résistancekämpfer, sagt Hervé Dupuy, mussten, um überleben zu können und um ihre Aktionen auszuführen, ständig Dinge beschaffen: Essen, Waffen, Lastwagen, Benzin, Lebensmittelkarten. Beschaffen hieß: beschlagnahmen – die Nazis und die ihnen ergebenen Franzosen sagten »stehlen«. Ein Teil der Bevölkerung sah in den *maquisards* eher Banditen als Widerstandskämpfer. Und die Partisanen wussten nicht immer, wer im Ort Freund war und wer Feind. Manchmal wussten sie nicht einmal, ob sich nicht gegnerische Agenten in den eigenen Reihen befanden.

Wurde einer des Verrats oder der Spionage verdächtigt, gab es in einer Scheune oder im Wald eine Art Tribunal. Die meisten Verfahren endeten entweder mit Freispruch oder mit einem Todesurteil.

Als Hervé Dupuy Familien von Verantwortlichen der Résistance interviewte, sagten sie ihm, diese Männer hätten nie über ihre Kriegserlebnisse gesprochen. Zu den furchtbaren Dingen, die sie selbst erlitten und mit angesehen hatten, gehörte barbarische Folter durch die Deutschen. Vorstellbar, dass sie auch selbst furchtbare Dinge getan hatten.

Es gibt bis heute keine groß angelegte Studie über kollektive Exekutionen durch die Résistance. Hervé Dupuy kennt aber mehrere Beispiele, aus der Dordogne, aus Lyon, aus der Ariège. Auch den Fall von Meymac, einer größeren Öffentlichkeit bis vor Kurzem unbekannt, findet man in lokal-historischen Quellen. Einige der Hinrichtungen, sagt Hervé Dupuy, seien sogar nach der Befreiung begangen worden. Es seien meist Vergeltungsaktionen gewesen.

Meymac war kein Einzelfall. Der Einzelfall ist Edmond Réveil, der darüber spricht.

Juni 2023, der Präfekt leitet eine Pressekonferenz in Meymac, im Trauzimmer des Rathauses. Die Journalisten quillen aus dem Raum heraus. Der Präfekt trägt Manschettenknöpfe. Feierlich verkündet er: »Frankreich ist verpflichtet, Deutschland die Körper zu übergeben.« Es handle sich nicht nur um eine juristische Verpflichtung, die Toten zu bergen, sondern auch um eine moralische.

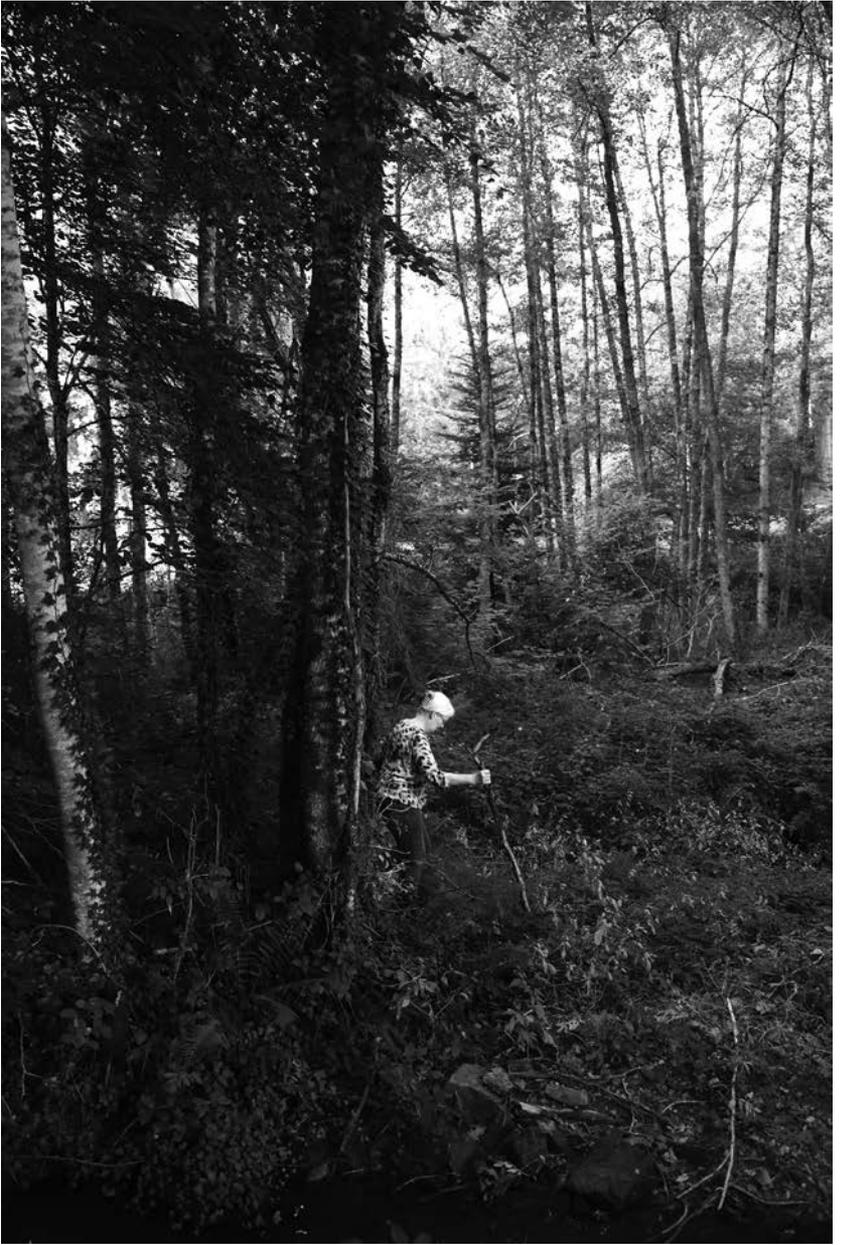
Der Bürgermeister hat drei Erlasse herausgegeben: Fortan sei es verboten, im Gebiet von Meymac Metalldetektoren mit sich zu führen. Der Zugang zu der Stelle im Wald, an der die menschlichen Überreste vermutet werden, sei verboten. Und: Parkverbot in der Umgebung. Man will vermeiden, dass Hobbyforscher und Militariafans selber graben.

## **Es gibt bis heute keine groß angelegte Studie über kollektive Exekutionen durch die Résistance.**

Arne Schrader, Abteilungsleiter Kriegsgräberdienst des VDK, ist aus Kassel zur Pressekonferenz angereist. Unter seiner Leitung werden pro Jahr 12.500 Tote ausgegraben und anschließend im Land des Fundes auf Soldatenfriedhöfen bestattet.

Schrader trägt einen grauen Arbeitsanzug und Sicherheitsschuhe. Er spricht Edmond Réveil, den Freunde an diesem Tag wegen des Medienrummels aus Meymac weggebracht haben, offiziell seinen Dank aus. Réveils Aussage werde es vielleicht Familien ermöglichen, etwas über das Schicksal ihres Angehörigen zu erfahren.

Ein Vertreter des Veteranenvereins verliert mit steinerner Miene ein Kommuniqué, in dem er die Journalisten an ihre Verantwortung erinnert



und der deutschen Delegation gutes Gelingen wünscht. Weiter werde man sich nun nicht äußern.

Ein Reisebus bringt die Journalisten zu dem Ort, an dem die Gebeine der Soldaten vermutet werden. Im Wald führt Schrader ein Georadargerät vor, das ein bisschen wie einer jener Kinderwagen aussieht, mit denen man joggen gehen kann. Vor dem Termin hat Schrader einen alten Stahlhelm vergraben, den das Gerät nun treffsicher aufspürt. Der Präfekt, vielfach fotografiert und gefilmt, darf es auch ausprobieren.

Mit dem Georadar kann man sozusagen eine Ultraschallaufnahme des Untergrunds machen. Man wird nicht sehen können, wo Skelettreste liegen, aber wo es Bodenveränderungen gibt. Die Aufnahmen werden in verschiedenen Schichten gemacht, ein Computer wird die Schichten übereinanderlegen und alles zusammenrechnen. Am Ende, so hofft man, lassen sich Verdachtsflächen identifizieren. Genau dort soll später in diesem Sommer gegraben werden.

Es liegt Aufbruchstimmung über Meymac und ein Hauch von Pfadfinderlager. Die alten Feinde von damals, in einem Projekt vereint, das hilft, mit dem Erbe dieses großen Krieges fertigzuwerden.

André Nirelli ist 67 Jahre alt, ein Landwirt in Rente. Er wohnt auf seinem Bauernhof im zu Meymac gehörenden Weiler Encaux, etwas unterhalb eines Waldgebiets. Hier in Encaux ist Nirelli groß geworden, schon sein Vater führte den Hof.

Er erinnert sich, wie der Vater in Richtung Wald deutete und zu ihm sagte: »Da oben sind im Krieg Deutsche umgebracht worden.« Und dass eines Tages, Ende der Sechzigerjahre, drei, vier fremde Männer oben im Wald zugange waren. Sie gruben Löcher, im Abstand von 20, 30 Metern. Als der Vater sie fragte, was sie da machten, und sie antworteten, dass sie die Deutschen suchten, da zeigte er ihnen, wo die Stelle war. Sein Vater habe das so genau gewusst, sagt André Nirelli, weil er manchmal, wenn er Holz einfuhr, aus der Erde neben den Rädern seines Wagens Knochen an die Oberfläche treten sah.

André Nirelli, damals etwa 13, stapfte den Hang hoch und setzte sich zu den Männern, die die Überreste einiger Leichen aus einer Grube hoben. Schädel, Schuhsohlen, Erkennungsmarken. Jeder Körper kam in einen Sack.

Von dieser ersten Exhumierung gibt es keinerlei Unterlagen in Frankreich, nicht im Rathaus von Meymac, nicht bei der Präfektur – als hätte es all das nie gegeben. Beim VDK gibt es rätselhafterweise keinerlei Skizzen, wie sie damals immer angefertigt wurden, um die Lage einer Grabung zu dokumentieren.

Was es gibt, ist der Bericht eines VDK-Mitarbeiters vom 22. Oktober 1969:

*In betreffenden Wald, auf einer Länge von 200 m und einer Breite von 50 m wurden Sondierungen durchgeführt und am 5 Tag konnte ein Kameradengrab mit 11 dt. Gefallenen gefunden werden. (...)*

*Es besteht aber mit Sicherheit noch ein zweites Kameradengrab wo die restlichen Toten bestattet sind. (...) Die ehemaligen Widerstandskämpfer haben sich untereinander abgesprochen nichts zu verraten. Vom Bürgermeister wurde ich darauf gebeten die Nachforschungen fürs erste einzustellen.*

Die elf Toten aus der ersten Grube wurden auf dem Soldatenfriedhof in Berneuil nördlich von Bordeaux bestattet. Sieben von ihnen konnten anhand ihrer Erkennungsmarken identifiziert werden. Erst jetzt, 54 Jahre später, wird die zweite Grube gesucht. Wegen Edmond Réveil.

»Man hat uns gesagt, wir sollen nie wieder darüber reden«, sagt Edmond Réveil. Noch nicht mal untereinander hätten sie geredet, auch nicht Hannibal und er. Hannibal, der Rechtsanwalt wurde und sein Berufsleben lang ehemalige Résistancekämpfer vertrat. Er, Edmond Réveil, der in Paris Karriere bei der französischen Bahn machte. Lange war er dafür zuständig, mit der Deutschen Bundesbahn Fahrpläne abzustimmen.

**»Man hat uns gesagt, wir sollen nie wieder darüber reden«, sagt Edmond Réveil. Noch nicht mal untereinander hätten sie geredet, auch nicht Hannibal und er.**

Edmond Réveil hielt sich an das Versprechen. Doch nun sind alle seine Mitstreiter tot. Er spricht nur noch für sich.

Noch heute kann man in Meymac mit Leuten reden, die einem sagen: Lasst doch die alten Geschichten ruhen. Andere im Ort treibt die Frage um: War der eigene Vater, der Onkel, der Großvater an der Erschießung beteiligt?

Am Waldrand oberhalb des Hofes von André Nirelli riecht es an einem heißen

Augusttag nach frisch geschlagenem Holz und Diesel. Der vDK hat ein grünes Zelt aufgebaut. Die Franzosen sind mit sechs Leuten vor Ort, darunter eine junge Archäo-Anthropologin aus Marseille, die die Grabungen leiten wird. Der vDK ist mit zwölf Mitarbeitern aus Deutschland gekommen, die Bundeswehr ist mit vier Freiwilligen da. Und, noch einmal, die Journalisten.

Der Präfekt verkündet, im Zelt vor einer Magnetwand mit Fotos stehend: Bei der Georadar-Auswertung sei eine 45 mal 10 Meter große Verdachtsfläche identifiziert worden. »Wir haben ein Bündel von Indizien.«

Auf der Verdachtsfläche wurden 40 Bäume gefällt. Nun stecken nummerierte Fähnchen im Boden, ein gelbes Maßband liegt auf der Erde. Ein kleiner und ein großer Bagger heben einen Graben aus. Im Graben stehen drei Archäologen mit blauen Helmen, bereit, jederzeit einzuschreiten, sollten die Schaufeln der Bagger auf etwas Verdächtiges stoßen. Dann wird die Archäo-Anthropologin mit feinen Zahnarzt-Instrumenten weitermachen. Acht Tage Arbeit sind vorgesehen.

Am zweiten Tag geht der Minibagger kaputt. Den größten Teil der Verdachtsfläche haben sie schon abgearbeitet – nichts. Am Abend sitzen die VDK-Leute frustriert im Hotel.

Am dritten Tag schickt der Bürgermeister einen städtischen Mechaniker. Der Minibagger läuft wieder. Die Archäo-Anthropologin sagt, es sei ermüdend, den ganzen Tag auf die Schaufeln der Bagger zu starren. Wenn sie fündig werden, sagt sie, wird sie die Gebeine nach Marseille fahren, in ihr Institut. Sie wird sie untersuchen, um Alter, Geschlecht, Größe zu bestimmen. Vielleicht die Todesursache. Und dann wird sie die Gebeine an die Bundesrepublik Deutschland übergeben.

Am vierten Tag reist Arne Schrader vom VDK vorzeitig aus Kassel an. Seine Kollegen sagen, der sieht ein Gelände und weiß, wo er suchen muss.

Am sechsten Tag findet das Team Kugeln und Hülsen von französischen, deutschen, amerikanischen und schweizerischen Waffen, die vor 1944 hergestellt wurden, außerdem einige Münzen aus der Zeit vor 1943 und Reste eines Portemonnaies mit einem Druckknopf französischen Fabrikats.

Aber keine Knochen, keine Erkennungsmarken.

Am achten Tag geben die französischen Behörden und der VDK bekannt, dass sie die toten Soldaten nicht gefunden haben. Das Georadar-Gerät muss aus anderen Gründen angeschlagen haben, vermutlich wegen Quarzadern im Gestein.

**Noch also lassen sich die Toten, die unter der Erde liegen, nicht finden. Noch kann man diesen Schlusstrich nicht ziehen.**

Man hofft nun auf alte Luftbilder, die bei der US-Armee lagern, man könnte sie mit neuen Aufnahmen abgleichen und so rückschließen, wie sich das Gelände seit der Kriegszeit verändert hat. Wege wurden verlegt, das könnte die Augenzeugen verwirrt haben.

Man hofft auf neue Erkenntnisse durch ein Lidar-Gerät, eine Art Laserscanner, der ein Bild einer Landschaft erstellen kann, auf dem Pflanzen sozusagen unsichtbar gemacht sind – als würde man alle Bäume fällen, alles Wurzelwerk rausreißen.

Man hofft darauf, dass man bei der Gendarmerie doch noch Aufzeichnungen über die erste Exhumierung findet – denn wenn man die erste Grube lokalisieren kann, dann kann die zweite nicht weit sein.

Wie lange das alles dauern wird, weiß niemand.

In Meymac ist die Erde aufgewühlt. Aber ein Ende dieser Geschichte ist für Edmond Réveil nicht in Sicht.

Noch also lassen sich die Toten, die unter der Erde liegen, nicht finden. Noch kann man diesen Schlusstrich nicht ziehen. Aber ist es vielleicht möglich, die Angehörigen derjenigen ausfindig zu machen, die 1969 exhumiert wurden?

Alfred Löchner, geboren 1907 in Tübingen.

Heinrich Baus, geboren 1903 in Kirn.

Robert Lansche, geboren 1905 in Ellerstadt.

Willi Kornowsky, geboren 1901 in Berlin.

Kurt Wiesner, geboren 1907 in Berlin.

Karl Ludwig, geboren 1903 in Attenhausen.

Johannes Niewels, geboren 1905 in Meerhof.

Das sind die Männer, die man anhand ihrer Erkennungsmarke identifizieren konnte.

Ein paar von ihnen findet man in Suchlisten des Deutschen Roten Kreuzes wieder, mit Foto. Einer von ihnen war Schneider, einer war Landwirt, einer kaufmännischer Angestellter, einer Arbeiter.

Bis auf einen gehörten die Soldaten dem Sicherungsregiment 95 an. Es hatte den Auftrag, Tulle zu sichern – und die Partisanen zu bekämpfen.

Eine Internetsuche nach Familien mit den Namen der Identifizierten. Eine Traueranzeige von 2007: Kinder und Enkelkinder nehmen Abschied von einem Johannes Niewels, »ein erfülltes Leben ging im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu Ende«. Der Johannes Niewels aus der Traueranzeige wurde in Meerhof bei Paderborn geboren, wie der tote Soldat. Aber die Jahreszahlen passen nicht, der Betrauerte wurde 1933 geboren, im Jahr 1944 wäre er also erst elf gewesen. Gab es zwei Johannes Niewels, und war der junge vielleicht der Sohn des alten?

Ein Wohnzimmer in Meerhof, das Wiedersehen einer Familie. Birgit Mertens hat ihren Cousin und ihre Cousine lange nicht gesehen. Das Haus, in dem sie jetzt sitzen, sagt der Cousin, der hier lebt, sei früher ein Stallgebäude gewesen. Hier hatte der Großvater der drei, im Hauptberuf Waldarbeiter, seine Kühe. Die Milch der Kühe fuhr er mit einer Kutsche aus.

Johannes Niewels war Nebenerwerbslandwirt, er hatte drei Kinder, der älteste Sohn hieß wie er. Nun erzählen die Enkel, dass ihr Großvater als Landwirt mit mehreren Kindern eigentlich gar nicht in den Krieg gemusst hätte. Er sei erst 1942 eingezogen worden, mit 37. In der Familie habe es immer geheißt, dass er Streit mit einem Nazi gehabt habe. Zwei Tage später sei er weg gewesen.

Mehr als 20 Jahre lang, sagt Birgit Mertens, habe ihre Großmutter Abend für Abend am Fenster ihres Schlafzimmers gestanden und auf ihren Mann gewartet. Die Großmutter starb 1966, ohne mit Sicherheit zu wissen, dass sie Witwe war.

1971 wurde der Familie mitgeteilt, dass Johannes Niewels in Frankreich verstorben sei. In Berneuil sei er bestattet. Aber Partisanen, eine Gefangenschaft, eine Exekution? Die drei Enkel sagen, davon hätten sie nie etwas gehört.

Schon immer, sagt Birgit Mertens, habe sie sich für diesen Großvater, den sie nie getroffen hat, interessiert.

Sie packt die Feldpostbriefe und Fotos aus, die sie später auch Edmond Réveil zeigen wird. Das Papier ist glatt und weich, Seite um Seite ist mit Tinte beschrieben, in geschwungener Schrift. Ein paar Flecken, Tintenkleckse.

Die Briefe, die der Gefreite Johannes Niewels an seine Frau Agathe schrieb, genannt Atti, lagen jahrzehntelang in einer Kommode auf dem Dachboden des Hauses in Meerhof. 2010 fotografierte Birgit Mertens sie, entzifferte sie, tippete sie ab. Dann konzipierte sie ein Fotobuch, ein Geschenk für ihre Mutter, die heute nicht mehr lebt – das jüngste Kind von Johannes Niewels.

*20. März 1944: Nun sitze ich hier so ganz alleine im Bunker. Ein Kamerad ist auf Wache und die zwei anderen sind bei den anderen Kameraden in ihren Bunkern und spielen Karten. Es ist mir so richtig einsam und verlassen ums Herz.*

*12. Mai 1944: Ja wir müssen uns auf den nächsten Urlaub verträsten, liebe süße Atti, noch besser wäre natürlich wenn das Kriegsende schon recht bald käme und wir uns gesund für immer in die Arme fallen könnten.*

*2. Juni 1944: Die Augen tun mir weh, liebe Frau, die Marquis haben uns wieder die Luftleitung kaputt gemacht, ich musste bei der Kerze schreiben.*

Fast ein Jahr lang arbeitete Birgit Mertens mit ihrem damaligen Mann an dem Fotobuch. Mit jedem Brief glaubte sie ihren Großvater besser zu kennen. Als das Buch fertig war, fuhr sie nach Frankreich, von einem Ort, den er erwähnt hatte, zum nächsten.

Manche der Briefe klingen, als sei Johannes Niewels im Urlaub, nicht im Krieg. Mal langweilt er sich, mal schreibt er von Kameraden, die mittags das Hemd ausziehen und ein Sonnenbad nehmen. Er schwärmt von den »schönen Landschaften«, von den Leuten, die in den Gärten und auf den Feldern »fleißig am Schaffen« seien. Dann wieder: Angst im dunklen Bunker, »Scheißbedingungen«, Sehnsucht, Heimweh. »Das viele Herumliegen in alten Scheunen und Baracken, oder kaputten Häusern, ohne Türen und Fenster, macht uns ja doch auch krank mit der Zeit.«

Auch von den Partisanen schreibt Johannes Niewels. Bei ihm heißen sie »Terroristen«. Tag und Nacht seien sie auf der Suche nach ihnen. Dörfer, die »mit den Banden« unter einer Decke steckten, würden »ausgeplündert und angesteckt«, die »Hauptübeltäter umgelegt«.

Den letzten Brief schreibt Johannes Niewels aus Tulle, einen Tag vor der Landung der Alliierten, drei Tage bevor er gefangen genommen wird. Der »Auftrag« sei noch nicht ganz erfüllt, er wisse auch nicht, ob sie es schaffen.

Johannes Niewels erwartet, »daß das Ende von selbst kommt, die Zeit bringt reifen Roggen«.

Birgit Mertens suchte im Internet nach »Tulle« und »1944«. Was sie las, entsetzte sie. Hatte ihr Großvater mit dem Massaker an Zivilisten zu tun?

Nach der Anfrage der ZEIT haben die drei Enkel im Internet über Edmond Réveils Enthüllung gelesen. Sie bitten darum, ihm auszurichten, dass die Familie keinen Groll gegen ihn hege.

Birgit Mertens sagt, sie empfände es als großes Glück, wenn sie die Möglichkeit bekäme, Edmond Réveil zu treffen.

Der vDK und das Bundesarchiv forschen nach Unterlagen zu Johannes Niewels. Es ist alles da: Dokumente vom Roten Kreuz, das Nachforschungen über den Verbleib des Vermissten angestellt hatte. Die »Umbettungs-kladde«, eine Art Karteikarte mit einer schematischen Darstellung des Skeletts und den eingezeichneten Verletzungen am Schädel, mit der geschätzten Körpergröße, dem Gebissstatus. Der Vermerk, dass bei den Gebeinen von Johannes Niewels ein Füllfederhalter und eine Briertasche gefunden wurden.

Knapp drei Wochen später sitzt Birgit Mertens neben dem alten Mann mit den grauen Augenringen am Esstisch. Sie liest ihm Passagen aus dem Buch vor. Einmal fällt eine einzelne Träne aus einem von Edmond Réveils Augen auf die Tischdecke.

Er fragt, was ihr Großvater von Beruf war, wo aus Deutschland er herkam.

Sie fragt, wie die letzte Nacht in der Scheune war und ob er sich erinnere, dass jemand von den Deutschen Französisch sprach. Ihr Großvater habe ein wenig Französisch gekonnt, vielleicht habe er mit ihm geredet. Réveil sagt, ja, es gab ein, zwei Gefangene, mit denen er gesprochen habe, aber mehr wisse er leider nicht mehr. Er erzählt ihr vom gemeinsamen Essen mit den Gefangenen, von der Langeweile.

Langsam tasten sich die beiden zum entscheidenden Moment vor. Wie haben die Soldaten auf die Ankündigung ihres Todes reagiert? »Wie gute Soldaten«, sagt Edmond Réveil, was nach einem Kompliment klingt, einem Zeichen des Respekts.

Birgit Mertens kann es sich nicht vorstellen. Sie haben nicht geweint, nicht geschimpft, keiner versuchte wegzulaufen?

»Nein, sie waren ganz ruhig«, sagt Edmond Réveil. Hannibal habe ihnen das Angebot gemacht, überzulaufen, aber sie hätten es ausgeschlagen. Alle außer sieben Polen und Tschechen, die sich unter den Wehrmachtsoldaten befanden. Diese sieben seien verschont worden.

Wieder fragt sie nach, ungläubig. Dieser Mann, der sehnsuchtsvolle Briefe an seine Frau schrieb, der süße und innigste Küsse schickte und getrocknete Blumen – der wollte lieber für Hitler sterben als die Seite wechseln?

Edmond Réveil erzählt, wie die Soldaten sich hinsetzten und ihre Habseligkeiten anschauten. »Sie holten ihre Brieftaschen heraus, die Fotos ihrer Familien.« Birgit Mertens, die in den Briefen ihres Großvaters gelesen hat, dass er stets eine Locke seiner Tochter, ihrer Mutter, bei sich trug, braucht einen Moment, um sich zu fangen.

Dann fragt sie: »Haben Sie geschossen?«

»Nein«, antwortet Edmond Réveil. Hannibal habe nach Freiwilligen gefragt. »Ich habe nicht mitgemacht. Ich bedauere sehr, dass Ihr Großvater hier Opfer einer Hinrichtung wurde.«

Birgit Mertens, tröstend fast: »Ich wusste immer, dass er im Krieg gestorben ist.«

Edmond Réveil sagt, der Unterschied sei der: Wenn man in einem Kampf töte, dann wisse man nicht, wen man töte. »In dem Fall wusste man es.« Aber eines sei ihm wichtig: »Es war kein Racheakt.« Von den Toten von Tulle hätten sie nichts gewusst.

Birgit Mertens sagt: »Ich habe mich immer gefragt, ob mein Großvater mit an den fürchterlichen Dingen in Tulle ... ob er da war und etwas getan hat. Ob er sich an den Erhängungen beteiligt hat.«

»Nein«, sagt Edmond Réveil. Sie hatten Tulle ja längst verlassen, als dort das Massaker begann.

»Ich bin sehr erleichtert«, flüstert Birgit Mertens.

Schwer zu sagen, wer von den beiden am Ende des Gesprächs erschöpfter ist, von wem die größere Anspannung abfällt.

Eine halbe Stunde später steht Birgit Mertens auf dem Hof von André Nirelli. Der Ort, an dem ihr Großvater erschossen wurde, ist nur ein paar Hundert Meter entfernt. Ob die exakte Stelle noch gefunden wird, ist unklar. Aber für Birgit Mertens ist es ohnehin nicht der Ort der Hinrichtung, der zählt. Es ist die Scheune. In ihrem Kopf, sagt sie, hat sich ein Bild zusammengebaut. Nun will sie schauen, ob das Bild zur Wirklichkeit passt.

Die alte Scheune, aus Naturstein gebaut, liegt am Rande des Hofes, hinter dem Hundezwinger. Sie wird nicht mehr benutzt. Dort, wo früher ein Tor war, ist jetzt ein offener Eingang. Drinnen: ein ausgedienter Traktor und eine alte Sämaschine. Am Boden liegt Heu, in der Ecke ein Misthaufen. Der Zwischenboden, der die Kühe und die Gefangenen trennte, ist lange herausgerissen.

Birgit Mertens steht da und guckt in die Höhe, dorthin, wo sie damals waren.

Zum Abschied hat sie zu Edmond Réveil gesagt: »Jetzt ist die Geschichte komplett.«



BESTES

LO —

KAL

— STÜ

CK

## **Fabian Huber**

On the Road

## **Tobi Lang**

Krieg unter Kindern: Warum stach ein 13-Jähriger in Nürnberg brutal auf einen Gleichaltrigen ein?

## **Tobias Schmidt** und **Leon Grupe**

LNG und Windparks: Was macht Robert Habeck mit unseren Küsten?

# FABIAN HUBER



**Fabian Huber**, geboren 1996, schrieb schon als Schüler für die Lokalzeitung über Eishockey und studierte anschließend Journalistik sowie Internationale Beziehungen in Eichstätt und Washington. Nach Hospitanzen bei *Die Zeit*, *Süddeutscher Zeitung* und *Stern* volontierte er bei der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*. Seit 2023 ist er Reporter im Auslandsressort des Stern. Huber wurde 2021 vom *Medium Magazin* zu den »Top 30 bis 30« Nachwuchsjournalisten des Landes gezählt und war im selben Jahr bereits für den Theodor-Wolff-Preis nominiert.

Fabian Huber ist nominiert in der Kategorie »bestes lokales Stück« mit »On the Road«, erschienen am 14. Januar 2023 in *Augsburger Allgemeine*.

# On the Road

**Fernfahrer sind das letzte Glied der Lieferkette. Sie führen ein Nomadenleben, manche zerfrisst die Einsamkeit. Zwei Tage lang unterwegs in den Lkw-Kabinen Europas. Wo Gesetze nicht immer zählen, Ehen scheitern und der Mythos von der Freiheit der Straße schon lange verfolgt ist.**

Wenn Industrieorte nicht mehr Wörgl heißen, sondern Affi, lockert sich der Griff um das Kleinwagen-Lenkrad meist von allein. Aus blauen werden grüne Autobahnschilder. Kufstein. Innsbruck. BRENNERO. Diese auf beulige Metallplatten gedruckten Vorboten des Italien-Urlaubs wecken Erwartungen: an Erdbeereis im Mundwinkel und Limoncello zu Eros Ramazotti, an grün-weiß-rote Grundzufriedenheit.

Bei Menschen wie Frank und Ruslan wecken sie nur eines: die Stresshormone. 2,45 Millionen Lkw schlepten sich im vergangenen Jahr über den Brenner. Mehr als über alle großen Alpenquerungen in der Schweiz und Frankreich zusammen. Der Brenner, das Nadelöhr Europas – für diejenigen auf der Überholspur ist es die Route ins Glück, für die Überholten dagegen einer der schlimmsten Arbeitswege überhaupt.

Die folgende Reise über den Brenner führt auf den rechten Fahrbahnrand unserer Gesellschaft. In eine Welt voller Härte, Einsamkeit und Ausbeutung. In dieser Welt werden Kinder vermisst, Ehen geschieden, Körper geschunden und Gesetze gebrochen. Vor unser aller Augen. Und doch wissen wir nur wenig über das Leben von Fernfahrern.

Ich will deshalb einsteigen und zuhören, zwei Tage lang mit Truckern in den Süden trampeln. Im Gepäck ein paar Fragen: Gibt es Alltag in einem Leben auf Achse? Kann eine stickige Fahrerkabine je zum Zuhause werden oder bleibt sie auf ewig ein metallener Käfig? Und was, wenn überhaupt, ist noch geblieben vom Mythos der Freiheit der Straße?

Mein Plan hat zwei Haken: Erstens, viele Speditionen verbieten den Fahrern, Fremde mitzunehmen. Deshalb werden hier nur ihre Vornamen auftauchen. Zweitens, Verkehrssprache ist in der Regel nicht Deutsch, sondern irgendeine Verästelung des Slawischen. Ich habe mir deshalb ein Übersetzerprogramm aufs Handy geladen, dazu vorsorglich alle 14 erhältlichen osteuropäischen Sprachen. Wie sich zeigen wird, eine gute Entscheidung.

A9, ein Novembertag, 6.30 Uhr. Der Asphalt auf dem Rastplatz Köschinger Forst ist noch nass von der Nacht. Der Nebel liegt wie ein Kissen auf dem Donautal bei Ingolstadt. Schon mein zweiter zaghafter Anbahnungsversuch ist erfolgreich. Nach fünf Minuten sitze ich im 40-Tonner eines



Mannes, der aussieht wie Viktor Orbán in Arbeitsklamotten und wild auf Rumänisch fluchend durch sein Handy scrollt. Der Motor macht Faxen. Der Chef will wissen, was los ist. Nichts Dramatisches, meint Nico. Dann rollen wir Richtung Süden.

**Nico, 55, aus Rumänien**

**Strecke: Nürnberg — Haag — Tittmoning — Nürnberg**

**Ladung: 22 Tonnen Zitronensäure**

Kaffee aus der Thermoskanne, Kippe von Camel, Trucker-Frühstück. Zum Warmwerden will Nico die große Weltlage besprechen: das alte Rumänien unter Diktator Ceausescu, der korrupte Fußball, Nordstream, Nato-Gipfel 2008 in Bukarest.

Nico spricht solides Englisch und ausreichend Deutsch, um den Verkehrsnachrichten zu entnehmen, dass gleich »wegen eines Verkehrsunfalls drei Kilometer Stau auf der A9 zwischen Manching und Langenbruck« auf ihn warten. Unter Nicos schwarzem T-Shirt plustert sich ein voluminöser Bauch auf. Er atmet tief aus. Der Verkehr stockt. Zeit, zur Sache zu kommen.

**»Die haben ihre Fahrer verarscht. Ich bekam zum Teil acht Euro am Tag.« Dafür fuhr er dann neun Wochen am Stück, kochte sonntags über der Gasflamme für die Woche vor.**

Sein Boss lese Zeitung, zu seinem aktuellen Anstellungsverhältnis also nur so viel: Nico arbeitet seit ein paar Jahren für einen Nürnberger Großhändler und soll heute eine kleine Tour mit zwei Ladungen in den Südosten Bayerns fahren.

»Ich liebe meinen Job«, sagt er. Einsatzort fast ausschließlich Deutschland, gutes Geld, bezahlte Überstunden. Der Fahrtenschreiber in der Kopfleiste seines

Lasters – genannt Tachograf – dokumentiert jeden gefahrenen Kilometer, was keine Selbstverständlichkeit ist in dieser Branche.

Nico zählt ehemalige Arbeitsstellen auf wie eine Einkaufsliste: fünf in Rumänien, drei in Polen, drei in der Slowakei, eine in Tschechien, eine in Norwegen. »Die haben ihre Fahrer verarscht. Ich bekam zum Teil acht Euro am Tag.« Dafür fuhr er dann neun Wochen am Stück, kochte sonntags über der Gasflamme für die Woche vor. Und auch wenn Nicos Kabine anderes vermuten lässt – die Tablettenbox in der Mittelkonsole, die durchgebrochene Holzlatte im klappbaren Bettrost hinter ihm –, diese Zeiten sind vorbei. Er schläft und duscht nun meist zu Hause.

Nicos Geschichte ist die eines Aufstiegs: Vom Fernfahrer zum Kurzstrecken-trucker, vom Highway-Nomaden aus Osteuropa zum registrierten Steuer-zahler beim Finanzamt Nürnberg.

Münchner Morgenverkehr, Nicos Frau ruft an, einst die Nachbarstochter aus Rumänien, ihre Mütter waren befreundet, die Ehe irgendwie vorbestimmt. »Wann kommst du heim?«, fragt sie. Er weiß nicht genau. Es wird Abend werden. »Als ich ihr vor 25 Jahren einen Antrag gemacht habe, sagte ich ihr: Ich bin Fahrer. Ich weiß nicht, wann ich heimkomme. Sie versteht es immer noch nicht.« Kunstpause. »Frauen!« Raucherlachen.

Nico dreht das Lenkrad Richtung Landstraße und die Radiofrequenz auf Schlagerparadies, seinen Lieblingssender. Während der Rumäne durch die Wald-und-Wiesen-Pampa Oberbayerns tuckert, schmilzt im Hintergrund Semino Rossi dahin: »Unbeschwert, ganz ungeniert, dass alles besser wird. Ja, ja, das war doch klar. Das verflixte siebte Jahr.«

2015 kam Nico nach Deutschland. Das siebte Jahr also jetzt. »Bist du glücklich?« – »Ja, Gott sei Dank. Jetzt ist es besser. Als ich kam, war es sehr hart.«

In einer Milchfabrik rangiert Nico rückwärts zur Rampe 2. Eine halbe Stunde später lädt er mich ab. Mit ausgestrecktem Daumen stehe ich am Rand der B15, die Temperaturen am Gefrierpunkt, Rosenheim, das Tor zum Süden,

**Aus der Lenkradperspektive eines Pkw ist ein Lastwagen eine unschöne Sache, ein kastenförmiges Hindernis, ein Verkehrsverlangsamer.**

fünf Gehstunden entfernt. Eine 60-jährige Krankenschwester im Citroën C1 erbarmt sich und schimpft dann erst mal über den regelmäßigen Verkehrsinfarkt hier: »Die Lkw verstopfen hier die ganze Stadt.«

Aus der Lenkradperspektive eines Pkw ist ein Lastwagen eine unschöne Sache, ein kastenförmiges Hindernis, ein Verkehrsverlangsamer. Nur sollen die Amazon-Pakete ja innerhalb von 24 Stunden ankommen, Erdbeeren auch im November noch süßrot in der Supermarktauslage lächeln, das neue Bad aus Carrara-Marmor sein. Wurden 1980 knapp 50 Millionen Tonnen im alpenquerenden Güterverkehr registriert, waren es 2018 mit gut 117 Millionen Tonnen mehr als doppelt so viele. Brummt die Weltwirtschaft, brummen die Laster.

Günther Platter hatte irgendwann genug vom vielen Gebrumme. Durch sein schönes Bundesland sollten weniger Laster fahren, weshalb der Tiroler Landeshauptmann im Sommer 2019 eine der schärfsten Klingen der Verkehrspolitik zückte: die Blockabfertigung. An festgelegten Tagen dürfen nur noch 300 Lkw pro Stunde die deutsch-österreichische Grenze bei Kufstein passieren.

Als ich vor drei Jahren erstmals dazu recherchierte, erzählten mir deutsche Autobahnpolizisten von erschöpften Brummis, die im Megastau einschliefen und riesige Lücken auf der rechten Spur rissen, von Bußgeldern, die sie verteilen mussten, weil die Fahrer sich am Straßenrand erleichterten. Der Einsatzleiter damals hatte Mitleid: »Das sind Gefangene im eigenen Fahrzeug. Die Ärmsten der Armen.«

21 Blockabfertigungstermine gab es im zweiten Halbjahr 2022. Einer davon: Mittwoch, 30. November, der erste Tag dieser Reise. Der Verkehr auf der A93 Richtung Süden staut sich von der Grenze bis nach Rosenheim, bis zu 29 Kilometer lang. Dazwischen, am Inntaler Autohof, nach zwei weiteren Mitfahrgelegenheiten mein jetziger Standort, ist die Stimmung so diesig wie dieser Spätvormittag.

Der Fahrer eines Benzinlasters hat die Pannenhilfe am Apparat. »Ich weiß nicht, ob ich heute überhaupt noch weiterkomme«, schimpft er. Ein ukrainischer Kollege nutzt den Stau für eine Schlafpause. Und Frank, ein hagerer Mann im Strickpulli, darüber eine Weste, in deren Brusttasche zwei Kugelschreiber stecken, poltert im norddeutschen Schnack. Er hat viel zu erzählen.

**Frank, 61, aus Lippe**

**Strecke: Lippe — Bologna**

**Ladung: 21 Tonnen Industriestahlgüter**

Frank ist ein Mann, der sehnsüchtig vom Früher und missmutig vom Jetzt spricht. Seit knapp 30 Jahren fährt er Lkw, mehr als 20 davon nach Italien, fast 1000-mal über den Brenner.

Früher, da hätten zwei oder drei Fahrer seiner Firma gleichzeitig ins Fliesengebiet zwischen Bologna und Modena geliefert. Abends kehrten sie gemeinsam in den Trattorien ein, eine echte Clique, Fernfahrer-Menü, drei Gänge und Vino, pappsatt für 20 Euro.

»Heute sind wir Einzelkämpfer geworden durch diesen deregulierten Markt«, sagt Frank. »Du fährst gegen die Uhr, wie so ein Formel-1-Fahrer. Du überlegst dir: Wie weit fahr ich? Wo mach ich Pause? Wann mach ich weiter?«

Heute ist Frank zehn Stunden aus Ostwestfalen durch die Nacht gefahren, bis zum Mittag macht er seine gesetzlich vorgeschriebene Neun-Stunden-Pause, »so wenig wie möglich«, sagt er, »damit ich noch am Abend in Ruhe vor Bologna lande.«

Heute ist Frank seit zwei Wochen geschieden.



Ein 23-jähriger Junge mit Downsyndrom, eine 15-jährige Tochter und eine 20-jährige kaputte Ehe. Familie und Fahren, beides zusammen gehe einfach nicht, sagt Frank. »Die Frauen sitzen allein zu Hause. Die müssen mit jedem Scheiß allein klarkommen.«

Einst begann er diesen Job, »um rumzukommen«. Jetzt hat er ihm das Wichtigste genommen: seine Liebsten. Der Rücken zwickt, das Knie tut weh. Ob er weitermacht? »Mal gucken, was der Medizinmann sagt.«

Eigentlich müsste der Arbeitsmarkt sich um Menschen wie Frank reißen. 56.000 Lkw-Fahrer fehlen derzeit allein in der Bundesrepublik. Das hat ein Forschungsteam um Wolfgang Stölzle berechnet. »Und wenn sich nichts ändert, kommen wegen der demografischen Lücke jährlich 20.000 fehlende Fahrer hinzu«, sagt der Professor für Logistikmanagement an der Universität St. Gallen. Dass der Nachwuchs ausbleibt, habe vor allem drei Gründe: widrige Arbeitsbedingungen, fehlende Wertschätzung und schlechte Vergütung.

Was passiert, wenn eine Achse im Logistikgerüst einfach bricht, bekam Großbritannien nach dem Brexit zu spüren: Supermarktregale blieben leer, Tankstellen bekamen keinen Nachschub, vor den Zapfsäulen bildeten sich Schlangen, das Militär musste aushelfen. Wegen der verschärften Einwanderungspolitik herrschte auf der Insel plötzlich akuter Fahrermangel, osteuropäische Arbeitsmigranten waren nicht mehr erwünscht. Irgendwann ruderte London zurück und begann ein Anwerbeverfahren für Lkw-Fahrer.

Die große Verkehrspolitik. Weit weg vom Trucker-Kleinod am Inntal-Rasthof. Vor dem Eingang wacht ein Türsteher aus Holz, eine halbmetergroße Ikone, der heilige Christophorus, Schutzpatron der Reisenden. Drinnen grelles Licht, zwei mäßig gefütterte Spielautomaten und ein reichhaltiges Alkoholregal. An einem der Tische sitzt ein Mann in Engelbert-Strauß-Arbeitschse und zersägt seine Currywurst. Gerhard macht hier seit 20 Jahren Mittag. Er greift sich noch ein Sixpack Bier für die nächsten Feierabende, dann schlendert er zu seinem Arbeitsgefährten, dem Maserati unter den Lkw.

**Gerhard, 51, aus Landau**

**Strecke: Dasing — Poggio Torriana**

**Ladung: 23 Tonnen Isolierglasscheiben**

Der Actros 1863 von Daimler, Truck des Jahres 2020, 625 PS, digitale Seitenspiegel, Spurhalteassistent und hinter der Windschutzscheibe eine weiß-blau karierte Plakette: »I bin Niederbayer.«

Niederbayer Gerhard also, der eigentlich Maurer gelernt hat, dann mit seiner Baufirma pleiteging und durch seinen verstaubten Lkw-Führerschein aus Bundeswehrzeiten wie so viele schließlich Trucker wurde, ist ein Freund

großer Maschinen. Der Pfropfen an der Grenze hat sich gelöst, die Blockabfertigung ist beendet. Gerhard brettet mit 89 km/h Richtung Brenner (erlaubt sind 80), vorzugsweise auf der zweiten Spur (trotz Lkw-Überholverbot auf dieser Strecke).

Rechts smaragdfarben der Inn, links das Industriegebiet von Wörgl, vorne die Innsbrucker Nordkette, im Radio Egoist von Falco. Bist du einsam, Gerhard? »Man gewöhnt sich dran.« Gerhard – geschieden, Vater einer 18-jährigen Tochter – zögert, zieht an seiner Zigarette, »ich find, ich hab's scho schee«, sagt er und zeigt seine Handyfotos: den Lago Iseo, italienische Berge, Serpentincurven. »Ich war schon ewig nicht mehr im Urlaub. Ich hab' ja das ganze Jahr Urlaub.«

Gerhard weiß, dass er privilegiert ist, mit seinem Edel-Lkw und einem niederbayerischen Kleinunternehmen als Arbeitgeber. Für eine große Spedition würde er nie arbeiten. »Ist o815. Da kriegst du einen Karren mit 400 PS. Das ist ein Witz.«

15.20 Uhr. Mit Gerhards Zigarettentaktung kann ich nicht mithalten und bekomme Migräneanfälle. Innsbruck zieht vorbei, die Europabrücke, die Baustelle des Brenner-Basistunnels, der ab 2028 helfen soll, den Güterverkehr von der Straße auf die Schiene zu leiten. Zumindest hier. Denn in Deutschland wird sich so schnell wohl nichts ändern, sagt Logistikexperte Stölzle. »Die Schienen wären überhaupt nicht in der Lage dazu, größere Anteile der Straße zu übernehmen. Dafür gibt es keine Kapazität.« Dreiviertel aller Güter werden hierzulande per Laster transportiert, weniger als 20 Prozent per Zug. Der Rest entfällt auf die Binnenschifffahrt.

Gerhard hat gerade andere Probleme: Weiterfahren über den Brenner und hoffen, dass hinter dem Pass noch irgendwo ein Parkplatz für die Nacht frei ist? Oder jetzt abfahren, auf Sicherheit? Gerhard zieht durch, hinein in den Südtiroler Sonnenuntergang.

Vier Kilometer vor Sterzing, Autostrada-Anzeige: »Lkw-Stau«. »Jetzt kenna's uns am Arsch lecken«, raunt Gerhard, nimmt die nächste Abfahrt und schlängelt sich eine Landstraße entlang, während sich zu seiner Rechten eine kilometerlange Lkw-Kolonne durchs Tal zieht. Zurück auf der Autobahn hat er Glück: An einer Raststätte bei Brixen ist noch ein Stellplatz frei. Um kurz vor 17 Uhr stoppt der Actros 1863. Gerhards Bilanz heute: 9¾ Stunden Lenkzeit, 641,8 Kilometer Strecke. Morgen weit vor Sonnenaufgang wird es weiter nach Rimini gehen.

Während Gerhard sein Feierabendmahl präpariert (Brotzeit und Bier), seine Freundin noch anruft und mangels sanitären Angebots an der Raststätte ungeduscht einschlummern wird, ein kurzer Schwenk zur





Trucker-Seelsorgerin Anna Weirich. Seit Jahren ist sie für das Projekt »Faire Mobilität« des Deutschen Gewerkschaftsbunds unterwegs auf Rastplätzen, um mit Lkw-Fahrern über ihre Arbeitsbedingungen zu sprechen. Die Sache mit den Parkplätzen hört sie oft. Allein in Deutschland fehlen 40.000 Lkw-Stellplätze, »ein eklatanter Mangel«, sagt Weirich. »Für die Fahrer ist das ein Albtraum. Sie parken überall, in der zweiten Reihe, der Einfahrt, der Ausfahrt. Viele müssen einfach weiterfahren, obwohl sie schon längst ihre Pause einhalten müssten.«

Neun Stunden am Tag dürfen die Fahrer gesetzlich lenken, in Ausnahmefällen zehn, nie länger als viereinhalb Stunden am Stück. Spätestens nach sechs Tagen ist eine 45-stündige Wochenruhezeit vorgeschrieben. Sie darf nicht im Führerhaus verbracht werden. »Aber die Lkw-Fahrer schlafen fast ausnahmslos in ihrem Wagen«, sagt Weirich. Und wenn kein Parkplatz mehr frei ist, dann stellen sie sich eben in Industriegebiete. Zwei Tage ohne Klo. Trucker Frank hatte für solche Fälle einen Plastikeimer mit Mülltüte unter seinem Auflader deponiert.

Der nächste Morgen, derselbe italienische Rastplatz, ein Lkw mit polnischem Kennzeichen. In Aleksanders Zugmaschine riecht es nach Fuß. Der Ukrainer mit der Nike-Trainingshose und den Adidas-Adiletten macht noch eine Pinkelpause, dann brechen wir auf Richtung Gardasee.

**Aleksander, 46, aus Dnipropetrowsk**

**Strecke: Münche – Rovereto**

**Ladung: zehn Tonnen deutsche Post**

Sollten Sie in den bisher gut 2150 Worten dieses Texts die Trucker-Romantik vermisst haben, hier kommt sie: Aleksanders Kabine hat ein doppelstöckiges Bett – für sich und seine Frau. Eine Ehe in einem 40-Tonner. Drei Wochen durch Westeuropa, dann immer eine Woche zu Hause. Vorteil für den Arbeitgeber: Die beiden können teils 21 Stunden durchfahren. Vorteil für Aleksander: Er ist nicht allein, auch einkommenstechnisch. »Ist super. Zwei Kassen.«

Nun aber liegt die Gattin mit Corona flach in einer Drei-Zimmer-Wohnung im polnischen Breslau. Als kleines »Denk an mich« hat sie ihrem Mann Borschtsch gekocht, die in einem Einweckglas in der Kühlbox schwappt, zwischen Pasteten und einem Becher Schmand.

Am Morgen ist Aleksander in München losgefahren. Davor war er in Augsburg, davor Verona, davor Mailand. Jetzt schreibt der Boss: In Rovereto wartet ein leerer Auflieger, Disposition folgt.

Während draußen die Berge langsam dem lebensgefühl echten Italien weichen, erzählt Aleksander von seinem zerbombten Heimatland. »Heute Ukraine: Problem, Problem, Problem«, sagt er. Die Eltern wohnen noch da, die Mutter sei schwer krank – wie auch Putin, findet er.

Aleksanders Heimatstadt Dnipro liegt keine zwei Lkw-Stunden von der Front entfernt. Hier ging er zur Polizeiakademie, bis ihn die Korruption kaputt machte. Aleksander schmiss hin, kutscherte Menschen erst in einem Bus, baute sich dann eine kleine Spedition auf und kam so zu einem Job in Polen. »Das ist meine Arbeit, nicht meine Leidenschaft«, sagt Aleksander. Lieber wäre er Polizist in Deutschland geworden. Er wäre dann auf der anderen Seite der nun folgenden lautmalerischen Erzählung gestanden.

Eine Tankstelle hinter Duisburg, deutsch-niederländisches Grenzgebiet, fünf Jahre her. Hier verbringt Aleksander seinen Feierabend mit der wohl teuersten Ladung seines Lebens: 66 Paletten TV-Geräte auf zwei Etagen, zwei Millionen Euro wert. Es ist Sommer, das Schiebeverdeck geöffnet. Als es Nacht wird, sprühen die Räuber – »bssst, bssst« – Schlafgas ins Führerhäuschen. Sie schlitzen – »zapzarap« – die Planen auf, stehlen zwölf Paletten. Die Polizei hämmert – »boom-boom« – gegen die Fahrertür. Aleksander kommt ins Krankenhaus.

Heute sei alles ok, wie es ist, »keine Problem«. Aber, sagt Aleksander, »es gibt auch schlechte Chefs«. Sein erster Arbeitgeber in Polen etwa. Elf Monate sei er nonstop unterwegs gewesen, obwohl er nach europäischem Recht alle vier Wochen heimkehren dürfte. Und das alles für 1500 Euro, mehr als ein Viertel weniger als aktuell. Er habe viele Kollegen gesehen, die seien depressiv wieder in die Heimat gegangen.

»Warten!«, befiehlt Aleksander, bevor er mich bei Trient rauslässt. Hinter seinem Sitz fischt er eine Dose polnisches Bier hervor. Ein Abschiedsgeschenk.

Auf deutschen Straßen liegt der Anteil ausländischer Lkw bei bereits über 40 Prozent. Osteuropäische Speditionen haben den westeuropäischen Markt übernommen – und die EU dafür komplexe Arbeitsschutzmechanismen aufgestellt.

Ein Beispiel: Ein polnischer Lkw fährt von Deutschland nach Spanien. Für die Zeit in Deutschland müsste der Fahrer deutschen Mindestlohn bekommen, in Frankreich französischen. Und so weiter. Aleksanders Fahrtschreiber registriert dafür per GPS jeden Grenzübertritt, Gerhard etwa musste das manuell einstellen.



Logistikprofessor Stölzle ist kein Freund dieser Regel: »Da sind die Pferde mit den Bürokraten durchgegangen. Wie wollen sie Grenzübertritte von hunderttausenden Lkw kontrollieren? Das ist nicht praktikabel. Wenn Sie das durchsetzen wollen, dann gefährden Sie die Belieferung und Versorgung der deutschen Bevölkerung.«

Im Umkehrschluss heißt das nichts anderes als: Die Versorgung Deutschlands ist von der Ausbeutung ausländischer Lkw-Fahrer abhängig.

Und die Ausbeutung trägt einen Namen: Spesenmodell. Viele Subunternehmen bezahlen nur den heimischen Mindestlohn, in Rumänien etwas mehr als 500 Euro brutto, obwohl ihre Fahrer im Westen arbeiten. Den Rest des Gehalts tarnen sie als Spesen. Der Arbeitgeber spart sich so Steuern und Sozialabgaben. Dem Arbeitnehmer bleiben kaum Rentenansprüche und im Krankheitsfall nur ein paar Peanuts.

»Dieses Modell ist die Regel. Es ist ein klarer Gesetzesverstoß«, sagt Anna Weirich. »Lkw-Fahrern wird durch die Bank weg zu wenig bezahlt.« Stunden würden gedrückt, Pausen zum Laden missbraucht, teils sogar nach gefahrenen Kilometern bezahlt. Auch das: ein Verstoß gegen EU-Recht.

Es gebe da ein paar »crazy motherfuckers« in diesem Geschäft, sagt Ruslan, ein Mann mit drei Goldzähnen und einer Pilotenbrille. Bei ihm einsteigen zu dürfen, kostete viel Überzeugungsarbeit. Mein Volkshochschulrussisch war der Eisbrecher, jetzt übernimmt die Übersetzer-App. Ruslan arbeitet für ein litauisches Unternehmen, stammt aber aus Luhansk in der Ostukraine – »kein Flüchtling, Immigrant«, das ist ihm wichtig. Anders als Aleksander blickt er durch den Putin-Filter auf seine Heimat: Nato, USA, Macht, Gier – alles schwimmt zu einem großen bösen Feuerball.

**Ruslan, 39, aus Luhansk**

**Strecke: Amsterdam – Casamaggiore**

**Ladung: 24 Tonnen Plastik**

Die Sprache kommt aufs Geld: »Wenn es ums Geld geht, dann leiden die Menschen«, sagt Ruslan. Von Geld wolle man immer mehr. Von Geld kaufe er sich keinen Alkohol, keine Zigaretten, sondern Klamotten in Outlet-Centern. Elf Monate sei er jetzt schon unterwegs: Benelux, Frankreich, Spanien. Elf Monate ohne Familie. Ruslans Telefonverlauf besteht aus einem Namen: »Baby«, steht da auf Kyrillisch. Der Ukrainer fuhr vor, zwei Jahre lang, bis er seine Familie 2019 nachholte. »Meine zwei Kinder sollen es mal besser haben. Ich habe nicht studiert. Ich kann nichts anderes machen. Wir sind Geiseln der Situation.«





Ruslans Geld: 600 bis 700 Euro Grundgehalt. Mit Spesen: 2100 Euro. Er weiß, dass das unfair ist. Aber die Polizei kontrolliere eben nur die Lenkzeiten, nicht das Gehalt. »Manche Fahrer sind seit Jahrzehnten in Europa unterwegs, aber noch kein einziges Mal nach ihrem Lohn gefragt worden«, erzählt Anna Weirich. »Das ist Aufgabe des Zolls. Hier scheint es ein massives Defizit zu geben.« Fragt man sie, ob es auch Verbesserungen gebe, in diesem Geschäft, seufzt sie. »Die Arbeitsbedingungen sind leider konstant schlecht«, sagt sie dann.

Und so verlagern westeuropäische Speditionen weiter ihre Arbeit kostengünstig an osteuropäische Dienstleister, die aktiv Gesetze brechen, weil ihre Fahrer schlicht zu schwach sind, sich zu wehren: Viele kennen ihre Rechte nicht. Sie sind gewerkschaftlich kaum organisiert. Weil sie immer auf Achse sind, haben sie keine funktionierende Postadresse für Anwaltskorrespondenz. Und wenn man aus einem sogenannten Drittstaat kommt – aus der Ukraine, Belarus, Zentralasien, vermehrt auch den Philippinen oder Indien – und um seine Aufenthaltsgenehmigung in der EU bangt, überlegt man sich das mit dem Klagen ohnehin dreimal.

Nach zwei Tagen und den unterschiedlichsten Geschichten – von Nico dem rumänischen Aufsteiger, von Frank, dem Frischgeschiedenen, Gerhard, dem Luxustrucker, und Aleksander, dem Ex-Polizisten – endet diese Reise, wo sie vielleicht enden musste: bei Ruslan, der am Ende der Nahrungskette fährt.

»Es gibt zwei Europas«, sagt er. Den Osten. Und den Westen. »Eine Zwei-Klassen-Gesellschaft?«, frage ich. Ruslan nickt und blickt verloren an mir vorbei in die venezianische Hügellandschaft. Noch ist es ein bisschen bis Verona, wo ich aussteigen will. Meine Fragen tauen Ruslan auf. Er beginnt, Gegenfragen zu stellen. Sonst bleibt der Beifahrersitz ja immer leer. Irgendwann redet er so schnell, dass die Handyübersetzung nicht mehr hinterherkommt.

Unsere Wege trennen sich an einer Zapfsäule in einem Vorort von Verona. Ich laufe zum nächsten Bahnhof, in wenigen Stunden zurück ins alte Leben. Ruslan wird weiter in den Süden fahren – zwei Meter über der Straße thronend, und doch ganz unten –, immer weiter durch ganz Europa, vorbei an verheißungsvollen Schildern: Venedig, Avignon, San Sebastian. Er wird sie rechts liegen lassen. Er wird diese Orte wohl nie wirklich kennenlernen. Die Ausfahrt ist für andere reserviert.

# TOBI LANG

**Tobi Lang**, Jahrgang 1991, ist eigentlich sein ganzes Berufsleben lang ausschließlich Journalist. Erst als Freelancer, unter anderem für die *Süd-deutsche Zeitung*, *Zeit Online* und den *Spiegel*, vor allem aber für den Verlag Nürnberger Presse (VNP) und die *Nürnberger Nachrichten*, wo er seit 2012 als Redakteur tätig ist.

Tobi Lang ist nominiert in der Kategorie »bestes lokales Stück« mit »Krieg unter Kindern: Warum stach ein 13-Jähriger in Nürnberg brutal auf einen Gleichaltrigen ein?«, erschienen am 26. Dezember 2023 in *Nürnberger Nachrichten*.



# Krieg unter Kindern:

Warum stach ein 13-Jähriger in Nürnberg brutal auf einen Gleichaltrigen ein?

2023 ist vielleicht das Jahr der Messerattacken unter Jugendlichen. Auch in Nürnberg stach ein 13-Jähriger auf einen Gleichaltrigen ein, verletzte ihn schwer. Verrohen unsere Kinder – oder liegt der Fehler im System? Bilanz eines Versagens.

An einem kühlen Novemberabend sitzt Hellen Schmidtbauer in ihrer Nürnberger Zwei-Zimmer-Wohnung und zittert. Sie wartet auf ihren Sohn, der eigentlich seit zwei Stunden zuhause sein sollte. »Sonst war er immer pünktlich«, sagt die Mutter von drei Kindern. Doch der 13-Jährige ist nicht erreichbar.

Die Stille ist erdrückend. Irgendwann greift Schmidtbauer zum Telefon und ruft die Polizei an. Doch die kann auch nicht helfen.

Was Schmidtbauer nicht weiß: Ihr Sohn hat gerade mehrfach mit einem Messer auf einen ehemaligen Klassenkameraden eingestochen. Als in der Nacht Beamte der Kriminalpolizei klingeln und den Jungen abliefern, bricht für die Mutter eine Welt zusammen. »Es war einfach nur schockierend. Was für ein Messer? Und wie geht es dem Opfer?« Fragen schießen durch den Kopf der 39-Jährigen. An jenem schicksalhaften Novemberabend ändert sich alles in ihrem Leben.

Ihr Sohn David, der eigentlich anders heißt, ist jetzt ein Messerstecher, auch wenn er wegen seines geringen Alters nicht strafrechtlich verfolgt wird. Zwei Mal rammt er seinem Kontrahenten die Klinge in den Rücken, auch der ist erst 13 Jahre alt. In der Gesellschaft, glauben einige, sei etwas verrutscht. Die Jugend verrohe, auf Schulhöfen seien Waffen im Umlauf, es herrsche Krieg. Diejenigen, die in dieser Situation auf die vielzitierte Härte des Gesetzes pochen, haben Munition. Denn Davids Angriff ist nur eine von vielen Bluttaten unter Kindern in den vergangenen Monaten. Durch das Jahr 2023 zieht sich eine Spur der Gewalt.

## Freudenberg, der 11. März

Die zwölf Jahre alte Luise wird in Thüringen von zwei Mitschülerinnen erstochen. Die Rechtsmedizin wird bei der Obduktion insgesamt 30 Stiche feststellen. Die Täterinnen – eine zwölf und eine 13 Jahre alte Freundin des Mädchens – informierten sich vor der Attacke im Internet über Strafmündigkeit, so berichten es zahlreiche Medien übereinstimmend. In Deutschland kann man erst ab 14 Jahren verurteilt werden. Der Tod von Luise löst eine heftige Debatte über Jugendkriminalität aus.

### Wunsiedel, der 4. April

Eine Zehnjährige wird morgens tot in einem oberfränkischen Kinderheim gefunden. Nach einem Streit, davon geht die Polizei aus, strangulierte ein Elfjähriger das Mädchen, das zuvor in der Nacht von einem 25-Jährigen vergewaltigt worden war. Dem Mann konnte nicht nachgewiesen werden, an der Tötung der Minderjährigen beteiligt gewesen zu sein – dem Jungen hingegen schon. Der Täter wird vom Jugendamt in sogenannte »gesicherte Obhut« genommen.

### Regensburg, der 26. Oktober

In einer psychiatrischen Einrichtung sticht der 14-jährige Dennis V. einen Siebenjährigen nieder, der kleine Junge stirbt später in einem Krankenhaus. Der Täter posiert nur eine halbe Stunde vor der Attacke mit einem Schlachtermesser und kündigt über Instagram »Revenge« an, also Rache. Was ihn antrieb, ist unklar. Die Polizei schließt einen extremistischen Hintergrund nicht aus.

Die blanken Zahlen lesen sich so: Viele Jahre lang nahm die Gewalt unter Jugendlichen ab. Das belegt die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS). Nach einer Pandemie-Delle stieg die Zahl der Gewaltdelikte aber besonders unter Jugendlichen rasant an. Im Vergleich zu 2019 führt die PKS für 2022 fast 30 Pro-

**Seine Geschichte ist die eines Jugendlichen auf der Suche, eines Kindes, dem es offenbar an Stabilität fehlt, das seine Aggressionen nicht unter Kontrolle hat.**

zent mehr Tatverdächtige unter 14 Jahren auf. Ein Trend, der Ermittler auch in Bayern besorgt. Dunkelfeldstudien, die messen sollen, was Polizei und Staatsanwaltschaft verborgen bleibt, sehen eine stetige Zunahme von Attacken mit Waffen unter jungen Menschen. Viele Jugendliche würden ganz selbstverständlich Messer, Schlagring oder Pfefferspray bei sich tragen.

Nun reiht sich auch Davids Tat in die Liste der Brutalitäten ein. Seine Geschichte ist die eines Jugendlichen auf der Suche, eines Kindes, dem es offenbar an Stabilität fehlt, das seine Aggressionen nicht unter Kontrolle hat. Aber ist er deswegen automatisch ein Terror-Jugendlicher, ein Irrer, der nicht zu bändigen ist? Und wenn ja, warum hat ihn keiner aufgehalten?

David ist das, was man einen Systemsprenger nennt. Ein Junge, der keine Regeln akzeptiert, ein Jugendlicher, der durch jedes Raster fällt. Kurz vor der Einschulung wird bei ihm die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) festgestellt. »Mit so einem Kind will nicht jeder arbeiten«, sagt seine Mutter. Und das bekommt die Familie zu spüren.

Davids Schullaufbahn ist unstet. Er wechselt häufig die Klassen, kommt vom Förderunterricht in eine normale Mittelschule, von einer privaten Einrichtung in die Paul-Moor-Schule, die sich auf Härtefälle spezialisiert hat. Der Jugendliche ist immer auf dem Sprung, findet keine Heimat.

»Die haben mein Kind kaputt gemacht«, sagt Davids Mutter – ein Vorwurf, der schwer wiegt. Wer mit ihr spricht, redet mit einer durchaus reflektierten Frau. Ein Familienmensch, der nicht entschuldigen will, was passiert ist. Aber Erklärungen sucht. »Ich bin zwar geschieden, aber zuhause ist alles okay«, sagt sie. »Er hat seine Ruhe, hat Sicherheit.« Mit seinem drei Jahre älteren Bruder habe es beispielsweise nie Probleme gegeben. Für die 39-Jährige ist klar: Die Gründe für Davids Probleme liegen nicht primär beim Elternhaus. Auch wenn die Mutter zugibt, mit ihrem Sohn oft überfordert zu sein.

Das erste halbe Jahr auf der Paul-Moor-Schule sei David ein »Musterschüler« gewesen, erzählt sie. Dann habe es Engpässe bei den Lehrkräften gegeben, der Unterricht fiel aus. Der inzwischen 13-Jährige geriet in emotionale Schieflage. »Sie haben nichts mit ihm gemacht, ihn immer wieder nach Hause geschickt, weil er angeblich nicht zu beschulen war«, sagt Schmidtbauer. Davids Weg ist von Misserfolgen gepflastert. Er wird zum Außenseiter. Was in ihm vorgeht, lässt sich nur erahnen. Sein Frust dürfte aber wie Spiritus für die Flamme der Gewaltbereitschaft gewirkt haben, die in ihm loderte.

Wenige Stunden vor den Messerstichen hängt David an jenem verhängnisvollen Novembertag zuhause mit starrem Blick an seinem Smartphone. Fast im Sekundentakt kommen Nachrichten von Tayfun, dem Jungen, den der 13-Jährige später attackieren wird. Der Mitschüler beleidigt David immer wieder heftig. »Du Hurensohn«, schreit er in einer Sprachnachricht. »Du kannst gar nichts machen. Du bist ein Lauch. Komm einmal Langwasser, ich fick dich. Du bist ein Lutscher.« Als Tayfun droht, zu ihm nach Hause zu kommen, brennen bei David alle Sicherungen durch. »Er wollte seine Familie verteidigen und hat sich mit einem anderen Jungen, einem 16-Jährigen, verabredet«, sagt seine Mutter. Der habe das Butterflymesser mitgebracht, mit dem David später den Brustkorb seines Opfers durchdringen wird. Über-

**Als Tayfun droht,  
zu ihm nach Hause  
zu kommen, brennen  
bei David alle  
Sicherungen durch.**

prüfen lässt sich das bisher nicht. Sowohl Polizei als auch Staatsanwaltschaft halten sich mit Details zur Tatwaffe zurück.

Fakt ist: David und Tayfun treffen gegen 19 Uhr unweit des U-Bahnhofes Eberhardshof auf einem Parkplatz aufeinander. David hält drohend das Butterflymesser in der Hand. Es kommt

# Krieg unter Kindern

Diese Geschichte handelt von einer Tat, die unvorstellbar klingt und trotzdem weit mehr ist als ein Einzelfall. Täter und Opfer sind besonders schutzbedürftige Jugendliche. Um ihre Persönlichkeitsreize zu wahren, haben wir alle Namen geändert.

**A**n einem kühlen Novemberabend sitzt Helen Schmidtbauer in ihrer Nürnberger Zwei-Zimmer-Wohnung und zittert. Sie wartet auf ihren Sohn, der eigentlich seit zwei Stunden zuhause sein sollte. „Sonst war er immer pünktlich“, sagt die Mutter von drei Kindern. Doch der 13-Jährige ist nicht erreichbar. Die Stille ist erdrückend. Irgendwann greift Schmidtbauer zum Telefon und ruft die Polizei an. Doch die kann auch nicht helfen.

Was Schmidtbauer nicht weiß: Ihr Sohn hat gerade mehrfach mit einem Messer auf einen ehemaligen Klassenkameraden eingestochen. Als in der Nacht Beamte der Kriminalpolizei klingeln und den Jungen abführen, bricht für die Mutter eine Welt zusammen. „Es war einfach nur schockierend. Was für ein Messer! Und wie geht es dem Opfer?“ Fragen schiefen durch den Kopf der 39-Jährigen. An jenem schicksalhaften Novemberabend ändert sich alles in ihren Leben.

Ihr Sohn David, der eigentlich anders heißt, ist jetzt ein Messerstecher, der wenn er wegen seines geringen Alters nicht strafrechtlich verfolgt wird. Zwei Mal rammt er seinem Kontrahenten die Klinge in den Rücken, auch er ist erst 13 Jahre alt. In der Gesellschaft, glauben einige, sei etwas verarscht. Die Jugend verrotte, auf Schulhöfen seien Waffen im Umlauf, es herrsche Krieg. Diejenigen, die in dieser Situation auf die vielzitierte Härte des Gesetzes pochen, haben Mühen: Denn Davids Angriff ist nur eine von vielen Blättern unter Kindern in den vergangenen Monaten. Durch das Jahr 2023 zieht sich eine Spur der Gewalt.

Freudenberg, 11. März: Die zwölf Jahre alte Luisa wird in Thüringen von zwei Mitschülerinnen erstochen. Die Rechtsmedizin wird bei der Obduktion insgesamt 30 Stiche feststellen. Die Täterinnen – eine zwölf und eine dreizehnjährige Freundin des Mädchens – informiert sich vor der Attacke im Internet über Strafmündigkeit, so berichten es zahlreiche Medien übereinstimmend. In Deutschland kann man erst ab 14 Jahren verurteilt werden. Der Tod von Luisa löst eine heftige Debatte über Jugendkriminalität aus.

Wunsiedel, 4. April: Eine Zehnjährige wird morgens tot in einem oberfränkischen Kinderheim gefunden. Nach einem Streit, davon geht die Polizei aus, strangulierte ein Elftjähriger das Mädchen, das zuvor in der Nacht von einem 25-Jährigen vergewaltigt worden sei. Ein Mann konnte nicht nachgewiesen werden, an der Tötung der Minderjährigen beteiligt gewesen zu sein – dem Jungen hingegen schon. Der Täter wird vom Jugendamt in sogenannte „gesicherte Obhut“ genommen.

Regensburg, 26. Oktober: In einer psychiatrischen Einrichtung sticht der 14-Jährige Dennis V. einen Siebenjährigen nieder, der kleine Lunge stirbt später in einem Krankenhaus. Der Täter posiert nur eine halbe Stunde vor der Attacke mit einem Schalthemmer und kündigt über Instagram „Revenge“, an, also Rache. Was ihm antreibt, ist unklar. Die Polizei schließt einen extremistischen Hintergrund nicht aus.

Die blanken Zahlen lesen sich so. Viele Jahre lang nahm die Gewalt unter Jugendlichen ab. Das belegt die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS). Nach einer Pandemie-Delle stieg die Zahl der Gewaltdelikte aber besonders unter Jugendlichen rasant an. Im Vergleich zu 2019 führt die PKS für 2022 fast 30 Prozent mehr Tötungsdelikte unter 14-Jährigen auf. Nur rechtlich auch Davids Tat in die Liste der Brutaltaten ein. Seine Geschichte ist die eines Jugendlichen auf der Suche, eines Kindes, dem es offenbar an Status mangelt. Das sei bei Aggressionen nicht unter Kontrolle hat. Aber ist er deswegen automatisch ein Terror-Jugendlicher, ein Irker, der nicht zu bändigen ist? Und wenn ja, warum hat ihn keiner aufgelockert?

David ist das, was man einen Systemsprenger nennt. Ein Junge, der keine Regeln akzeptiert, ein Jugendlicher, der durch jedes Raster fällt. Kurz vor der Einschulung wird bei ihm die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) festgestellt. „Mit so einem Kind will nicht jeder arbeiten“, sagt seine Mutter. Und da bekommt die Familie zu spüren, dass der Schulhaushalt ist unster. Er wechselt häufig die Klassen, kommt vom Förderunterricht in eine normale Mittelschule, von einer privaten Einrichtung in die Paul Moor-Schule, die sich auf Hörförderung spezialisiert hat. Der Jugendliche ist immer auf dem Sprung, findet keine Heimat.

„Die haben mein kind kaputt gemacht“, sagt Davids Mutter – ein Vorwurf, der immer wieder kommt. Wer mit ihr spricht, redet mit einer durchaus reflektierten Frau. Ein Familienmensch, der nicht entschuldigend will, was passiert ist. Aber Erkäntungen such „Ich bin zwar geschieden, aber zuhause

2023 war vielleicht das Jahr der Messerattacken unter Jugendlichen. Auch in Nürnberg stach ein 13-Jähriger brutal auf einen Gleichaltrigen ein. Verrohen unsere Kinder – oder liegt der Fehler im System? Die Bilanz eines Versagens.

VON TOBI LANG

ist alles okay“, sagt sie. „Er hat seine Ruhe, hat Sicherheit.“ Mit seinem drei Jahre älteren Bruder habe es beispielsweise nie Probleme gegeben. Für die 39-Jährige ist klar: Die Gründe für Davids Probleme liegen nicht primär beim Elternhaus. Auch wenn die Mutter zögert, mit ihrem Sohn oft überfordert zu sein.

Das erste halbe Jahr auf der Paul Moor-Schule wird ein „Austerscher“ gewesen, erzählt sie. Dann habe es Engpässe bei den Lehrkräften gegeben, der Unterricht fiel aus. Der inzwischen 13-Jährige geriet in emotionale Schieflage. „Sie haben nichts mit ihm gemacht, ihn immer wieder nach Hause geschickt, weil er angeblich nicht zu beschulen war“, sagt Schmidtbauer. Davids Weg ist von Misserfolgen geplättet. Er wird zum Außenseiter. Was in ihm würgelt, lässt sich nur erahnen. Sein Frust durfte aber wie Spiritus für die Flamme der Gewaltbereitschaft gewirkt haben, die in ihm loderte.

Wenige Stunden vor den Messerstichen hängt David an jenem verhängnisvollen Novemberabend mit starrtem Blick an seinem Smartphone. Faus mit Sekundäraktiven kommen Nachrichten von Tayfun dem Jungen, dem der 13-Jährige später attackieren wird. Der Mitschüler beleidigt David immer wieder heilig. „Du Hurensöhn“, schreibt er in einer Sprachnachricht. „Du kannst gar nichts machen. Du bist ein Lauch. Komm einmal lang wasser, ich ficke Dich. Du bist ein Lutscher.“ Als Tayfun droht, zu ihm nach Hause zu kommen, bremsen bei Davids alle Sicherungen durch. „Er wollte seine Familie vereidigen und hat sich mit einem anderen Jungen, einem 16-Jährigen, verabredet“, sagt seine Mutter. Der habe das Butterfly-Messer mitgebracht, mit dem David später den Brustkorb seines Opfers durchdringt wird.

David und Tayfun treffen gegen 19 Uhr unweit des U-Bahnhofs Eberhardshof auf einem Parkplatz aufeinander. David hält drohend das Butterfly-Messer in der Hand. Es kommt zu einem Tumult. Statt davonzurennen, lässt sich Tayfun auf eine Prügeln ein. David nimmt ihn in den Schwitzkasten, so steht es in Dokumenten, die unserer Redaktion vorliegen. Dabei sticht er zwei Mal von oben herab in den Rücken seines Gegenübers. Eine Rippe bricht, der linke Lungenflügel kollabiert. „Er wollte mich zustoßen und dann die anderen hatten Angst, wenn er die Waffe zieht“, sagt die Mutter. Überprüfen lässt sich das nicht.

Während David davonrennt, leisten sponriell geschulte Polizisten, die nur wenige Augenblicke später am Tatort sind, Erste Hilfe. Noch in der Nacht wird Tayfun notoperiert, in Lebensgefahr schwelgt er allerdings nicht.

Wer Opfer und wer Täter ist an diesem Tag, ist völlig klar. David ist derjenige, der zustoicht, der in Kauf nimmt, dass sein ehemaliger Mitschüler tödlich verletzt wird. Dann lässt auch seine Mutter keinen Zweifel. „Aber die Tat hat eine Vorgeschichte, mein Sohn wurde gemöbt und das über Wochen“, sagt Schmidtbauer. Zahlreiche Charverläufe belegen, dass sich die beiden 13-Jährigen immer wieder beleidigten, bedrohten, sich gegenseitig zu Kampfen aufboten. Der pure Hass, selbst in Wörter und Sprachnachrichten. „Er war alleine gegen eine ganze Clique.“

Warum David die Drohungen nicht ignorierte, das Handy nicht einfach weglegte, all das hat ihn seine Mutter gefragt. Doch Zurückstößen war für ihn offenbar keine Option. „Er merkte, wenn er das gemacht hätte, hätten sie nur noch heftiger weitergemacht.“ Nachgeben, so machen nur Pussys, habe er gesagt. David wollte der starke Mann sein. Womöglich auch, weil ihm männliche Vorbilder fehlten. Sein Vater kummerte sich nur, nachdem die Mutter per Gerichtsbeschluss die Umgangsgewalt erwiderte. „Bei ihm war aber kein Platz für ihn. David hat sich vernachlässigt gefühlt“, sagt Schmidtbauer. „Ich bin die einzige Liebe seines Lebens, deshalb vereidigt er mich auf den Tod.“ Als Tayfun den 13-Jährigen als Hurensöhn beschimpfte, setzte offenbar sein Verd stand aus.

Ein Gutachten, das nach der Tat erstellt wurde, sieht bei David keine ernsthafte psychische Erkrankung – wohl aber eine Störung des Sozialverhaltens. Was er tut, sei selbstverantwortlich als gewöhnlicher kindlicher Unfug. Ärzte diagnostizieren zudem eine Störung der Impulskontrolle. Die Symptome: leichte Reizbarkeit, unangepasstes Verhalten, quass die Suche nach Ärger. Und den fand David auf dem Schulhof.

Handelt es sich bei der Messerattacke also um einen Mobbingfall, der blutig endet – oder versucht sich David, sich in einer Entschuldigung? Marica Münch hat sich dem Kampf gegen das Phänomen verschrieben. „Gerade unter Schülern wird das Wort ‚Mobbing‘ schnell in den Mund genommen“, sagt die Bildungsreferentin vom Car-

tas-Prückheimer Haus in Nürnberg. Ganz so einfach sei es aber nicht. Attacken müssen wiederholt und über einen längeren Zeitraum stattfinden. Vor allem aber braucht es ein Machtgefälle.“ Ob das im konkreten Fall so war, kann die Expertin nicht sagen.

Ganz grundsätzlich sei das Verhalten von David nicht untypisch. „Wenn jemand in der Opferrolle ist, zieht er sich häufig zurück“, sagt Münch. Die Demütigung kann aber auch zum Brandbeschleuniger werden, der sich in Gewalt entzündet. „Manche wehren sich und werden selbst aggressiv. Dann sind solche Taten wie der Messerangriff auf jeden Fall vorstellbar.“

„An Schulen, sagt Münch, sei Mobbing Alltag – und die Waffen im Kampf dagegen seien relativ stumpf.“ Es gibt ganz große Delikte im System, die es an Präventionsprogrammen, noch immer ist nicht genügend Geld für Schulungen vorhanden. Und das, obwohl laut der letzten Pisa-Studie jeder Sechste von Mobbing betroffen ist.

„Das Smartphone ist eine Waffe“, sagt die Expertin. „Jugendliche können sich heute zutage eigentlich 24 Stunden gegenseitig drangalieren.“ Der Leidsdruck sei größer als früher. „Dazu kommen Lehrmangel und teilweise viel zu große Klassen. Je später wir auf das Thema reagieren, desto schwieriger wird es zu intervenieren.“ Die Zeit laufe, sagt Münch. Und sie laufe gegen unsere Kinder.

Was also tun? Wegen seiner Schul-Eskapaden wendet sich Davids Mutter immer wieder an das Jugendamt. „Ich habe sie häufig um Hilfe gebeten“, sagt sie. „Ich hatte wirklich zu kämpfen mit ihm.“

In der Schule verging Woche um Woche, in der David in der Luft hing. Er war suspendiert, lungenleer, verparste Stoff. „Und das, obwohl das doch so eine tolle Schule mit so palpaiblen Ansprüchen sein soll“, sagt Schmidtbauer, die

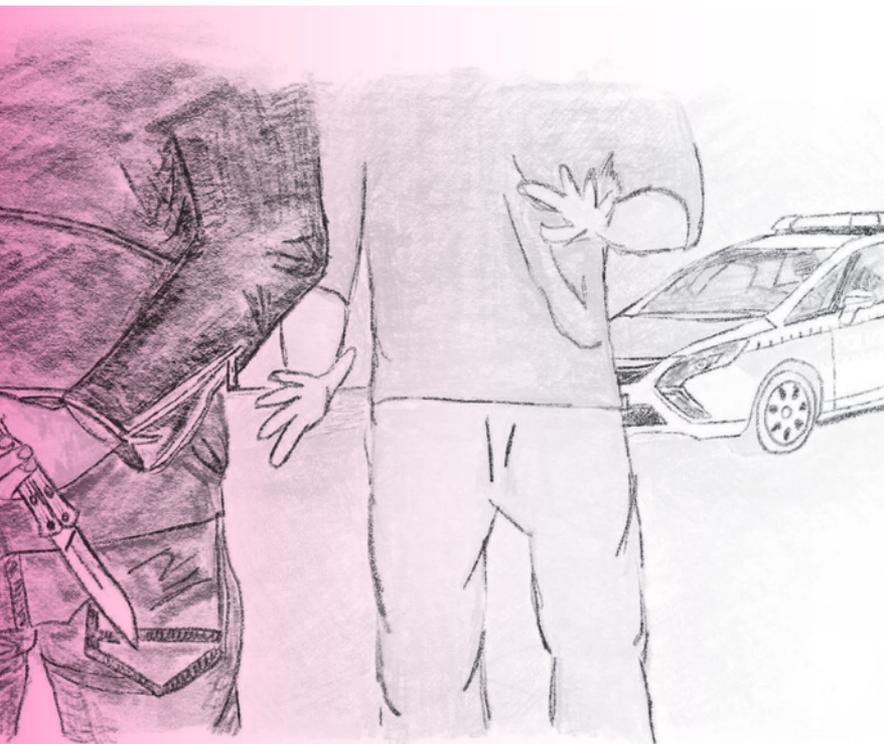
## 22 Sie haben ihm in seine Seele gespuckt



Mobbing-Expertin Marica Münch.



Unweit einer Nürnberger U-Bahn-Station



Zeichnung: Irene Oberst-Freiermuth, München/Heizo

in stach im November ein Junge auf einen 13-jährigen ein. Diese Zeichnung soll den Tathergang grob illustrieren. So – oder so ähnlich – könnte sich der Angriff zugetragen haben.

schwer enttäuscht ist. Die Paul-Moor-Schule selbst will sich nicht zum konkreten Fall äußern. Aus Datenschutzgründen. Ganz unkommentiert will sie die Vorwürfe aber auch nicht lassen. „Um den sonderpädagogischen Förderbedarf gerecht werden zu können, arbeiten in einer Klasse immer zwei Pädagoginnen und Pädagogen mit maximal acht Schülern“, erklärt die Schulleitung. Es gebe Gruppen- und Einzelsitzungen, hochdifferenzier- ten Unterricht, psychologische Hilfe. Ziel ist es, den Personkreis nach Ende der Förderung wie der in das Regelschulsystem zu integrieren.“ Bei David schlug offenbar all das fehl. Mit fatalen Folgen.

Der Junge soll den Unterricht massiv gestört haben, laut seiner Schule schlug er Mitschüler und sogar Lehrkräfte. Als David deswegen suspendiert wird, wehrt seine Mutter sich gerichtlich dagegen. Es stellt sich heraus: Beweisen lassen sich die Vorwürfe gegen den Jungen nicht, urteilte das Ansbacher Verwaltungsgericht. Vielmehr, so der Anwalt der Familie, habe es sich um „übliche Kaltebeiz“ zwischen Schülern gehandelt. Und: „Eine Gesundheitsgefahr war damit nicht verbunden.“

„Er ist 13 Jahre alt, ich kann ihn nicht dauernd kontrollieren und zuhause einsperren“, sagt seine Mutter. „Was er auf der Straße tut, weiß ich nicht immer, obwohl ich viel mit ihm spreche.“ Sie verliert den Überblick: Eine Freundin rät Schmidbauer zu einer betreuten Wohngruppe im mittelfränkischen Rummelsberg, Permanente Aufsicht, intensive Therapien, ein kleines, fast schon familiales Umfeld. „Aber ich war nicht bereit, ihn komplett abzugeben, ich hatte nicht das Gefühl, ihm damit das zu geben, was er braucht.“ Heute bereut Schmidbauer das. Vom Jugendamt führt sie sich trotzdem im Stich gelassen. „Es hier immer nur, es fehlt an Personal. Sie konnten mir auch keine intensiveren Therapien für meinen Sohn anbieten.“ Die Hoffnung auf Besserung schwand, während sich die Schlinge zog. David war immer häufiger in Streitigkeiten verwickelt und schlug immer wieder zu.

Auch das Jugendamt will nicht über den konkreten Fall sprechen. Wieder der Datenschutz, „Gewalt unter strafunmündigen Kindern ist aber

in der Jugendhilfe an der Tagesordnung“, erklärt Frank Schmidt, stellvertretender Behördenleiter. Schlägereien auf dem Schulhof, Fernbleiben vom Unterricht, all das seien sicherlich Alarmzeichen. Bei David wurden sie offenbar nicht richtig gedeutet. Grundsätzlich, sagt Schmidt, habe man eine ganze Palette an Möglichkeiten zur Intervention. Beispielsweise über eine Erziehungsbeistandschaft, einer Art Coaching für Eltern. Es gibt Trainings für Jugendliche, um ihr Sozialverhalten zu verbessern. Und eben Vollversorger Angebote wie betreute Wohngruppen.

In der Realität schlägt der Personalmangel aber auch hier an allen Ecken und Lenden zu. „Gerade bei der geschlossenen Unterbringung tobt ein heftiger ideologischer Krieg“, sagt Schmidt. „Viele haben da die katastrophale Situation in den 60ern, 70ern und teilweise noch den 80ern vor Augen, als solche Einrichtungen unter Gesichtspunkten der Menschenwürde zurecht verdammt wurden.“ Damals wurden Kinder in Heimen tatsächlich noch verprügelt, gesqualt, schwer misshandelt. Heute sei es das anders, sagt der stellvertretende Jugendamtsleiter. „Manchmal sind solche Angebote die einzige Möglichkeit, junge Menschen zurück in die Spur zu bringen.“ Auch wegen der ideologischen Schattenkriege gebe es allerdings kaum Plätze. Im Norden Bayerns existiert beispielsweise nur eine Wohngruppe in Rummelsberg für maximal 16 Jugendliche. „Die Plätze sind wirklich rar – und weil überall Fachkräfte fehlen, verknappt sich das Angebot weiter.“

Insider sprechen von einem System am Rande des Kollapses. „Wir können Kindern vielleicht noch ein Bett und etwas zu Essen anbieten“, sagt eine ehemalige Führungskraft aus der Nürnberger Jugendhilfe, die inzwischen gekündigt hat. „Therapien sind oft nicht mehr möglich, dafür fehlt die Zeit.“ Die Verwaltung sei erdrückend, die Personalnot gewaltig – und Hilferufe der eigentlich selbst helfen sollen, verhallen unerwidert.

Der 8. Dezember ist dann der wahrscheinlich düsterste Tag in Davids Leben. Dort zweieinhalb Wochen nach den Messersteinchen rücken etwa 20 Polizisten zu dem Haus aus, in dem der 13-Jährige mit seiner Familie lebt. „Sie kamen von allen Sei-

ten“, sagt seine Mutter, die an jenem Freitagabend arbeiten muss. David ist zuhause mit einer nanny, als er abrupt aus dem Bett geholt und abgeführt wird. Er soll in eine geschlossene psychiatrische Einrichtung, obwohl er keine schwere psychische Erkrankung hat. Der 13-Jährige ist nicht paranoid, normal intelligent, aber eben verhaltensauffällig. Ein Psychologe hält es für möglich, dass David erneut zur Gefahr für sich und andere wird.

David, sagt seine Mutter, bereue, was er getan hat. Unter Tränen habe er ihr die Messerattacke gestanden. „Ich habe auch überlegt, mit der Mutter des Opfers zu reden“, sagt Schmidbauer. „Die Kripo meinte aber, dass das keine gute Idee ist, weil die auf 180 sind.“

David musste Weihnachten in der geschlossenen Psychiatrie verbringen. Ohne seine Familie. „Das ist aber einfach nur irre, dort bekommt er keine richtige Hilfe“, sagt seine Mutter. „Ich wollte etwas Langfristiges für mein Kind, etwas, wo er Ruhe und Hilfe bekommt. Er muss nicht bestraft, sondern behandelt werden.“ Niemand verstehe David, niemand erkläre ihm, warum die Dinge so sind, wie sie sind. „Wenn ihn 20 Polizisten schlafend aus seinem Bett holen und ihn in eine Psychiatrie einsperren“, sagt sie, „ist das Hass.“ Und der entlade sich früher oder später bei denen, die ihm scheinbar Unrecht getan haben, glaubt sie. Richter, Psychiater, die Polizei. David sei auf dem besten Wege, in eine Dauerschleife der Gewalt zu rutschen. „Sie haben ihm in die Seele gespuhkt.“



## Einblick

Tobias Lang, Magazin-Autor. „Ich bin selbst Vater und habe mir während der Recherche essenzielle Fragen zur Erziehung meiner Tochter gestellt, zu Bestrafung und zur Wirkung von Eltern. Antworten, was zu tun ist, wenn das eigene Kind gewalttätig wird, habe ich nicht wirklich gefunden. Zuhören hilft wohl, Konsequenz auch. Offenbar gibt es aber Fälle, die mehr Expertise brauchen.“

zu einem Tumult. Statt davonzurennen, lässt sich Tayfun auf eine Prügelei ein. David nimmt ihn in den Schwitzkasten, so steht es in Dokumenten, die unserer Redaktion vorliegen. Dabei sticht er zwei Mal von oben herab in den Rücken seines Gegenübers. Eine Rippe bricht, der linke Lungenflügel kollabiert. »Er wollte nie zustechen und dachte, die anderen hätten Angst, wenn er die Waffe zeigt«, sagt die Mutter. Auch das lässt sich nicht überprüfen.

Während David davonrennt, leisten speziell geschulte Polizisten, die nur wenige Augenblicke nach den Messerstichen am Tatort sind, Erste Hilfe. Noch in der Nacht wird Tayfun notoperiert, in Lebensgefahr schwebt er allerdings nie.

Wer Opfer und wer Täter ist an diesem Tag, ist völlig klar. David ist derjenige, der zusticht, der in Kauf nimmt, dass sein ehemaliger Mitschüler tödlich verletzt wird. Daran lässt auch seine Mutter keinen Zweifel. »Aber die Tat hat eine Vorgeschichte, mein Sohn wurde gemobbt und das über Wochen«, sagt Schmidtbauer. Zahlreiche Chatverläufe belegen, dass sich die beiden 13-Jährigen immer wieder beleidigten, bedrohten, sich wechselseitig zu Kämpfen aufforderten. Der pure Hass, gepresst in Wörter und Sprachnachrichten. »Er war alleine gegen eine ganze Clique.«

Warum David die Drohungen nicht ignorierte, das Handy nicht einfach weglegte, all das hat ihn seine Mutter gefragt. Doch Zurückstecken war für ihn offenbar keine Option, weder an jenem Abend noch davor. »Er meinte, wenn er das gemacht hätte, hätten sie nur noch heftiger weitergemacht.« Nachgeben, sowas machen nur Pussys, habe er gesagt. David wollte der starke Mann sein. Womöglich auch, weil ihm männliche Vorbilder fehlten. Sein Vater kümmerte sich nur, nachdem die Mutter per Gerichtsbeschluss die Umgangspflicht erwirkte. »Bei ihm war aber kein Platz für ihn. David hat sich vernachlässigt gefühlt«, sagt Schmidtbauer. »Ich bin die einzige Liebe seines Lebens, deshalb verteidigt er mich auf den Tod.« Als Tayfun den 13-Jährigen als Hurensohn beschimpft, setzte offenbar sein Verstand aus.

**Warum David die Drohungen nicht ignorierte, das Handy nicht einfach weglegte, all das hat ihn seine Mutter gefragt.**

Ein Gutachten, das nach der Tat erstellt wurde, sieht bei David keine ernsthafte psychische Erkrankung – wohl aber eine Störung des Sozialverhaltens. Was er tut, sei »schwerwiegender als gewöhnlicher kindischer Unfug«. Ärzte diagnostizieren zudem eine Störung der Impulskontrolle. Die Symptome: leichte Reizbarkeit, unangepasstes Verhalten, quasi die Suche nach Ärger. Und den fand David auf dem Schulhof.

Handelt es sich bei der Messerattacke also um einen Mobbingfall, der blutig endete – oder versucht sich Davids Umfeld nur an einer Entschuldigung? Marica Münch hat sich dem Kampf gegen das Phänomen verschrieben. »Gerade unter Schülern wird das Wort ‚Mobbing‘ relativ schnell in den Mund genommen«, sagt die Bildungsreferentin vom Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg. Ganz so einfach sei es aber nicht. »Attacken müssen wiederholt und über einen längeren Zeitraum stattfinden, damit die Definition erfüllt ist. Vor allem aber braucht es ein Machtgefälle.« Ob das im konkreten Fall so war, kann die Expertin nicht sagen. »Mobbing ist aber nie ein Phänomen zwischen nur zwei Personen.« Nur dann, wenn weite Teile einer Gruppe wegsehen, habe der Täter freie Bahn. »Durch Ignorieren erodieren Normen und Werte. Und das Verhalten des Mobbers hat sich etabliert.«

Ganz grundsätzlich sei das Verhalten von David nicht untypisch. »Wenn jemand in der Opferrolle ist, zieht er sich häufig zurück. In ganz schlimmen

**Noch immer wird das Thema nicht in der Lehrerbildung behandelt, noch immer fehlt es an Präventionsprogrammen, noch immer ist nicht genügend Geld für Schulungen vorhanden. Und das, obwohl laut der letzten Pisa-Studie jeder Sechste von Mobbing betroffen ist.**

Fällen kann die Ohnmachtssituation auch zum Suizid führen«, sagt Münch. Die Demütigung kann aber auch zum Brandbeschleuniger werden, der sich in Gewalt entlädt. »Manche wehren sich und werden selbst aggressiv. Dann sind solche Taten wie der Messerangriff auf jeden Fall vorstellbar.«

An Schulen, sagt Münch, sei Mobbing Alltag – und die Waffen im Kampf dagegen relativ stumpf. »Es gibt ganz große Defizite im System, weil Lehrer nicht ausreichend darauf vorbereitet sind.« Noch immer wird das Thema nicht in der Lehrerbildung behandelt, noch immer fehlt es an Präventionsprogrammen, noch immer ist nicht genügend Geld für Schulungen vorhanden. Und das, obwohl laut der letzten Pisa-Studie jeder Sechste von Mobbing betroffen ist. »Das Smartphone ist eine Waffe«, sagt die Expertin. »Jugendliche können sich heutzutage eigentlich 24 Stunden gegenseitig drangsalieren.« Der Leidensdruck sei dadurch größer als früher. »Dazu kommen Lehrermangel und teilweise viel zu große Klassen. Je später wir auf das Thema reagieren, desto schwieriger wird es, zu intervenieren.« Die Zeit laufe, sagt Münch. Und sie läuft gegen unsere Kinder.

Was also tun? Wegen seiner Schul-Eskapaden wendet sich Davids Mutter immer wieder an das Jugendamt. »Ich habe sie häufig um Hilfe gebeten«, sagt sie. Ein Quatschkopf sei er sowieso gewesen – mit den Jahren wurde es aber schlimmer und schlimmer. »Ich hatte wirklich zu kämpfen mit ihm.«

In der Schule verging Woche um Woche, in der David in der Luft hing. Er war suspendiert, lungerte herum, verpasste Stoff. »Und das, obwohl das doch so eine tolle Schule mit sozialpädagogischem Anspruch sein soll«, sagt Schmidtbauer, die schwer enttäuscht ist. Die Paul-Moor-Schule selbst will sich nicht zum konkreten Fall äußern. Aus Datenschutzgründen. Ganz unkommentiert will sie die Vorwürfe dann aber auch nicht lassen. »Um dem sonderpädagogischen Förderbedarf gerecht werden zu können, arbeiten in einer Klasse immer zwei Pädagoginnen und Pädagogen mit maximal acht Schülern«, erklärt die Schulleitung. Es gebe Gruppen- und Einzelsitzungen, hochdifferenzierten Unterricht, psychologische Hilfe. »Ziel ist es, den Personenkreis nach Ende der Förderung wieder in das Regelschulsystem zu

integrieren.« Bei David schlug offenbar all das fehl. Mit fatalen Folgen.

Der Junge soll den Unterricht massiv gestört haben, laut seiner Schule schlug er Mitschüler und sogar Lehrkräfte. Als David deswegen suspendiert wird, wehrt seine Mutter sich gerichtlich dagegen. Es stellt sich heraus: Beweisen lassen sich die Vorwürfe gegen den Jungen nicht, urteilte das Ansbacher Verwaltungs-

gericht. Vielmehr, so der Anwalt der Familie, habe es sich um »übliche Kabbelei zwischen Schülern« gehandelt. Und: »Eine Gesundheitsgefahr war damit nicht verbunden.«

»Er ist 13 Jahre alt, ich kann ihn nicht dauernd kontrollieren und zuhause einsperren«, sagt seine Mutter. »Was er auf der Straße tut, weiß ich nicht immer, obwohl ich viel mit ihm spreche.« Sie verliert den Überblick. Eine Freundin rät Schmidtbauer zu einer betreuten Wohngruppe im mittelfränkischen Rummelsberg. Permanente Aufsicht, intensive Therapien, ein kleines, fast schon familiäres Umfeld. »Aber ich war nicht wirklich bereit, ihn komplett abzugeben. Ich hatte nicht das Gefühl, ihm damit das zu geben, was er braucht.« Heute bereut Schmidtbauer das. Vom Jugendamt fühlt sie sich trotzdem im Stich gelassen. »Es hieß immer nur, es fehlt an Personal. Sie konnten mir auch keine intensiveren Therapien für meinen Sohn anbieten.« Die Hoffnung auf Besserung schwand, während sich die Schlinge

**Die Hoffnung auf Besserung schwand, während sich die Schlinge zuzog. David war immer häufiger in Streitigkeiten verwickelt und schlug immer wieder zu.**

zuzog. David war immer häufiger in Streitigkeiten verwickelt und schlug immer wieder zu.

Auch das Jugendamt will nicht über den konkreten Fall sprechen. Wieder der Datenschutz. »Gewalt unter strafunmündigen Kindern ist aber in der Jugendhilfe an der Tagesordnung«, erklärt Frank Schmidt, stellvertretender Behördenleiter. Schlägereien auf dem Schulhof, Fernbleiben vom Unterricht, all das seien sicherlich Alarmzeichen, die man nicht unterschätzen dürfe. Bei David wurden sie offenbar nicht richtig gedeutet. Grundsätzlich, sagt Schmidt, habe man eine ganze Palette an Möglichkeiten zur Intervention. Beispielsweise über eine Erziehungsbeistandsschaft, einer Art Coaching für Eltern. Es gibt Trainings für Jugendliche, um ihr Sozialverhalten zu verbessern. Und eben Vollversorger-Angebote wie betreute Wohngruppen.

In der Realität schlägt der Personalmangel aber auch hier an allen Ecken und Enden zu. »Gerade bei der geschlossenen Unterbringung tobt ein heftiger ideologischer Krieg«, sagt Schmidt. »Viele haben da die katastrophale Situation in den 60ern, 70ern und teilweise noch den 80ern vor Augen, als solche Einrichtungen unter Gesichtspunkten der Menschenwürde zurecht verdammt wurden.« Damals wurden Kinder in Heimen tatsächlich noch verprügelt, gequält, schwer misshandelt. Heute sei das anders, sagt der stellvertretende Jugendamtsleiter. »Manchmal sind solche Angebote die einzige Möglichkeit, junge Menschen zurück in die Spur zu bringen.« Auch wegen der ideologischen Schattenkriege gebe es allerdings kaum Plätze. Im Norden Bayerns existiert beispielsweise nur jene Wohngruppe in Rummelsberg mit maximal 16 Plätzen. »Und die werden gerne von anderen Bundesländern belegt, die gar keine solchen Einrichtungen haben«, erklärt Schmidt. Bei der teilstationären Jugendhilfe, wo Jugendliche zumindest nach der Schule betreut werden, sieht es ähnlich aus. »Die Plätze sind wirklich rar – und weil überall Fachkräfte fehlen, verknappt sich das Angebot weiter.«

Insider sprechen von einem System am Rande des Kollapses. »Wir können Kindern vielleicht noch ein Bett und etwas zu Essen anbieten«, sagt eine ehemalige Führungskraft aus der Nürnberger Jugendhilfe, die inzwischen gekündigt hat. »Therapien sind oft nicht mehr möglich, dafür fehlt die Zeit.«

**Die Verwaltung sei erdrückend, die Personalnot gewaltig – und Hilferufe derer, die eigentlich selbst helfen sollen, verhallen unerwidert.**

Die Verwaltung sei erdrückend, die Personalnot gewaltig – und Hilferufe derer, die eigentlich selbst helfen sollen, verhallen unerwidert. »Diese Kinder sind unsere Zukunft und wir lassen sie in der Luft hängen.«

An der Paul-Moor-Schule, die David besuchte, spitzt sich die Lage in den

Tagen nach der Messerattacke erneut zu. Freunde posten ein Foto, das Tayfun im Krankenhaus zeigt. Ein riesiges Pflaster liegt über den Wunden auf seinem Rücken. »Deine Rache wird kommen«, schreibt einer der Jugendlichen – und an der Schule solidarisieren sich immer mehr Kinder mit dem Opfer. »Die Sache wurde immer heißer«, sagt Davids Mutter. Wenige Tage nach der Tat hört sie, wie eine Buddha-Statue, die vor ihrer Wohnung steht, gegen die Eingangstür geschleudert wird. Schmidtbauer verdächtigt Jugendliche aus Tayfuns Umfeld. »Ich habe keine Angst vor denen«, sagt die Nürnbergerin. Aber genug sei genug. Die Polizei, die zufällig für eine Präventionsveranstaltung an der Schule ist, knöpft sich die betroffenen Klassen vor. »Die Beamten haben gemerkt, dass es da durchaus brodelte«, erklärt ein Sprecher der Staatsanwaltschaft. Nach einer Ansprache der Polizei wird es ruhiger.

## **David, sagt seine Mutter, bereue, was er getan hat. Unter Tränen habe er ihr die Messerattacke gestanden.**

Der 8. Dezember ist dann der wahrscheinlich düsterste Tag in Davids Leben. Gut zweieinhalb Wochen nach den Messerstichen rücken etwa 20 Polizisten in den Nürnberger Stadtteil Sündersbühl aus, zu dem Haus, in dem der 13-Jährige mit seiner Familie lebt. »Sie kamen von allen Seiten, über den Garten und die Haustüre«, sagt seine Mutter, die an jenem Freitagabend arbeiten muss. David ist zuhause mit einer Nanny, als er abrupt aus dem Bett geholt und abgeführt wird. Er soll in eine geschlossene psychiatrische Einrichtung, obwohl er keine schwere psychische Erkrankung hat. Der 13-Jährige ist nicht paranoid, normal intelligent, aber eben verhaltensauffällig. Ein Psychologe hält es für möglich, dass David erneut zur Gefahr für sich und andere wird. So wie am Abend der Messerattacke.

David, sagt seine Mutter, bereue, was er getan hat. Unter Tränen habe er ihr die Messerattacke gestanden. »Ich habe auch überlegt, mit der Mutter des Opfers zu reden«, sagt Schmidtbauer. »Die Kripo meinte aber, dass das keine gute Idee ist, weil die auf 180 sind. Das kann man natürlich verstehen.«

Jetzt, in der Weihnachtszeit, fühlt sich Schmidtbauer erneut im Regen stehen gelassen. »Die reden mit mir, als ob ich die Mutter eines Mörders bin«, sagt die 39-Jährige. Weit hergeholt ist das nicht, wäre David nur etwas älter, würde es mindestens um den Vorwurf des versuchten Totschlags gehen. Vielleicht auch um einen potenziellen Mord. Das weiß auch Schmidtbauer. Deshalb muss David Heiligabend in der geschlossenen Psychiatrie verbringen. Ohne seine Familie.

»Das ist aber einfach nur irre, dort bekommt er keine richtige Hilfe«, sagt seine Mutter. »Ich wollte etwas Langfristiges für mein Kind, etwas, wo er Ruhe und Hilfe bekommt. Er muss nicht bestraft, sondern behandelt werden.« Niemand verstehe David, niemand erkläre ihm, warum die Dinge so sind, wie sie sind. »Wenn ihn 20 Polizisten schlafend aus seinem Bett holen und ihn in eine Psychiatrie einsperren«, sagt sie, »sät das Hass«. Und der entlade sich früher oder später bei denen, die ihm scheinbar Unrecht getan haben, glaubt sie. Richter, Psychiater, die Polizei. David sei auf dem besten Wege, in eine Dauerschleife der Gewalt zu rutschen. »Sie haben ihm in die Seele gespuhkt.«

# TOBIAS SCHMIDT LEON GRUPE



**Leon Grupe**, 1994 in Hamburg geboren, wollte eigentlich berühmter Musiker werden. Als klar war, dass der große Erfolg ausbleiben würde, hat er den Traum vor fünf Jahren begraben. Nach einem Abstecher in die PR-Branche folgte ein Volontariat in der Zentralredaktion der Funke Mediengruppe. Seit Januar 2023 als Reporter im Hauptstadtbüro der *Neuen Osnabrücker Zeitung*. Schreibt inzwischen hauptsächlich über die Themen Flucht und Integration. Beruflich ist er angekommen – nach einigen Umwegen kann er das zweifellos behaupten.

**Tobias Schmidt**, Jahrgang 1974, ist quasi schon während des Studiums in den politischen Journalismus eingestiegen und verbrachte als Kreuzberg-Korrespondent der *Berliner Morgenpost* viel Zeit in der Bezirksverordnetenversammlung. Nach einem Volontariat bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* berichtete er für *AP*, *dapd* und *AFP*. 2015 wechselte er ins bundespolitische Korrespondentenbüro *Herzholz & Buchsteiner* und drei Jahre später ins Berliner Büro der *NOZ*. Kanzleramt und Energiethemata gehören zu seinen Schwerpunkten.



**Tobias Schmidt und Leon Grupe sind nominiert in der Kategorie »bestes lokales Stück« mit »LNG und Windparks: Was macht Robert Habeck mit unseren Küsten?«, erschienen am 21. April 2023 in Neue Osnabrücker Zeitung.**

# LNG und Wind- parks:

## Was macht Robert Habeck mit unseren Küsten?

Bis zu zehn LNG-Terminals und noch zehn neue Mega-Windparks: Von Sylt bis Rügen wird die Küstenlandschaft verändert. Das sorgt bei Anwohnern und Touristen für gemischte Reaktionen.

Eigentlich hat Karsten Schneider, parteiloser Bürgermeister des schmucken Binz auf der Ostseeinsel Rügen, stabil gute Laune. Seit dem 24. Januar ist das anders. Da besuchte ihn ein RWE-Manager und entwarf ein ver-

störendes Zukunftsszenario für das Urlaubsparadies: Fünf Kilometer vor die Küste soll Europas größtes LNG-Terminal gestellt werden. Zwei gigantische Regasifizierungsschiffe, an denen kleinere Tanker hängen, um Flüssiggas hineinzupumpen. Plus Pendelverkehr. Plus eine neue Pipeline ans Festland.

»Das Vorhaben, die Terminals ausgerechnet den fünf Ostseebädern vor die Nase zu setzen, wird hier von vielen Menschen als eine Provokation wahrgenommen«, sagt Schneider. Und: »In Berlin stellt man auch kein zehnstöckiges Toilettenhäuschen vor das Reichstagsgebäude.«

In Berlin, da rühmt sich die Ampel-Koalition für das »Deutschland-Tempo«, mit dem die gigantische Infrastruktur in Nord- und Ostsee hochgezogen und die Energiewende vorangetrieben wird. Denn für den Klimaschutz braucht es Wind- statt Kohlestrom. Und die Flüssiggas-Terminals sollen zu Wasserstoff-Häfen werden, dem CO<sub>2</sub>-freien Brennstoff der Zukunft. Es gibt also sehr gute Begründungen für die massiven Eingriffe in die Meeres- und Küstenlandschaft.

Aber was machen die Großbaustellen der Energiewende mit den Menschen vor Ort? Was bedeutet es für den Tourismus, wenn die Sehnsucht nach unberührter Natur und freiem Horizont kaum mehr zu stillen sein wird? Wir haben Antworten gesucht, bei Bürgermeistern, Naturschützern, Urlaubern, Gastgebern: Im Ostseebad Binz, in Prerow auf dem Darß, in Wangerland am Wattenmeer. Wir sind auf viel Verständnis getroffen, auf Einsicht, Gelassenheit. Aber auch auf Frust. Und Wut.

### Station 1: Anti-LNG-Bewegung auf der Ostseeinsel Rügen

»Wer das vom Strand aus sieht, die schwimmenden Terminals, die Verlade-schiffe, den Lärm, die Luftverschmutzung, die Lichtverschmutzung in der Nacht, tja, der kommt vermutlich nicht wieder«, sagt der Binzer Bürgermeister Schneider beim Strandspaziergang vor einem türkis schimmernden Meer. »Und wenn der Tourismus den Bach runtergeht, dann wird die Insel zum Armenhaus. Zehntausende Jobs wären in Gefahr.«



Der 24. Januar wurde zum Erweckungsmoment für die Insel und zum Startschuss für die erste Anti-LNG-Protestwelle in ganz Deutschland. Die Gemeinden taten sich zusammen, eine Bürgerinitiative gründete sich. Von Öko-Aktivisten bis AfD-Rechtsaußen, alle packte der Zorn.

Als Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) und Wirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) gestern zu Gesprächen mit Verbänden und Vertretern der Gemeinden und der Wirtschaft auf die Insel kamen, wurden sie von 600 Demonstranten erwartet. Als Ministerpräsidentin Manuela Schwesig eintrifft, ruft einer von ihnen: »Du hast alle verraten.« Auf der Insel glauben sie, die Landesregierung in Schwerin war von Beginn an in die Pläne eingeweiht – und einverstanden.

Buhmann ist aber vor allem Habeck. Bislang wurde seine LNG-Politik ziemlich positiv aufgenommen. Jetzt wird plötzlich verhandelt, ob das alles nicht doch total überdimensioniert ist. Plötzlich rücken die Sorgen um Umwelt, Klima und Tourismus in den Fokus. Das Lob fürs »Deutschland-Tempo« ist auf der Ostseeinsel umgeschlagen. »Wenn die Regierung auf stur schaltet und an dem Großprojekt ohne Grund und Alternativstandorte festhält, erleben wir hier ein blaues Wunder«, sagt Bürgermeister Schneider und warnt: »Dann werden die Menschen an unserer Demokratie zweifeln und in die falschen Arme getrieben, weil sie sich von denen in Berlin verraten fühlen.« Mit dem »blauen Wunder« ist die AfD gemeint. Die liegt hier schon bei 20 Prozent, obwohl Binz boomt.

Habeck hatte zwischenzeitlich einen Alternativstandort für das Terminal ins Auge gefasst, den Hafen Mukran ein paar Kilometer nördlich von Binz. Die Folgen für das Ostseebad wären noch desaströser. Erwogen wird auch, das Terminal weit raus aufs Meer zu schieben. Dann würde man es vom Strand nicht sehen. »Auch das wäre für uns ein No-Go«, sagt Nadine Förster vom Bündnis »Lebenswertes Rügen«. Der Meeresboden würde zerstört, die Sassnitzer Rinne, eine »Herings-Autobahn«, verwüstet. Schweinswale, Kegelrobben, Meeresvögel, alle würden leiden, sagt Förster. Hinzu kommt das Chlor, das für die Reinigung der LNG-Anlagen verwendet wird und ins Meer gelangt.

»Wir wollen nicht zum Industriehafenbecken verkommen. Wir werden uns nicht opfern, um die Energieversorgung für ein paar Jahre sicherzustellen«, sagt Förster. »Wirtschaft und Industrie können Energie sparen. Dann schaffen wir das auch ohne Terminal. Wir sind gegen den fossilen Wahnsinn.«

Gewinnen die Rügener ihre LNG-Abwehrschlacht? Fraglich. Der Haushaltsausschuss des Bundestages hat das Geld für das staatliche Terminal zwar erst mal auf Eis gelegt. Das Wirtschaftsministerium gibt sich schmallippig, spricht weiter von der Prüfung verschiedener Optionen. SPD Chefin Saskia Esken machte aber bereits klar: Das Terminal wird gebraucht!

## Station 2: Windkraft-Blues in Prerow auf dem Darß

100 Kilometer westlich von Binz liegt die Halbinsel Fischland- Darß-Zingst. Ein Teil von deren Westküste ist einer dieser verwunschenen Flecken Erde, an denen man sich noch immer wie der erste

**»Wir wollen nicht zum Industriehafenbecken verkommen. Wir werden uns nicht opfern, um die Energieversorgung für ein paar Jahre sicherzustellen.«**

*Nadine Förster Bündnis »Lebenswertes Rügen*

Mensch vorkommen kann. Im Süden liegt Ahrenshoop, an der Nordspitze ein einsamer Backstein-Leuchtturm, dahinter ein Urwald ohne Straßen, ohne Parkplätze. Davor weißer Sand und das offene Meer.

»Wenn ich nach einem stressigen Tag über die Düne komme, der erste Blick, die Weite, der Strand, der Horizont, wow, das Gefühl von Freiheit, das ist unschlagbar«, sagt René Roloff, Bürgermeister des Ostseebades Prerow, das dem Weststrand am nächsten liegt.

16 Kilometer vor der etwas langweiligen Nordküste steht schon seit zwölf Jahren der Windpark »Baltic 1«. 21 Windräder mit einer Nabenhöhe von 67 Metern. Bei trübem Wetter vom Strand aus kaum zu sehen, bei besonders klarer Sicht wie zum Greifen nah.

Gegen »Baltic 1« regte sich seinerzeit Protest, der Park wurde dann etwas kleiner gebaut. Das war 2011, noch in der alten Zeit. Inzwischen wurde die Genehmigung für einen neuen Windpark erteilt. »Gennaker« wird um »Baltic 1« herum errichtet. 103 Windräder mit 167 Meter langen Rotoren. Kürzester Abstand zur Westküste: 10 Kilometer. Bürgermeister Roloff sagt dazu: »Wenn wir den Windmühlen-Wald da stehen haben, ist es mit dem Gefühl von Freiheit vorbei.«

Der parteilose Kommunalpolitiker und Kunsttischler ist nicht gegen erneuerbare Energien, ganz im Gegenteil. An »Baltic 1« hat er sich gewöhnt. Ihn treibt auch nicht die Angst vor einem Kollaps des Tourismus um. »Es wird uns nie an Gästen mangeln. Es werden halt andere Gäste kommen.«

**Die meisten Anwohner schwanken zwischen Gleichgültigkeit und Resignation.**

Roloff ist enttäuscht und wirkt traurig. Nicht nur, weil er seine Westküste selbst so liebt. Nicht nur, weil durch »Gennaker« die Gefahr von Schiffsunfällen und Ölkatastrophen steigen könnte, weil sehr viele Zugvögel geschreddert werden könnten. »Viele Gäste kommen auf den Darß, weil sie hier noch die Ursprünglichkeit finden, weil es Stellen gibt, wo der Mensch nicht

spürbar ist«, sagt er. Bei Städtern sei die Sehnsucht besonders groß, weil sie ja dauernd von Mauern und Verkehr umgeben seien. Er findet die Sehnsucht berechtigt. Aber: »Das Versprechen, die Sehnsucht am Darß stillen zu können, das stimmt dann nicht mehr.«

Massenproteste wie auf Rügen sind trotzdem nicht zu erwarten. Der Naturschutzbund (Nabu) erwägt noch eine Klage, weil andere als die ursprünglich genehmigten Turbinen eingebaut werden. Die Klagen von Prerow und anderer Gemeinden wurden bislang alle abgewiesen. Bei Angelegenheiten ab der Wasserkante dürfen sie ohnehin kaum mitreden. Die meisten Anwohner schwanken zwischen Gleichgültigkeit und Resignation.

Muss man, um das Klima zu schützen und die Energiewende zu schaffen, die Naturromantik wirklich einfach abhaken? Braucht es diese Mega-Projekte, oder ginge es nicht auch dezentraler, mit Windmühlen für den Hausgebrauch? »Ernsthafte Diskussionen darüber höre ich nicht. Das lässt befürchten, es werden Fakten für die Ewigkeit geschaffen«, sagt Roloff.

### **Station 3: LNG-Tourismus statt Proteste in Wangerland am Wattenmeer**

400 Kilometer weiter westlich hängt ein milchig grauer Himmel tief über Hooksiel, ein kleiner Ort in der niedersächsischen Gemeinde Wangerland. Hier gibt es viel plattes Land und das Wattenmeer. Seit 2009 ist es Weltkulturerbe und zieht die Touristen in Scharen an.

Und dann gibt es hier noch was Neues zu bestaunen. Der Weg zum Strand führt am Deich entlang. Links grasen Schafe, rechts stehen Wohnwagen. Hinter einer sanften Steigung erscheint die »Höegh Esperanza«, das erste LNG-Terminal Deutschlands. Seit Dezember hilft es, die Gasversorgung sicherzustellen. Ein 294 Meter langer und 46 Meter breiter Kahn. Weltweit vor dem beschaulichen Hooksiel. Wenn zur blauen Stunde die Lichter anspringen, liegt das Terminal wie eine Kleinstadt auf dem Wasser. Große Sorgen, der Tourismus könne leiden, hört man trotzdem nicht.

Bernd und Antje Witte stehen bei 10 Grad und mäßigem Wind am Strand, die Wellen schwappen bis an ihre Schuhe. Die beiden haben ihre Handycameras auf die »Höegh Esperanza« gerichtet. Sie wohnen in Braake und wollen für ein paar Tage am Meer entspannen. Das LNG-Terminal sehen sie zum ersten Mal. Er sagt: »Ich find's nicht schlimm, eher interessant.« Sie: »Ich find's nicht schön, eher gewöhnungsbedürftig.« Er: »Irgendwo muss es ja hin.«

Am Horizont erkennt man schemenhaft die Insel Mellum, ein Vogelschutzgebiet. Davor markieren Bojen die Fahrrinne, in der sich ein mit mehr als 100 000 Kubikmetern LNG beladener Tanker voranschleppt: Nachschub

# LNG-Terminals und Windparks: Was die Energiewende mit unseren Küste

Bis zu zehn LNG-Terminals und noch zehn neue Mega-Windparks: Von Sylt bis Rügen wird die Küstenlandschaft verändert. Das sorgt bei Anwohnern

Tobias Schmidt, Leon Grupp

Eigentlich hat Karsten Schneider, parlamentarischer Bürgermeister des schmalen Bins auf der Ostseeinsel Rügen, abgibt gute Laune. Seit dem 24. Januar ist das anders. Da besuchte ihn ein RWE-Manager und entwarf ein verdrängendes Zukunftsszenario für das Urlaubsparadies: Fünf Kilometer vor die Küste soll Europas größtes LNG-Terminal gestellt werden. Zwei gigantische Regalisierungs-schiffe, an denen kleinere Tanker hängen, um Flüssig-gas heranzutransportieren. Plus Pendelverkehr. Plus eine neue Pipeline aus Festland.

Das Vorhaben, die Terminals ausgerechnet den fünf Ostseebikern vor die Nase zu setzen, wird hier von vielen Menschen als eine Provokation wahrgenommen", sagt Schneider. Und „in Berlin stellt man sich kein technologisches Toilettenhäuschen vor das Reichstagsgebäude“.

In Berlin, da rührt sich die Ampel-Koalition für das „Deutschland-Tempo“, mit dem die gigantische Infrastruktur in Nord- und Ostsee hochgezogen und die Energiewende vorangetrieben wird. Denn für den Klimaschutz braucht es Wind statt Kohlestrom. Und die Flüssig-gas-Terminals sollen zu Wasserstoff-Häfen werden, dem CO<sub>2</sub>-freien Brennstoff der Zukunft. Es gibt also sehr gute Begründungen für die massiven Eingriffe in die Meeres- und Küstenlandschaft.

Aber was machen die Großbaustellen der Energiewende mit den Menschen vor Ort? Was bedeutet es für den Tourismus, wenn die Schönheit nach unberührter Natur und freiem Horizont kaum mehr zu stillen sein wird? Wir haben Antworten gesucht, bei Bürgermeistern, Naturschützern, Urlaubern, Gastgebern. In Ostseebad Bins, in Prerow auf dem

Darß, in Wangerooge am Wattenmeer. Wir stießen auf viel Verständnis getroffen, auf Ehrlichkeit, Gelassenheit, aber auch auf Frust. Und Wut.

**Station 1: Anti-LNG-Bewegung auf der Ostseeinsel Rügen.** „Wer das vom Strand aus sieht, die schwimmenden Terminals, die Verlade-schiffe, den Lärm, die Luftverschmutzung, die Lichtverschmutzung in der Nacht, ja, der kommt vermutlich nicht wieder!“, sagt der Binsler Bürgermeister Schneider beim Strandspaziergang vor einem türkis schimmernden Meer. „Und wenn der Tourismus den Bach runtergeht, dann wird die Insel zum Armenhaus. Zehntausende Jobs wären in Gefahr.“

Der 24. Januar wurde zum Erweckungsmoment für die Insel und zum Startschuss für die erste Anti-LNG-Protest-welle in ganz Deutschland. Die Gemeinden taten sich zusammen, eine Bürgerinitiative gründete sich. Von Ostsee bis in Berlin verraten fühlen wir hier ein blaues Wunder“, sagt Bürgermeister Schneider und warnt: „Dann werden die Menschen an unserer Demokratie zweifeln und in die falschen Arme geschoben, weil sie sich von denen in Berlin verraten fühlen.“ Mit dem „blauen Wunder“ ist die AfD gemeint. Die



Auch ein Touristenmagnet: schwimmendes LNG-Terminal „Högh Esperanza“ vor Wilhelmshaven. Foto: imagisches Tack

„Deutschland-Tempo“ ist auf der Ostseeinsel umgeschlagen. „Wenn die Regierung aufstärkt und an dem Großprojekt ohne Grund und Alternativen festhält, erleben wir hier ein blaues Wunder“, sagt Bürgermeister Schneider und warnt: „Dann werden die Menschen an unserer Demokratie zweifeln und in die falschen Arme geschoben, weil sie sich von denen in Berlin verraten fühlen.“ Mit dem „blauen Wunder“ ist die AfD gemeint. Die

Blindeis „Lebenswertes Rügen“. Der Meeresboden wird zerstört, die Saisonzisterne, eine „Hertings-Auto-haber“, verlässt. Schweins-wägel, Kegelbrotten, Meeres-öle, die würden leiden, sagt Förster. Hinzu kommt das Öl, das für die Reinigung der LNG-Anlagen verwendet wird und ins Meer gelangt.

„Wir wollen nicht zum Industriehafenbeken verkommen. Wir werden uns nicht öffnen, um die Energieversorgung für ein paar Jahre sicherzustellen“, sagt Förster. „Wirtschaft und Industrie können Energie sparen. Dann schaffen wir das auch ohne Terminal. Wir sind gegen den fossilen Wahn.“

Gewinnen die Rügner ihre LNG-Abwehrlache? Fraglich. Der Haushaltsausschuss des Bundestages hat das Geld für das staatliche Terminal zwar erst mal auf Eis gelegt. Das Wirtschaftsministerium gibt sich schmalzplappig, spricht weiter von der Prüfung verschiedener Optionen. SPD-Chefin Saskia Biskamp macht aber bereits klar: Das Terminal wird gebaut!

**Station 2: Windkraft-Blues in Prerow auf dem Darß:** 100 Kilometer westlich von Bins liegt die Halbinsel Fischer-Darß-Zingst. Ein Teil von deren Westküste ist dieser verwunschenen Flecken Erde, an denen man sich noch immer wie der erste

16 Kilometer vor der etwas langweiligen Nordküste steht schon seit zwölf Jahren der Windpark „Baltic 1“. 21 Windräder mit einer Nabelhöhe von 67 Metern. Bei trübem Wetter vom Strand aus kaum zu sehen, bei besonders klarer Sicht wie zum Greifen nah.

„Gegen „Baltic 1“ regte sich seinerzeit Protest. Der Park wurde dann etwas kleiner gebaut. Was 2011, noch in der alten Zeit. Inzwischen wurde die Genehmigung für einen neuen Windpark erteilt. „Gennaker“ wird um „Baltic 1“ herum errichtet. 103 Windräder mit 167 Meter langen Rotoren. Kilometer Abstand zur Westküste 10 Kilometer. Bürgermeister Koloff sagt dazu: „Wenn wir den Windmühlen-Wald da stehen haben, ist es mit dem Gefühl von Freiheit verloren.“

Der parteilose Kommunalpolitiker und Künstler ist nicht gegen erneuerbare Energien, ganz im Gegenteil. „An „Baltic 1“ hat er sich gewöhnt. Ihn treibt auch nicht die Angst vor einem Kollaps des Tourismus an. „Ja, wird uns in den nächsten Generationen. Es werden halt andere Gäste kommen.“

Roloff ist entspannt und wirkt traurig. Nicht nur, weil er seine Westküste selbst so liebt. Nicht nur, weil durch „Gennaker“ die Gefahr von Schiffsanfällen und Ökatas-trophen steigen könnte, weil sehr viele Zugvögel geschreddert werden könnten. „Viele Gäste kommen auf den Darß, weil sie hier noch die Un-ersprünglichkeit finden, weil es Stellen gibt, wo der Mensch nicht spürbar ist“, sagt er. Bei Südküsten sei die Schönheit besonders groß, weil sie ja dauernd von Mauern und Verkehr umgeben seien. Er

„Wir wollen nicht zum Industriehafenbeken verkommen. Wir werden uns nicht öffnen, um die Energieversorgung für ein paar Jahre sicherzustellen.“

Nadine Förster „Lebenswertes Rügen“

Mensch verkommen kann. Im Süden liegt Ahrenshoop, an der Nordspitze ein ein-samer Backstein-Leuchtturm, darüber ein Umland ohne Straßen, ohne Parkplätze. Davor weißer Sand und das offene Meer.



Fürchter um den Tourismus auf Rügen: Karsten Schneider (l.), Bürgermeister von Bins, mit Reporter Tobias Schmidt. Foto: Tobias Schmidt



„Stopp dem Wahn!“: Auf Rügen protestieren Ende Februar etwa 2500 Menschen gegen das LNG-Terminal. Foto: imagisches Tack

# macht n?

u und Touristen für gemischte Reaktionen.

findet die Sehnsucht berechtigt. Aber: „Das Versprechen, die Sehnsucht am Darf stillen zu können, das stimmt dann nicht mehr.“

Massenproteste wie auf Rügen sind trotzdem nicht zu erwarten. Der Naturschutzbund (Nabu) erwägt noch eine Klage, weil andere als die ursprünglich genehmigten Turbinen eingebaut werden. Die Klagen von Prerow und anderer Gemeinden wurden bislang alle abgewiesen. Bei Angelegenheiten ab der Wasserkante dürfen sie ehnehin kaum mitreden. Die meisten Anwohner schwanken zwischen Gleichgültigkeit und Resignation.

Muss man, um das Klima zu schützen und die Energiewende zu schaffen, die Naturromantik wirklich einfach abhaken? Braucht es diese Mega-Projekte, oder ginge es nicht auch dezentraler, mit Windmühlen für den Hausgebrauch? „Zunächst die Diskussionen darüber höre ich nicht. Das lässt befürchten, es werden Fakten für die Entwicklung geschaffen“, sagt Koloff.

**Station 3: LNG-Tourismus statt Proteste in Wangerooge am Wattmeer** 400 Kilometer weiter westlich hängt ein milchig grauer Himmel tief über Hooksiel, ein kleiner Ort in der niedersächsischen Gemeinde Wangerooge. Hier gibt es viel platteland und das Wattmeer. Seit 2009 ist es Welttouristen und zieht die Touristen in Scharen an.

Und dann gibt es hier noch was Neues zu bestaunen. Der Weg zum Strand führt am Ditch entlang. Links grasen Schafe, rechts stehen Wohnwagen. Hinter einer sanften Steigung erscheint die Höhe „Högh Esperanza“, das erste LNG-Terminal Deutschlands. Seit Dezember hilft es, die Gaseversorgung sicherzustellen. Ein 294 Meter langer und 46 Meter breiter Kahn. Weltweit für den beschall-

chen Hooksiel. Wenn zur blauen Stunde die Lichter anspringen, liegt das Terminal wie eine Kleinstadt auf dem Wasser. Große Sorgen, der Tourismus könne leiden, hört man trotzdem nicht.

Bernd und Antje Witte stehen bei 10 Grad und mildem Wind am Strand, die Wellen schwappen bis an ihre Schuhe. Die beiden haben ihre Handys kameras auf die „Högh Esperanza“ gerichtet. Sie wohnen in Brauke und wollen für ein paar Tage am Meer entspannen. Das LNG-Terminal sehen sie zum ersten Mal. Er sagt: „Ich find's nicht schlimm, eher interessant.“ Sie „Ich find's nicht schön, eher gewöhnungsbedürftig.“ Er: „Jrgendwo muss es ja hin.“

Am Horizont erkennt man schemenhaft die Insel Mellum, ein Vogelschutzgebiet. Davor markieren Bojen die Fahrtrinne, in der sich ein mit mehr als 100.000 Kubikmetern LNG beladener Tanker voranschleift. Nachschub für die „Högh Esperanza“, auf der das Flüssiggas registriert wird und von der es



Meerblick mit weltpolitischer Komponente: Vorbereiten zum geplanten LNG-Terminal vor Sellin auf Rügen. Foto: dpa/Thomas Sauer

der ist ja schon lange ein gängiges Industrieobjekt. Und vermutlich haben sie damit recht.

Vom Denkmal für verstorbene Seefahrer hat man den besten Blick. Als der Tanker mit dem Flüssiggas die „Högh Esperanza“ erreicht, verfolgt hier ein Dutzend Neugierige gebannt das Manöver. Darunter eine vierköpfige Familie auf Fahrlatern und ein älteres Ehepaar mit Ferngläsern. Eine der Schaulustigen sagt, sie mache seit zehn Jahren regelmäßig Urlaub in Hooksiel. Stört sie das LNG-Terminal? „Nein“, sagt die Frau, „an dieses Bild habe ich mich schnell gewöhnt.“

Eine andere Touristin weiß gar nicht, das sie hier so eine Anlage in Windeseile errichtet haben. Für sie hat sich der Besuch dennoch lohnt. „Sehr spannend alles,

„Ich würde behaupten, die Windräder waren, von uns aus gesehen, so sechs Zentimeter hoch. Da muss jeder für sich entscheiden, ob ihn das stört oder nicht.“

Sven Ambrosy  
Landrat Kreis Friesland

die Logistik und Infrastruktur dahinter.“ Vielleicht ist es Hooksiel. Stört sie das LNG-Terminal? „Nein“, sagt die Frau, „an dieses Bild habe ich mich schnell gewöhnt.“

Der linke Bürgermeister findet, das geplante LNG-Terminal werde den Bürgertourismus ruinieren. In Hooksielchen im Wangerooge trifft man einen sehr unzufriedenen Peter Podewitz in seinem Büro. Er ist der allgemeine

Stellvertreter des Bürgermeisters. Das LNG-Terminal begriff der Parteilose als Chance für den „Industrietourismus“ am Nordsee-Strand, den die Gemeinde „fördern“ sollte. Der Widerstand der Rügeler, will ihm nicht in den Kopf, „Ganz ehrlich, ich sehe die Dramatik nicht.“ Ingridenisse misse die Energieversorgung in Deutschland ja auch ohne russisches Gas gewährleistet werden.

In Wilhelmshaven war die Infrastruktur für das LNG-Terminal – anders als vor Rügen – allerdings längst vorhanden. Und unberührte Natur gibt es zwischen der Industriestadt und dem Wangerooge schon lange nicht mehr.

Mit im Raum stritz Armin Kanning, Geschäftsführer der Wangerooge Touristik, „Mari-

time Themen sind bei den Leuten der Reimer“, sagt er und erzählt von Wartezeiten bis dicht an die Fahrtrinnen der dicken Frachter. „Ship-Spotting“ nennt er das. Mit der „Högh Esperanza“ könne das ebenfalls gut funktionieren. Dafür will er die LNG-Anlage besser ins Tourismusangebot einbinden, mit „interaktiven Info-Points am Strand“.

**Station 4: Windkraft-Pragmatismus in Friesland** Auf den Ostfriesischen Inseln wurde beim ersten Genehmigungsverfahren für einen Offshore-Windpark vor mehr als zehn Jahren das hässliche Wort „Horizontverschmutzung“ geboren. Vor zwei Wochen war Sven Ambrosy, Landrat von Friesland, mit seinem sechsjährigen Sohn auf Wangerooge, der ostfries-

ten Insel der Gruppe, nördlich von Wangerooge. Von der Promenade aus hat er dem Sohn den Windpark „Nordergründe“ gezeigt. Blendende Sicht, sogar Helgoland war zu sehen.

Ambrosy berichtet: „Ich würde behaupten, die Windräder waren, von uns aus gesehen, so sechs Zentimeter hoch. Da muss jeder für sich entscheiden, ob ihn das stört oder nicht.“ Der SPD-Politiker hat eine These: „Offshore hat keine Auswirkung auf das Thema Tourismus.“ Bei den Abschieden zu den Inseln und der Küste erwartet er – auch nicht, wenn die Anlagen größer werden – dass der Offshore-Ausbau eine Rolle spielen wird. „Aber natürlich gibt es auf dem Inseln immer jemanden, der das hart ablehnt.“

Was ist mit dem nicht mehr einflussreichen Sprechern der unberührten Natur? Was mit der nicht mehr zu stillenden Sehnsucht nach dem ferren Horizont? Ambrosy selbst hat die nicht mehr. Fahrt er mit seinem Sohn Rurichs Land, dann vermisst der Knirps sogar Windräder, wo's keine gibt, denn die drehen sich so schön.

„Auch die Touristen haben sich weiterentwickelt“, sagt der Landrat. „Unsere Gäste haben ein erhöhtes Umweltbewusstsein. Sie bewegen sich mit dem Fahrrad. Sie bewegen sich in der Natur. Sie wollen den Nationalpark. Sie sind schon sensibel und sagen, wir wollen nicht, das das zerstört wird. Aber sie sehen auch die Notwendigkeit des Ausbaus, weil sie Klimaschutz wollen.“

Das Fazit darf Reinhard Sager ziehen. Er ist der Präsident aller deutschen Landkreise, vor viele Jahre lang selbst Landrat von Ostholstein. Sager ist ein CDU-Mann, kein Energieentwicklungs-Enthusiast und kein Robert-Habek-Fan. „Eine Überforderung durch LNG-Infrastruktur für die Küsten sehe ich nicht, zumal einige LNG-Terminals nur für den Übergang benötigt werden und nicht für immer bleiben“, sagt er. „Für diese Zeit müssen wir hier und da in den Sauren Apfel beißen und die Anlagen akzeptieren.“ Und, als Schlusswort des Landkreisesprekators: „Und was wäre die Alternative? Ein Kohle- oder Gaskraftwerk will auch niemand vor der Haustür, geschweige denn ein AKW.“ Mit dpa



„Gegen den fossilen Wahn!“ Nadine Förster und Stefanie Döbelstein vom Bündnis „Lebenswertes Rügen“. Foto: Tobias Schmidt



Sieht die Ursprünglichkeit der Landschaft in Gefährdung: Bernd Koloff, Bürgermeister von Prerow. Foto: Tobias Schmidt

für die »Höegh Esperanza«, auf der das Flüssiggas regasifiziert wird und von der es durch überirdische Leitungen ans Festland gelangt.

Wolfgang kommt mit seiner Profi-Kamera immer mal wieder aus dem 20 Kilometer entfernten Wilhelmshaven nach Hooksiel. »Als Fotograf fürs Wattenmeer sehe ich das schon kritisch. Auf der anderen Seite kann ich es total nachvollziehen, dass sich in der Energiepolitik was ändern musste, nach Russland Angriffskrieg«, sagt er über das Terminal.

Friesische Gelassenheit. Aber was ist mit denen, die vom Tourismus leben? Im »Zum alten Krug« fragen die Gäste neugierig nach dem Terminal, sagen die Betreiber Udo und Sabine Jaeckel. Ihre Vermutung, warum das LNG-Monstrum die Besucher nicht abhalten wird, ins Wangerland zu fahren: Der Hafen vom nahen Wilhelmshaven, der ist ja schon lange ein gigantisches Industriegebiet. Und vermutlich haben sie damit recht.

Vom Denkmal für verstorbene Seefahrer hat man den besten Blick. Als der Tanker mit dem Flüssiggas die »Höegh Esperanza« erreicht, verfolgt hier ein Dutzend Neugierige gebannt das Manöver. Darunter eine vierköpfige Familie auf Fahrrädern und ein älteres Ehepaar mit Ferngläsern. Eine der Schau-

**Stört sie das LNG-Terminal? »Nein«, sagt die Frau, »an dieses Bild habe ich mich schnell gewöhnt.«**

lustigen sagt, sie mache seit zehn Jahren regelmäßig Urlaub in Hooksiel. Stört sie das LNG-Terminal? »Nein«, sagt die Frau, »an dieses Bild habe ich mich schnell gewöhnt.«

Eine andere Touristin weiß gar nicht, dass sie hier so eine Anlage in Windeseile errichtet haben. Für sie hat sich der Besuch dennoch gelohnt. »Sehr spannend alles,

**»Ich würde behaupten, die Windräder waren, von uns aus gesehen, so sechs Zentimeter hoch. Da muss jeder für sich entscheiden, ob ihn das stört oder nicht.«**

**Sven Ambrosy**

*Landrat Kreis Friesland*

die Logistik und Infrastruktur dahinter.« Vielleicht ist es das, was die Jaeckels meinten. Der Binzer Bürgermeister fürchtet, das geplante LNG-Terminal werde den Rügen-Tourismus ruinieren. In Hohenkirchen im Wangerland trifft man einen sehr unaufgeregten Peter Podein in seinem Büro. Er ist der allgemeine Stellvertreter des Bürgermeisters. Das LNG-Terminal begreift der Parteilose als Chance für den »Industrietourismus« am Nordseestrand, den die Gemeinde »fördern sollte«. Der Widerstand der Rügenger will ihm nicht in den Kopf. »Ganz ehrlich, ich sehe die Dramatik nicht.« Irgendwie müsse



die Energieversorgung in Deutschland ja auch ohne russisches Gas gewährleistet werden.

In Wilhelmshaven war die Infrastruktur für das LNG-Terminal – anders als vor Rügen – allerdings auch längst vorhanden. Und unberührte Natur gibt es zwischen der Industriestadt und dem Wangerland schon lange nicht mehr.

Mit im Raum sitzt Armin Kanning, Geschäftsführer der Wangerland Touristik. »Maritime Themen sind bei den Leuten der Renner«, sagt er und erzählt von Wattwanderungen bis dicht an die Fahrrinnen der dicken Frachter. »Ship-Spotting« nennt er das. Mit der »Höegh Esperanza« könne das ebenfalls gut funktionieren. Dafür will er die LNG-Anlage besser ins Tourismusangebot einbinden, mit »interaktiven Info-Points am Strand«.

**Station 4: Windkraft-Pragmatismus in Friesland:** Auf den Ostfriesischen Inseln wurde beim ersten Genehmigungsverfahren für einen Offshore-Windpark vor mehr als zehn Jahren das hässliche Wort »Horizontverschmutzung« geboren. Vor zwei Wochen war Sven Ambrosy, Landrat von Friesland, mit seinem sechsjährigen Sohn auf Wangerooge, der östlichsten

Insel der Gruppe, nördlich von Wangerland. Von der Promenade aus hat er dem Sohn den Windpark »Nordergründe« gezeigt. Blendende Sicht, sogar Helgoland war zu sehen.

Ambrosy berichtet: »Ich würde behaupten, die Windräder waren, von uns ausgesehen, so sechs Zentimeter hoch. Da muss jeder für sich entscheiden, ob ihn das stört oder nicht.« Der SPD-Politiker hat eine These: »Offshore hat keine Auswirkung auf das Thema Tourismus.« Bei den Abständen zu den Inseln und der Küste erwartet er – auch nicht, wenn die Anlagen größer werden – dass der Offshore-Ausbau eine Rolle spielen wird. »Aber natürlich gibt es auf den Inseln immer jemanden, der das hart ablehnt.«

Was ist mit dem nicht mehr einzulösenden Versprechen der unberührten Natur? Was mit der nicht mehr zu stillenden Sehnsucht nach dem freien Horizont? Ambrosy selbst hat die nicht mehr. Fährt er mit seinem Sohn durchs Land, dann vermisst der Knirps sogar Windräder, wo es keine gibt, denn die drehen sich so schön.

»Auch die Touristen haben sich weiterentwickelt«, sagt der Landrat. »Unsere Gäste haben ein erhöhtes Umweltbewusstsein. Sie bewegen sich mit dem Fahrrad. Sie bewegen sich in der Natur. Sie wollen den Nationalpark. Sie sind schon sensibel und sagen, wir wollen

**»Und was wäre die Alternative? Ein Kohle- oder Gaskraftwerk will auch niemand vor der Haustür, geschweige denn ein AKW.«**

nicht, dass das zerstört wird. Aber sie sehen auch die Notwendigkeit des Ausbaus, weil sie Klimaschutz wollen.«

Das Fazit darf Reinhard Sager ziehen. Er ist der Präsident aller deutschen Landkreise, war viele Jahre lang selbst Landrat von Ostholstein. Sager ist ein CDU-Mann, kein Energiewende-Euphoriker und kein Robert-Habeck-Fan. »Eine Überforderung durch LNG-Infrastruktur für die Küsten sehe ich nicht, zumal einige LNG-Terminals nur für den Übergang benötigt werden und nicht für immer bleiben«, sagt er. »Für diese Zeit müssen wir hier und da in den sauren Apfel beißen und die Anlagen akzeptieren.« Und, als Schlusswort des Landkreispräsidenten: »Und was wäre die Alternative? Ein Kohle- oder Gas-kraftwerk will auch niemand vor der Haustür, geschweige denn ein AKW.«

**BESTES LOKALES**

**DI—  
—GI  
TAL—  
—PRO  
JEKT**

## **Helen Krueger-Janson**

Wem gehört das Wasser?

## **Jonathan Lindenmaier, Maria-Mercedes Hering und Fabian Kluge**

Dein Wahl(rund)gang – Eine interaktive Stadtführung zur Landtagswahl in Bayern

## **Agnes Polewka**

WeiterLeben – Der Nachrufe-Podcast des Mannheimer Morgen für die Region

# HELEN KRUEGER- JANSON



**Helen Krueger-Janson**, 1993 geboren, hat einen Bachelor in Kommunikationswissenschaft und einen Master in Political Economy absolviert. An der Deutschen Journalistenschule entdeckte sie Storytelling-Podcasts als Format für sich und produzierte dort als Regional Fellow der *Augsburger Allgemeinen* den Recherche-Podcast »Wem gehört das Wasser?«. Anschließend arbeitete sie als Redakteurin und Moderatorin bei *Deutschlandfunk* und *Deutschlandfunk Kultur*. Seit 2024 ist sie Redakteurin für Podcast-Serien bei der *Süddeutschen Zeitung*.

Helen Krueger-Janson ist nominiert in der Kategorie »bestes lokales Digitalprojekt« mit »Wem gehört das Wasser?«, erschienen am 21. Mai 2023 in *Augsburger Allgemeine Online*.

# Wem gehört das Wasser?

Eigentlich gehört Wasser uns allen, schließlich ist es ein Allgemeingut. Aber die Realität sieht anders aus – besonders in Bayern. Helen Krueger-Janson hat sich in dem Recherche-Podcast der Digital-Redaktion der Augsburger Allgemeinen auf die Suche nach Antworten auf die Frage »Wem gehört das Wasser?« gemacht.

**Helen Krueger-Janson** Wussten Sie, dass Sie was Verbotenes machen, als Sie sich das Wasser geholt haben?

**Jochen Meindl** Dass es verboten ist, in dem Fall nicht, aber... Ja, das ist ein bisschen so eine Grauzone. Ist diese Bohrung jetzt genehmigt oder nicht? Wem gehört der eigentlich?

**Helen Krueger-Janson** Und der läuft ins Grundwasser runter?

**Jochen Meindl** Ja.

**Helen Krueger-Janson** Man hat jetzt nicht das Gefühl, dass man da irgendwie der Allgemeinheit was wegnehmen würde?

**Jochen Meindl** Nein, überhaupt nicht.

**Helen Krueger-Janson** Okay.

*Einsatz Musik*

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das ist Jochen Meindl. Er ist Landwirt und hat im vergangenen Sommer Wasser geklaut. Meindl heißt eigentlich anders und klingt auch ein bisschen anders, aber er wollte gerne anonym bleiben.

**Jochen Meindl** Ein bisschen schlechtes Gewissen hat mich schon geplagt, aber die Not war dann doch so groß, dass wir gesagt haben: »Brunnen auf dem Niemandsland – wird schon genehmigt sein.«

**Helen Krueger-Janson** Das ist ja schon cheeky.

**Jochen Meindl** Ja, nötig war es. Man hat sich halt weggeduckt und gesagt:  
»Es ist noch immer gut gegangen, oder?«

**Helen Krueger-Janson** Und wie lange hat es gedauert, nachdem Sie das Wasser genommen haben, bis der Brief von der Polizeiinspektion ...

**Jochen Meindl** Circa vier Wochen.

### *Musik*

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Meindl darf seine Felder nicht bewässern, weil er keine Lebensmittel anbaut, sondern Biogas – also Energie – aus den Zuckerrüben von seinen Feldern herstellt. Eine sehr deutsche Regel, wie ich finde. Aber auch andere Landwirte pumpen illegal Wasser. In ganz Bayern kommt es zu Vorfällen.

**Günther Priem** Also das kommt immer wieder vor. Sie wissen, dass Sie es nicht dürfen, aber Sie müssten halt erst einmal erwischt werden.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das ist Günther Priem. Er arbeitet in der zuständigen Wasserbehörde im nordbayerischen Oberfranken. Dort fahren Landwirte an Flüsse und Bäche und pumpen tonnenweise Wasser in Tanklaster, um ihre Felder zu bewässern.

**Günther Priem** Die gingen dann her mit ihren entsprechenden Anhängern, das sind Kesselwagen, die teilweise sieben, acht Kubikmeter fassen, haben sehr starke Pumpen und die pumpen das dann in die Oberflächengewässer rein. Und da ist halt einfach die Abwägung: Mache ich jetzt eine Überschreitung von Sachen, die ich nicht darf, oder ich erlös' mehr? Mancher tendiert halt dazu, zu quasi: »Naja, ich werde schon nicht erwischt werden.«

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Die Wasserbehörden haben dann ihre Kontrollen verschärft, aber um das richtig kontrollieren zu können, fehlt ihnen das Personal. Ein paar haben sie erwischt, aber bestimmt nicht alle. So richtig fair ist das auch nicht. Viele von uns denken im Alltag daran, Wasser zu sparen, drehen beim Zähneputzen den Wasserhahn zu, duschen kürzer, als wir es wollten, oder verwenden Regenwasser für die Gartenpflanzen. Und Landwirte wie Meindl pumpen unerlaubt tausende

Tonnen von unserem Wasser? Schon jetzt sinkt das Grundwasser, aus dem auch unser Trinkwasser gewonnen wird. Letzten Sommer musste der Bürgermeister der Gemeinde Hurlach, zwischen Landsberg und Augsburg, die Bürgerinnen dazu aufrufen, nur nachts ihre Rasen zu sprengen, kürzer zu duschen und keine Pools aufzustellen, um ihre Wasserversorgung nicht zu gefährden. Aber die Landwirte hatten einen triftigen Grund dafür, dieses Wasser illegal zu pumpen. Der Sommer 2022 war stellenweise so trocken, dass die Felder verdorrten und manche sogar in Flammen aufgingen. Und sie hatten Angst, ihre Ernte zu verlieren.

### *Intramusik*

Aber trotzdem: Wasser ist ein Allgemeingut. Etwas, das theoretisch uns allen gehört. Und es bleibt nicht bei Landwirtinnen und Bauern, die illegal Wasser abzapfen. Beim Wasser geht es generell nicht gerecht zu, besonders in Bayern.

**Collage** Es regnet zu wenig. Es wird wärmer und trockener. Dürre – man spürt das. Miese Ernten.



**Helen Krueger-Janson** (Intro) Ich spreche mit Politikern wie Markus Söder, der sich wasserpolitisch immer wieder umentscheidet, mit Landwirten, die zu wenig Wasser haben oder keinen Brunnen bekommen, mit Behörden, die keine Übersicht haben und schließlich mit dem Chef der Augsburger Brauerei Riegele, die das originale Spezi herstellt und 28.000 Flaschen pro Stunde abfüllt, aus unserem Grundwasser. Und alles, um letztendlich die Frage beantworten zu können: Wem gehört das Wasser? – Ein Podcast der Augsburger Allgemeinen.

Ihr hört die erste Folge: Illegal, legal, egal.

Ich bin Helen Krueger-Janson und ich suche mit euch die Antwort auf diese Frage. Denn eigentlich gehört Wasser uns allen. Schließlich ist Wasser ein Allgemeingut. Aber die Realität sieht anders aus, besonders in Bayern.

*Ende Intro*

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Meindls Biogasanlage, außerhalb von Augsburg. Zwei riesige grüne Ballon-Dächer decken die beiden kreisrunden Hallen ab, in denen er Energie erzeugt. Drumherum liegen die Felder, auf denen Meindl Mais und Zuckerrüben anbaut. Vor mir fährt einer seiner Mitarbeiter Zuckerrüben mit einem Bagger vor die Anlage, um sie zu füttern. So nennen die Landwirtinnen und Bauern das. Die Rüben vergären dort mit Tiermist bei hohen Temperaturen und erzeugen so Biogas.

**Helen Krueger-Janson** Der Chef ist noch nicht da, oder? Nein. Okay. Wie sieht er denn aus? Wann bist du gekommen? Was? Ist sie gekommen? Ist sie gekommen? Er müsste ja kommen. Er müsste ja kommen. Okay. Aber in was für einem Auto kommt der ungefähr? In einen Caddie. Okay. Danke schön. Ich warte noch ein bisschen, dann kommt Jochen Meindl mit seinem Caddie angefahren. Aus steigt ein Mann mittleren Alters in kakifarber Arbeitshose, grünem Sweater und reicht mir seine raue Hand.

**Helen Krueger-Janson** Hallo, Krueger-Janson.

**Jochen Meindl** Freut mich. Habt ihr das Interview jetzt schon gemacht? (*lacht*)

**Helen Krueger-Janson** (*lacht*) Nein, nein.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Wir sitzen in seinem Büro im ersten Stock. Sein Schreibtisch an einem Ende des großen Raumes über seiner Lagerhalle, wir an einem kleinen Tisch am anderen Ende. Im Hintergrund

wummert seine Biogasanlage. Ich möchte wissen, was dazu geführt hat, dass er unerlaubt Wasser gepumpt hat.

**Jochen Meindl** Nachdem es so heiß war, es waren Zuckerrüben – die haben dann einfach hier die Blätter hängen lassen. Ja, zuerst stellen Sie das Wachstum ein und dann werden die Blätter welk und die liegen dann am Boden. Und genau diesen Zeitraum wollten wir überbrücken.

**Helen Krueger-Janson** Und was wären Ihre Einbußen gewesen, finanziell, wenn Sie das nicht gemacht hätten?

**Jochen Meindl** Auf diesem Fünf-Hektor-Schlag, würde ich mal sagen, 8 bis 12.000 Euro?

**Helen Krueger-Janson** Das ist ja schon nicht wenig, oder?

**Jochen Meindl** Ja. Zusätzlich: Das ist ja nicht nur eine finanzielle Einbuße. Das eigentliche Problem ist ja, dass ich dann entweder wenn ich keine Zuckerrüben habe, die bei der Zuckerfabrik abzuliefern und ich habe da auch eine Lieferverpflichtung. Oder wenn die Rüben in die Biogasanlage gehen, fehlt das Futter ja auch.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Er braucht die Früchte vom Feld, sonst läuft die Anlage nicht. Und seine Kunden erwarten seine Lieferung.

**Jochen Meindl** Das Schwierige ist natürlich, man hat als Landwirt, erfolgreich zu sein, circa 30 Ernten. Und dann ist die nächste Generation da. Das ist also nicht viel. Man hat 30 Versuche, auf dem Acker das gut zu machen, was ...

**Helen Krueger-Janson** Und wenn es nicht hinhaut?

**Jochen Meindl** Ja, dann haben sie immer wieder eine Niete gezogen. Das Ziel ist mehr Treffer als Nieten zu machen.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das klingt jetzt erst mal so, als wollte er sich wirtschaftlich nicht blamieren, aber er hat ja auch nicht einfach so illegal Wasser gepumpt. Was hat denn dazu geführt, dass es für ihn notwendig war?

**Jochen Meindl** Was auffallend ist, ist, dass die Jahre, in denen es Wassermangel gibt, einfach: Die Abstände werden enger.

**Helen Krueger-Janson** Und welche Jahre waren jetzt besonders schlimm für Sie?

**Jochen Meindl** Pflanzenbaulich gesehen, meine ich, war 2003, ein sehr extremes Jahr. 2018 müsste das gewesen sein, wo auch es sehr trocken war und jetzt das Letzte auch.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Kein Regen, kein Niederschlag, Trockenheit, Dürre. Und Meindl konnte hierbei in seinen fast 30 Jahren im Betrieb etwas ganz genau beobachten.

**Jochen Meindl** So wie dieses Jahr, so extrem war es eigentlich über so einen langen Zeitraum so heiß und keine Niederschläge zwischendrin – kann ich mich jetzt im Augenblick nicht daran erinnern. Es kann ja mal heiß sein und wenn es nach 14 Tagen wieder mal einen Tag regnet oder Schauerwetter ist, dass es wieder ein bisschen runterkühlt, aber es war ja wirklich über acht Wochen heiß und trocken.

**Helen Krueger-Janson** Welche Wochen waren das?

**Jochen Meindl** Weiß ich nicht. Irgendwann im Juni hätten wir dann mal wirklich auf Regen gewartet und da gab es dann keinen.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Wochenlang kein Regen. Bilder von verdorrten Maisfeldern in den Nachrichten. Irgendwo in Franken sitzen der bayerische Umweltminister Thorsten Glauber und der Oppositionsführer Ludwig Hartmann von den Grünen in einer Gesprächsrunde und hören Landwirten zu, die über die Dürre klagen. In der Nähe von Augsburg brennen Getreidefelder und der Bayerische Bauernverband berichtet von extremen Ernteschäden durch die Trockenheit. In Europa herrscht die schlimmste Dürre seit 500 Jahren. In absoluten Zahlen hat es aber mehr geregnet als die Jahre zuvor. Wie kann das sein?

**Thomas Deutschländer, Deutscher Wetterdienst** Das sind aber dann starken Niederschläge, die dann eben sehr lokal und sehr schnell fallen, also mit sehr hoher Intensität, und die werden dann einfach vom Boden nicht

so aufgenommen, fließen oberirdisch ab und stehen dann einfach den Boden und damit natürlich auch den Pflanzen schlechter zur Verfügung.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das ist Thomas Deutschländer vom Deutschen Wetterdienst, der höchsten deutschen Behörde in Sachen Klima. Also kein Gewinn für trockene Felder. Aber auch eine Gefahr für unser Trinkwasser. Denn wenn der Boden den Regen nicht aufnimmt, kann er auch nicht ins Grundwasser sickern, aus dem wir unser Trinkwasser gewinnen. Aber der Starkregen ist nicht das einzige Problem.

**Thomas Deutschländer, Deutscher Wetterdienst** Es ist nicht nur der Niederschlag, der entscheidend ist dafür, wie viel Wasser der Boden wirklich hat beziehungsweise vorrätig behält, sondern auch die Verdunstung. Eine ganz wichtige Größe. Gerade im Sommer haben wir in Deutschland auch durchaus eine relevante Verdunstung. Also sprich, dass das Wasser dem Boden erzogen wird.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Gleichzeitig werden die kalten Perioden im Winter kürzer, in denen sich das Grundwasser eigentlich wieder neu bildet. Etwas, das auch Meindl auf seinen Feldern bemerkt.

**Jochen Meindl** Also wenn ich jetzt sehe, von meiner Ausbildung weg zu heute, dann können wir deutlich früher bereits ..., stellen wir fest, dass deutlich früher das Wachstum beginnt und auch in den Herbst länger Wachstum möglich ist. Und auch die entzieht den Boden das Wasser, macht Vegetation und damit ist eigentlich weniger Wasser da, das in den Grundwasserkörper abdriftet, also diese Regeneration.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das Grundwasser ist das Wasser, das als Regen, Schnee oder Tau durch die vielen Erdschichten sickert, von den verschiedenen Gesteinen gesäubert wird und sich dann auf einer bestimmten Höhe, dem sogenannten Grundwasserstockwerk, ansammelt. Von da entnehmen es dann Landwirte, Wasserversorger, Industrien und alle anderen mit einem eigenen Brunnen.

**Thomas Deutschländer, Deutscher Wetterdienst** Ich würde sogar davon ausgehen, dass die Verdunstung zukünftig, zumindest potenziell, zunimmt.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Trockene Böden nehmen weniger Wasser auf, mehr verdunstet und die trockenen Phasen werden länger. Kommt dann im Winter überhaupt noch genug an, um den Sommer zu überstehen

**Thomas Deutschländer, Deutscher Wetterdienst** Also das Wasser, was im Winter dazukommt, wieder, hat nach dem, was ich glaube, zu wissen, in Sachsen schon die Defizite, die im Sommer durch die Trockenperioden entstanden sind, nicht mehr ganz ausgeglichen. In den restlichen Gebieten Deutschlands habe ich so was noch nicht gehört oder aus den restlichen Gebieten von Deutschland.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Da aus dem Grundwasser auch unser Trinkwasser gewonnen wird, entnehmen Wasserversorger wie die bayerische Rieswasserversorgung oder die Stadtwerke Augsburg es aus Brunnen, bereiten es auf und schicken es durch Rohre bis hin zu unserem Wasserhahn. So gelangen durch die Rohre der Stadtwerke Augsburg knapp 17 Millionen Tonnen Wasser pro Jahr an über 300.000 Kunden. Jeder und jede von uns zahlt dafür, dass das Wasser bei uns zu Hause aus den Wasserhähnen fließt, mit dem wir kochen, putzen, duschen oder trinken können. Das gilt allerdings für niemanden, der einen eigenen Brunnen hat. Unternehmen wie Brauereien, die daraus Bier und Spezie herstellen oder Molkereien die daraus Joghurt machen. Sie entnehmen tonnenweise Grundwasser aus Brunnen und zahlen keinen Cent dafür. Oder wie es beim Wasser heißt: keinen Wassercent. Ja, richtig gehört. In Bayern gibt es keinen Wassercent. Heißt: Unternehmen in Bayern müssen keinen Cent für das Wasser zahlen, das sie aus unserem Grundwasser entnehmen. In 13 von 16 deutschen Bundesländern gibt es ihn. Nur in Bayern, Essen und Thüringen nicht. Auch LandwirtInnen dürfen kostenlos Grundwasser entnehmen. Vorausgesetzt, sie bauen Lebensmittel an. Aber dann kommen wie Meindl noch die hinzu, die es eigentlich nicht dürfen, aber trotzdem tun.

**Jochen Meindl** Ich war in der glücklichen Lage, dass meine Bestände Wasser brauchten und es bei uns Wasser gibt. Ich war auch im Unterfranken dieses Jahr mal. Die hätten das Wasser dringender gebraucht, weil die sowieso mit weniger Niederschlag kämpfen, aber die haben halt auch keines. Es gibt nicht ... Bei uns macht man ein Loch fünf Meter tief und steht im Wasser und bei denen kann man 100 Meter graben ...

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Bayerische Landwirte leiden jetzt schon unter der Dürre durch den Klimawandel, besonders in Nordbayern. Aber auch in Schwaben ging es vielen wie Meindl. Aber Sie und andere haben Wasser aus diesem Brunnen entnommen?

**Jochen Meindl** Dieses Jahr nicht.

**Helen Krueger-Janson** Nur Sie?

**Jochen Meindl** Ich rede jetzt mal von mir. Ich habe in diesem Jahr aus diesem Brunnen Wasser entnommen. Okay.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Im Gegensatz zu Meindl haben mir das viele Ämter und LandwirtInnen bestätigt. Wie viele es waren, wird man nie genau sagen können. Aber eine gewisse Einschätzung zu bekommen, habe ich mit den Wasserwirtschaftsämtern in Bayern gesprochen. Das sind die Fachbehörden im Land, die festlegen und kontrollieren sollen, wie viel Wasser ein Landwirt entnehmen darf. Und siehe da: In ganz Bayern haben Bauern und LandwirtInnen unerlaubt, Wasser gepumpt. In Franken beispielsweise sind sie an Seen und Flüsse gefahren, haben Schläuche ins Wasser gehängt und dort ihre Tanklaster oder Fässer voll gepumpt. Aber ist das denn so dramatisch? Können wir das als wasserreiches Deutschland nicht einfach verkraften? Daten der NASA zeigen, Deutschland hat in den letzten 20 Jahren ziemlich viel Wasser verloren. Und die Daten zeigen auch einen anhaltenden Negativ-Trend. In den letzten 20 Jahren haben wir hier circa 2,5 Gigatonnen Wasser verloren. Das ist ungefähr die Menge des Wassers im Bodensee. Über 60 Prozent der Grundwasserstände in Bayern sind außerdem anhaltend niedrig oder sogar sehr niedrig. Und laut bayerischem Umweltminister hat die Neubildung des Grundwassers in den letzten zehn Jahren erheblich abgenommen und er warnt vor einem Grundwassernotstand. Ich möchte jetzt aber erst mal von Meindl wissen, wie er überhaupt an das Grundwasser herangekommen ist.

**Jochen Meindl** Ja, wir können einen ... da müsste ich den Brunnen mal anschauen. Das ist zwar dann der Feuerlöschbrunnen vom Standort hier, aber der sieht so aus wie alle anderen auch. Also wenn das helfen würden.

**Helen Krueger-Janson** Ich glaube, ich müsste den Originalbrunnen sehen.

**Jochen Meindl** Hm...

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Ich möchte natürlich den richtigen Brunnen sehen, den, aus dem er auch das Wasser gepumpt hat, aber Meindl ziert sich ein bisschen. Vielleicht möchte er nicht in der Nähe des Brunnens gesehen werden. Er ist aber bereit, mir seinen Feuerlöschbrunnen zu zeigen, der sähe genauso aus. Wir stehen also auf und gehen nach draußen.

**Helen Krueger-Janson** Aber weiß man, wie lange das Verfahren noch geht?

**Jochen Meindl** Eigentlich müsste jetzt die Entscheidung von der Behörde kommen, die dann einfach sagt, das ist die Strafe und dann halt annehmen oder nicht.

**Helen Krueger-Janson** Aber nochmal machen würden Sie es wahrscheinlich nicht, oder?

**Jochen Meindl** Ja, dann ist es ja vorsätzlich. Also jetzt kommen wir vielleicht raus mit grob fahrlässig, aber wer es dann vorsätzlich macht, das ... Da geht es ja dann noch mal was anderes. Die Biogasanlage ist eine GmbH und Co. KG und wenn ich solche Sachen vorsätzlich macht, dann wird meine persönliche Zuverlässigkeit die Frage gestellt. Es gibt einen Eintrag im Führungszeugnis und dann ist die Frage, ob ich noch Geschäftsführer von der GmbH sein darf.

**Helen Krueger-Janson** Das hat ja gleich noch mal persönlicher... Das heißt, jetzt werden sozusagen nicht Sie persönlich belangt, sondern die Firma.

**Jochen Meindl** Das versuchen wir jetzt mal jedenfalls noch abzuwenden. Aber dann mit Vorsatz wird es natürlich extrem schwierig.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Bayern prüft derzeit einen Fall, wo ein Landwirt seine Wasseruhr hat rückwärts laufen lassen sollen. Jeder Bauer und jede Landwirtin, die anders als Meindl Wasser pumpen dürfen, müssen eine Wasseruhr mitlaufen lassen. So kann stichprobenartig überprüft werden, ob sie sich auch an ihre erlaubte Pumpmenge halten. Ihr kennt das vielleicht vom Wasserzähler im Haus. Pumpt der Landwirt oder die Landwirtin Wasser, dann zählt die Uhr von 0 bis, sagen wir, 1.000 Litern mit. Danach müssen sie aufhören. Eigentlich. Aber was,

wenn sie mehr Wasser brauchen? Dieser eine Landwirt soll die Uhr rückwärts laufen lassen haben. Er pumpt also weitere Tonnen und die Uhr läuft zurück auf o. Dieses Spiel kann er so oft machen, wie er möchte. Es weiß ja dann niemand, wie viel Wasser er tatsächlich entnommen hat. Aber wie kann es sein, dass der Wasserklau und auch der Verstoß gegen Pumpenehmigungen in Bayern so einfach ist? Wir bleiben zwischen zwei seiner Felder stehen, mit Blick auf seine Biogasanlage in einer Art gekiesten Einfahrt. Am Ende steht ein Laster mit einer Ladefläche, auf der ganz viele Rohre liegen. Ich dachte immer, so ein Brunnen sieht aus wie im Märchen. Aber da habe ich ziemlich weit gefehlt.

**Jochen Meindl** Das ist ein Schacht mit einem Meter Durchmesser, der in den Grundwasserkörper reinbagert worden ist.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Ganz plump gesagt: Es ist eine Art Gullideckel auf einem Betonsockel, der einen halben Meter aus der Erde ragt. Ziemlich unspektakulär. Aber an diesem Gulli ist kein Schloss. Etwas, was mir während der Recherche immer wieder aufgefallen ist: offene Brunnen, wo jeder herauspumpen könnte, was er will. Okay, und hier sind die Rohre da hinten?

**Jochen Meindl** Das sind die Rohre, ja. Und man nimmt dann aus dem Wasser, ich sage mal Pumpe und fährt aufs Feld damit. Also man pumpt das über Rohrleitungen dann aufs Feld, so eine Beregnungsmaschine, die dann die Sache ausbringt.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) So eine Beregnungsmaschine habt ihr bestimmt mal gesehen, als ihr an Feldern vorbeigefahren seid. Eine große Trommel, um die der lange Schlauch herum gewickelt ist und vorne spritzt Wasser heraus. Ein bisschen wie beim Gartenschlauch in riesig. Und wo sind die Zuckerrüben, in welche Richtung?

**Jochen Meindl** Geradeaus, bei dem Wald da drüben.

**Helen Krueger-Janson** Und wie viel Hektar haben Sie an Zuckerrüben?

**Jochen Meindl** Im Ganzen haben wir gute 10 Hektar und das waren fünf Hektar, die wir da bewässert haben.

**Helen Krueger-Janson** Das ist ja nur die Hälfte gewesen.

**Jochen Meindl** Ja, die anderen haben wir halt gelassen. Weil das kostet ja auch Geld. Ich meine, diese Pumpe verschlingt in der Stunde 15 Liter Diesel und für einen Hektar brauche ich acht bis zwölf Stunden. Da geht es also weniger um den finanziellen ... Also ja, es gibt einen finanziellen Mehrertrag, absolut gesehen, aber das ist schon zusätzlicher Aufwand, der normalerweise gar nicht nötig wäre.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Jochen Meindl ist ziemlich angefressen. Für ihn war das viel Aufwand, diese trockenen Felder zu beregnen.

**Jochen Meindl** Und die eigentliche Sicherheit ist halt, ich habe Futter für, in dem Fall, die Biogasanlage, für die Betonkuh.

**Helen Krueger-Janson** Betonkuh?

**Jochen Meindl** (*lacht*) Sagt man so.

**Helen Krueger-Janson** Man sagt Betonkuh zu ...

**Jochen Meindl** Ja, früher hat man gesagt, eine Biogasanlage sind 200 Kühe. Und jetzt ist die halt die Betonkuh.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Wie sieht das denn das Wasserwirtschaftsamt, was Meindl da gemacht hat? Ich habe Raimund Stern gefragt. Er ist bei der technischen Gewässeraufsicht, also für die Kontrollen und Verstöße zuständig.

**Raimund Stern, Wasserwirtschaftsamt** Es gibt halt ein Wasserrecht oder es gibt halt ein Wasserhaushaltsgesetz und es gibt ein bayerisches Wasser-gesetz, wo halt letztendlich drin steht, dass man für eine Entnahme von beispielsweise Grundwasser zu Beregnungszwecken oder zu Bewässerungs-zwecken oder auch für entsprechende Industrienutzungen im Prinzip eine wasserrechtliche Genehmigung braucht. Wenn jetzt einer schwarz entnimmt in dem Sinn, dann ist das natürlich letztendlich auch technische Gewässer-aufsicht oder vielleicht sogar Aufgabe der Polizei, letztendlich natürlich dann nachzuweisen beziehungsweise ihm entsprechend verbieten, was zu ent-nehmen. Also was jetzt schwarz ist, das hat man natürlich im trockenen Jahr

relativ oft oder gehabt, dass natürlich auch hier entsprechende Entnahmen passiert sind, die halt letztendlich nicht genehmigt waren.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Also sind sich die Ämter der Verstöße bewusst. So richtig konnte ich aber nicht erfahren, was in Zukunft dagegen unternommen werden soll. Ob Sie währenddessen das Gefühl hatten, dass Sie vielleicht was falsches machen?

**Jochen Meindl** Ein bisschen schlechtes Gewissen hat mich schon geplagt, aber die Not war dann doch so groß, dass wir gesagt haben: »Brunnen auf dem Niemandsland, wird schon genehmigt sein. Vielleicht hat ja ein Landwirt eine Genehmigung für den Brunnen. Ich nutze es jetzt einfach.

**Helen Krueger-Janson** Aber dann hätten Sie ...

**Jochen Meindl** Die Genehmigung liegt auf dem Brunnen.

**Helen Krueger-Janson** Das heißt, Sie haben auch niemandem, der auch Landwirt ist, theoretisch die Rechnung erhöht?

**Jochen Meindl** Ja, weil jeder Landwirt für sich die Dokumentation dann zu übernehmen hat.

**Helen Krueger-Janson** Okay. Das ist ja schon cheeky.

**Jochen Meindl** Ja.

**Helen Krueger-Janson** Aber es war anscheinend nötig.

**Jochen Meindl** Nötig war es. Man hat sich halt weggeduckt und hat meins ... Ja, ich dachte: »Ist doch noch immer gutgegangen«, oder?

**Helen Krueger-Janson** Und wie lange hat es gedauert, nachdem Sie das Wasser genommen haben, bis der Brief von der Polizeiinspektion ...?

**Jochen Meindl** Zirka vier Wochen.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Ich habe mir den Brief mit der Anzeige mal angeschaut. Darin wird ihm der Verstoß gegen das Wasserhaushaltsgesetz vorgeworfen und innerhalb einer Woche kann er dazu

Stellung beziehen. Die Worte »innhalb einer Woche hat Meindl sich mit einem gelben Highlighter markiert. Was Meindl aber am meisten verwundert, ist, dass die Polizei ihn nicht davon abgehalten hat.

**Jochen Meindl** Was mich schon gewundert hat: Es war ja offensichtlich, zu dem Zeitpunkt, wo die Polizei vor Ort war. Ich habe es nicht mitgekriegt, aber die haben eine laufende Berechnungsmaschine gesehen und sie haben das ja dann nicht unterbunden.

**Helen Krueger-Janson** Aber wie lange lief denn ihre Berechnungsmaschine?

**Jochen Meindl** Vom Zeitpunkt dessen, wo die Anzeige aufgenommen wurde oder wo die Beweissicherung vor Ort durchgeführt wurde, noch einen Tag. Also noch 24 Stunden, die läuft ja durch.

**Helen Krueger-Janson** Und die lief irgendwie 48 Stunden, oder?

**Jochen Meindl** Die hat man mehrmals aufgebaut. Man macht ja immer so eine Rechnung auf dem Feld, dass man abberechnet.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Also Meindl hatte Angst um seine Ernte und hat deswegen gegen das Wasserhaushaltsgesetz verstoßen. Dass er seine Rüben generell nicht bewässern darf, über diese Regel lässt sich streiten. Aktuell werden aber in Deutschland drei Prozent der landwirtschaftlichen Flächen bewässert. Laut Prognosen könnten in 30 Jahren schon über ein Viertel aller Felder darauf angewiesen sein. Und Klimaforscher vom Karlsruhe Institut für Technologie prognostizieren, dass Ende dieses Jahrhunderts, Hitzesommer wie im Jahr 2003 alle zwei Jahre stattfinden sollen. Sind die Sommer dann so trocken, dass wir irgendwann mehr Wasser verbrauchen, als sich regenerieren kann? Schon jetzt haben Länder in Europa Wasserstress. So nennt man das, wenn es mehr als 20 Prozent des verfügbaren Grundwassers verwendet. Dann wird es mit der Regeneration richtig schwierig. Am schlimmsten ist die Situation derzeit in Griechenland und Spanien. Aber auch Nachbarländer von uns, wie die Niederlande, Polen und Frankreich, leiden jetzt schon unter Wasserstress. Und haben Sie dann einen Unterschied gesehen zwischen den Zuckerrüben, die Sie bewässert haben, und denen, die Sie nicht bewässert haben?

**Jochen Meindl** Also im Feld gab es so kleine Spots, wo man nicht hingekommen ist und da, wo man nicht bewässert hat, war die Lücke wirklich ... Da hat es kein Blatt mehr gehabt.

**Helen Krueger-Janson** Kein Blatt?

**Jochen Meindl** Kein Blatt.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Dann hat das Beregnen wenigstens etwas gebracht. Wenn auch, zuallererst ihm und seinen Vertragskunden. Legal war es trotzdem nicht. Wo auch immer ihr gerade seid, da ist es bestimmt wärmer, als es im Durchschnitt noch vor 70 Jahren war. Unser Planet erwärmt sich. Das wissen wir mittlerweile alle. Diese vielen heißen und trockenen Tage hintereinander im Sommer, über die wir uns freuen, weil sie perfekt sind für einen Tag im Schwimmbad oder am See, sie sind der Albtraum für Landwirte und damit auch für einen Teil der Wirtschaft und Lebensmittelproduktion. Aber was macht das mit unserer wichtigsten Ressource? Mit dem, woraus unser Körper zur Hälfte besteht? »Wasser ist Leben«, haben mir viele in dieser Recherche gesagt. Und die Prognosen sehen nicht wirklich gut aus.

**Petri Thalass, Vereinte Nationen** Heute haben wir rund 2,3 Milliarden Menschen, die unter Wasserproblemen leiden. Und bis 2050 erwarten wir bis zu 5 Milliarden Menschen, die darunter leiden.

**Helen Krueger-Janson** (Moderation) Das sagt der Generalsekretär der Weltorganisation der Meteorologie der UN, Petri Thalass. Auch Deutschlands größter Stausee, der Edersee in Hessen, hatte 2022 nur noch knapp 13 Prozent seiner eigentlichen Füllmenge. Laut Weltklimarat werden Auswirkungen der Klimaerwärmung wie Dürren weiter zunehmen. Und wir in Deutschland spülen unsere Toiletten mit Trinkwasser. Das klingt jetzt erst mal alles ziemlich unorganisiert und irgendwie sinnlos, vielleicht sogar ein bisschen deprimierend. Aber dieser Podcast soll euch nicht deprimieren, sondern vor allem aufklären und zeigen, was in Bayern eigentlich so getan wird, wenn es um unser Wasser geht. Und vor allem, was in Bayern nicht getan wird. Im Klimaland Bayern, wie es die bayerische Regierung gerne nennt. Eine Sache spielt dabei für mich die wichtigste Rolle: Der Wassercent. Damit könnten Millionen an Einnahmen generiert werden, mit denen man Wasser besser auffangen und in den Grundwasserkörper zurückführen könnte. Geld, das für den Ressourcenschutz verwendet wird. Geld für

unser Wasser, das Unternehmen, Energieversorger und LandwirtInnen in Bayern nicht zahlen, wenn sie einen eigenen Brunnen haben. Brauereien, Molkereien: Keinen Cent zahlen sie für die Millionen an Litern, die sie aus der Erde pumpen, daraus Bier oder Joghurt oder Spezi zu machen. Getränke mit Wasser als größtem Anteil. Das kommt mir ziemlich komisch vor, besonders wenn jemand wie Meindl und andere LandwirtInnen ihre Felder in Zukunft auch nicht bewässern sollen. Und vor allem, wenn Deutschland damit laut EU-Kommission gegen geltendes EU-Recht verstößt. Deswegen fühle ich in der nächsten Folge der Politik auf den Zahn und schaue, warum die bayerische Regierung den Wassercent nicht einführt. Ich fahre in den Landtag zu unserem Umweltminister Thorsten Glauber und nach Landsberg am Lech in den Heimatort von Ludwig Hartmann, dem Oppositionsführer von den Grünen. Aber zuallererst frage ich mal Markus Söder, warum es in Bayern keinen Wassercent gibt. Mal schauen, was er dazu sagt.

*Outro* Es regnet zu wenig. Es wird wärmer und trockener. Miese Ernte...

**Helen Krueger-Janson** Das war die erste Folge von »Wem gehört das Wasser? – »Illegal, legal, egal.« Ein Podcast der Augsburgers Allgemeinen. Beratung: Maria Mercedes-Hering, Manuel Andre, Sarah Schierack und Axel Hechelmann. Musik: Hendrik Wiethoff. Sounddesign: Mike Schlee. Illustration des Covers: Lina Müller. Vielen Dank an: Christina Heller-Beschnitt, Niklas Molter, Moritz Fehrle und Theresa Osterried. Produziert und recherchiert von mir, Helen Krueger-Janson.



# JONATHAN LINDENMAIER MARIA-MERCEDES HERING FABIAN KLUGE

**Maria-Mercedes Hering** hat Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialwissenschaften in München, Berlin und Washington D.C. studiert. Sie war Schülerin der Deutschen Journalistenschule (DJS) und Stipendiatin der Rudolf Augstein Stiftung. Als DJS-Regionalfellow kam sie zur *Augsburger Allgemeinen*. Heute agiert sie dort in der Digitalredaktion als Seitenmanagerin, als Autorin recherchiert sie vor allem zu gesellschaftspolitischen Themen sowie investigativen und Langzeitrecherchen. Zudem koordiniert sie die Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Correctiv.Lokal.



**Fabian Kluge**, Jahrgang 1993, entwickelte während seines Studiums der Klassischen Philologie, Politik und Allgemeinen Sprachwissenschaften eine Begeisterung für Journalismus. Seit 2017 schreibt er für die *Augsburger Allgemeine*, über vier Jahre davon als Redakteur für Digitales. Heute ist er Online-Themenchef. Neben der Themenplanung erstellt er vor allem Multimedia- und Datengeschichten. 2024 ist er Teil der Projektgruppe, die die Einführung eines neuen gruppenweiten CMS betreut und schult.

**Jonathan Lindenmaier**, Jahrgang 1995, arbeitet als Redakteur für die *Augsburger Allgemeine*. Von 2018 bis 2020 absolvierte er die Deutsche Journalistenschule und war Stipendiat der FAZIT-Stiftung. Im Anschluss arbeitete er als freier Autor unter anderem für die *Augsburger Allgemeine*, *Zeit Online* und *funk*. Im Jahr 2021 wechselte er als Redakteur fest zur *Augsburger Allgemeine*. Dort schreibt er vor allem über sozialpolitische Themen und die Auswirkungen des Klimawandels in Bayern – meist mit einem datenjournalistischen Ansatz.



Jonathan Lindenmaier, Maria-Mercedes Hering und Fabian Kluge sind nominiert in der Kategorie »bestes lokales Digitalprojekt« mit »Dein Wahl(rund)gang – Eine interaktive Stadtführung zur Landtagswahl in Bayern«, erschienen am 27. September 2023 in *Augsburger Allgemeine Online*.

# Dein Wahl(rund) gang

## Die politische Stadtführung zur Landtagswahl

Im Oktober 2023 standen in Bayern die Landtagswahlen an – für uns als Redaktion der wichtigste Termin des Jahres. Schon Monate vorher haben wir uns deshalb zu einem Kreativ-Tag getroffen, um gemeinsam digitale Formate für die Landtagswahl zu entwickeln. Neben üblichen Erzählformen wie einem Podcast und einer Videoserie entstand an diesem Tag auch die Idee, ein Out-of-Home-Format umzusetzen.

Unser Ziel: Wir wollten unseren Leserinnen und Lesern möglichst anschaulich und spielerisch zeigen, was die Parteien nach der Wahl planen und wie diese Vorhaben die Bürgerinnen und Bürger in ihrem Alltag berühren. Dafür haben wir einen interaktiven Stadtrundgang zur Landtagswahl entwickelt. An verschiedenen Orten in der Augsburger Innenstadt haben wir Plakate mit QR-Codes angebracht. Diese leiteten die Nutzerinnen und Nutzer zu einem jeweils passenden Multimedia-Artikel auf unserer Homepage, in dem wir die Programme der Parteien zusammengefasst und die Probleme in der Stadt erklärt haben. Vor einer Kita erfuhren die Nutzerinnen und Nutzer, was die Parteien bei der Kinderbetreuung planen und wie die vielen fehlenden Betreuungsplätze geschaffen werden sollen. An einem Trinkwasserbrunnen, wie Augsburg an den Klimawandel angepasst werden soll.

Die Artikel waren immer gleich aufgebaut: Zunächst haben wir die Bedeutung des Ortes erklärt, an dem sich die Nutzerinnen und Nutzer befanden, und wie dieser Ort durch das grundlegende Problem betroffen ist. In einem Dossier mit interaktiven Karten und Grafiken konnten sie sich selbst ein Bild von den Problemen in Augsburg und Umgebung machen. Für den letzten Abschnitt haben wir die Wahlprogramme zusammengefasst und alle Vorhaben aufgeführt, die die Parteien in dem jeweiligen Bereich planen. Und wie sich das für eine Stadtführung gehört, haben wir alle Punkte nochmal zum Nachhören in einem Audioguide zusammengefasst und eingesprochen.

Am Ende hingen so in der Stadt zwischen all den Plakaten der Parteien auch unsere QR-Codes. Mit dem Unterschied, dass man bei unseren Plakaten tatsächlich erfuhr, was in den Programmen der Parteien steht – anders als bei den üblichen Wahlkampf-Sprüchen der Parteien.

In einer Karte auf unserer Homepage haben wir alle Stationen gesammelt: zu Verkehr, Erziehung, Bildung, Armut, Pflege, Wirtschaftspolitik und Klimaanpassung. So konnten unsere Leserinnen und Leser den Rundgang

einfach selbst ablaufen. Wer wollte, konnte sich auch an ausgewählten Stationen einzeln informieren oder von zuhause aus tiefer ins Thema einsteigen. Wir wollten so zu einer informierten Wahlentscheidung beitragen – und zwar direkt da, wo diese Entscheidungen den Unterschied machen: im Alltag der Menschen.

### Dein Wahl(rund)gang: Station 1

#### Wie wollen die Parteien den Verkehr in der Stadt verändern?

Täglich steigen Menschen ins Auto, den ÖPNV oder aufs Rad, um in die Schule, zur Arbeit oder zum Arzt zu kommen.

Das Thema Verkehr betrifft alle. Das planen die Parteien.

Du hast den Start unserer Stadtführung erreicht: den Rathausplatz. Wenn du hier ein paar Minuten stehen bleibst, siehst du Straßenbahnen und Busse, außerdem sind viele Menschen zu Fuß oder mit dem Rad unterwegs, manche mit dem Taxi – zu bestimmten Tagen und Uhrzeiten kann es da stellenweise eng werden.

Zuletzt hat in der Maximilianstraße, die auch am Rathaus vorbeiführt, ein Modellversuch zu Diskussionen in der Stadt geführt: Zwischen Herkulesbrunnen und Merkurbrunnen wurde die Maxstraße im Mai zur Fußgängerzone. Ein Jahr sollte der Versuch dauern, der Straßenabschnitt war weitestgehend für den Autoverkehr gesperrt. Viele Menschen betrachteten die autoarme Prachtmeile als Gewinn, andere waren skeptisch oder berichteten von Problemen. Längst nicht alle Autofahrerinnen und Autofahrer hielten sich an die Regeln. Am Ende klagten zwei Anlieger gegen das Modellprojekt – und bekamen recht. Bis Mitte August musste die Stadt den Versuch beenden.

**Die Geschichte der autoarmen Maxstraße zeigt: Beim Thema Verkehr gehen die Meinungen weit auseinander. Das spiegeln auch die Wahlprogramme der Parteien wider.**

Die Geschichte der autoarmen Maxstraße zeigt: Beim Thema Verkehr gehen die Meinungen weit auseinander. Das spiegeln auch die Wahlprogramme der Parteien wider.

## Der Audioguide

Wie sieht der Stadtverkehr der Zukunft aus? Und wie kann es gelingen, dass alle Verkehrsteilnehmer sicher an ihr Ziel kommen? Die Antworten der Parteien sind hier recht unterschiedlich. Was sie nach der Landtagswahl beim Thema Verkehr vorhaben, erklären wir dir in unserem politischen Audioguide.



## Das Dossier

In unserem Dossier fassen wir die Probleme kurz und bündig zusammen. Welche Herausforderungen gibt es beim Thema Verkehr? Und wie sieht das in der Stadt aus, gerade in Augsburg?

Deutschland ist eine Auto-Nation. Viele Bürgerinnen und Bürger verzichten ungern auf ihr Fahrzeug oder sind, gerade in ländlicheren Regionen, darauf angewiesen – beispielsweise, um zur Arbeit zu kommen. Hier haben wir die Landkreise aufgelistet, aus denen täglich die meisten Menschen nach Augsburg pendeln.

### Einpendlerinnen und Einpendler nach Augsburg - Top 10 Landkreise

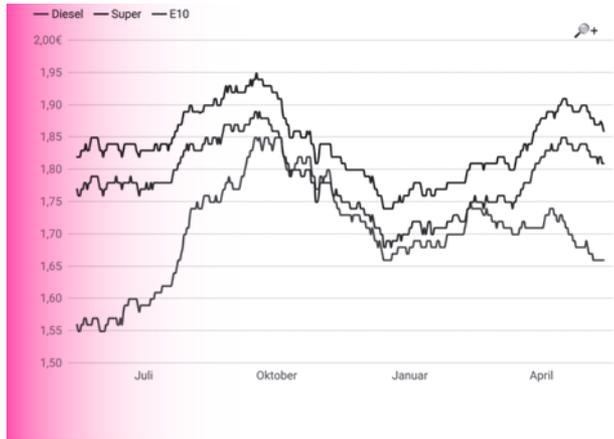
Insgesamt rund 51,8% der Beschäftigten in Augsburg sind Pendlerinnen und Pendler und wohnen in einem anderen Landkreis. Die Daten aus der Tabelle stammen aus dem Juni 2022.

Landkreis	Pendlerinnen und Pendler	Anteil an Erwerbstätigen in Augsburg
Landkreis Augsburg	36.922	28,9%
Aichach-Friedberg	13.750	10,8%
Dillingen an der Donau	2.147	1,7%
Donau-Ries	2.084	1,6%
Günzburg	1.968	1,5%
Stadt München	1.924	1,5%
Landsberg am Lech	1.718	1,3%
Unterallgäu	884	0,7%
Ostallgäu	846	0,7%
Neuburg-Schrobenhausen	721	0,6%

Tabelle: Julius Reinmuth • Quelle: Pendleratlas der Bundesagentur für Arbeit

Doch Autofahren bedeutet oft auch eine Belastung – etwa durch Stau, Unfälle und die hohen Benzinpreise. Diese sind seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine gestiegen. Hier siehst du den Verlauf.

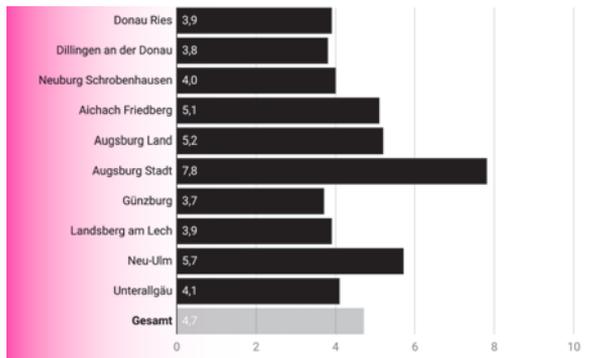
### So haben sich die Preise für Benzin und Diesel im vergangenen Jahr entwickelt



Aus diesen und Umweltgründen überlegen viele, auf öffentliche Verkehrsmittel umzusteigen oder sind es bereits. Wie zufrieden die Menschen in der Region mit ihrem ÖPNV-Angebot sind, siehst du hier.

### So zufrieden sind unsere Leserinnen und Leser mit dem Nahverkehr

Die Grafik zeigt, wie Einwohnerinnen und Einwohner im Verbreitungsgebiet der Augsburgner Allgemeinen den öffentlichen Personennahverkehr in ihrem Landkreis bewerten.

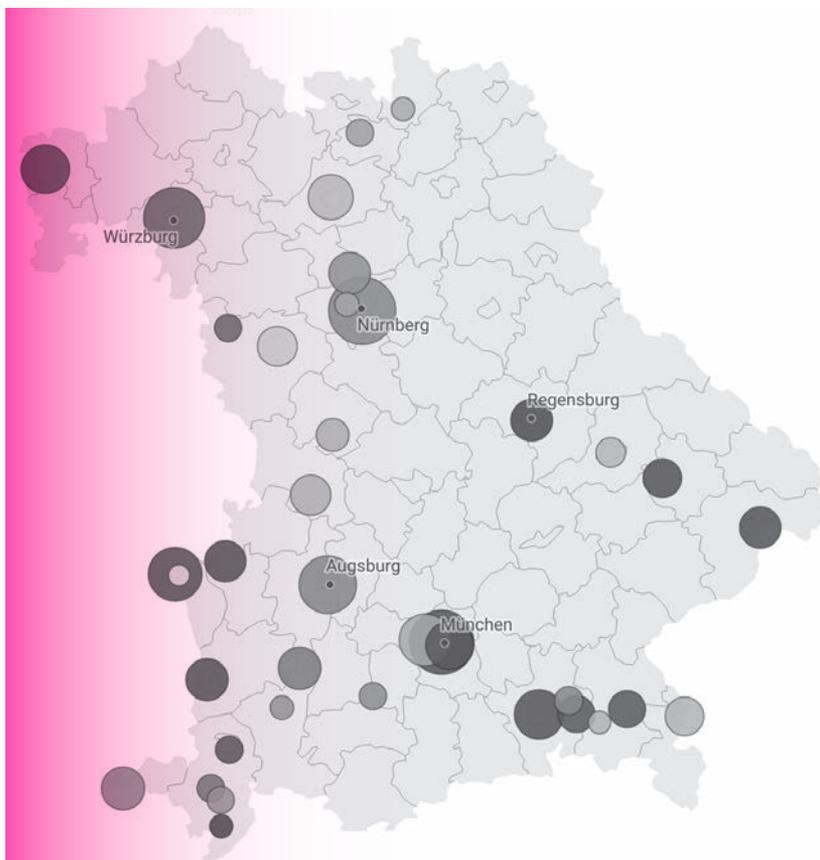


Es handelt sich beim „Heimat-Check“ um eine Online-Befragung verbreitet über einen öffentlichen Link mit einem

Wer mit der Bahn fährt, muss in Bayern oft Geduld mitbringen. Wie unpünktlich die Bahn ist, ist von Bahnhof zu Bahnhof unterschiedlich.

## So (un-)pünktlich ist die Bahn in Bayern

In dieser Karte sind alle bayerischen Fernverkehr-Bahnhöfe und der Anteil verspäteter Fernverkehrszüge zu sehen. Die Größe der Punkte hängt von der Anzahl an Fernzügen pro Bahnhof ab. Klicken Sie per Maus oder am Smartphone mit dem Finger auf die einzelnen Symbole, um Details zum jeweiligen Bahnhof zu bekommen.



Ausgefallene Züge wertet die Bahn nicht als verspätet, deshalb sind sie in dieser Grafik nicht berücksichtigt.

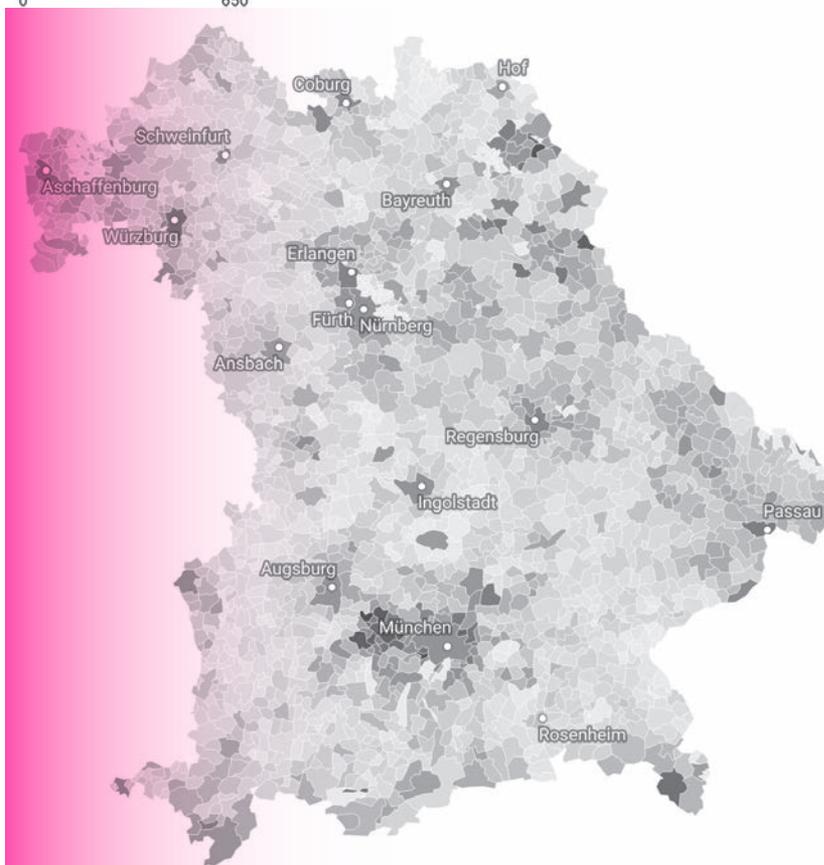
Grafik: Jakob Stadler/Moritz Maier • Quelle: Zugfinder.net • Kartenmaterial: © GeoBasis-DE / BKG 2017

Selbst wenn die Bahn pünktlich ist: Wie kann ein Umstieg auf öffentliche Verkehrsmittel gelingen, wenn nur zweimal am Tag der Bus kommt? Hier findest du eine Übersicht, wie häufig Busse und Bahnen in deiner Gemeinde fahren.

## So häufig fahren Busse und Bahnen in Ihrer Gemeinde

Wie stark ist der ÖPNV in Ihrer Gemeinde ausgebaut? Die Karte zeigt die Zahl der Abfahrten von Bussen und Bahnen pro 1000 Einwohner. Für konkrete Informationen klicken oder tippen Sie auf die jeweilige Kommune.

Abfahrten der Busse und  
Bahnen pro 1000  
Einwohnerinnen und Einwohner



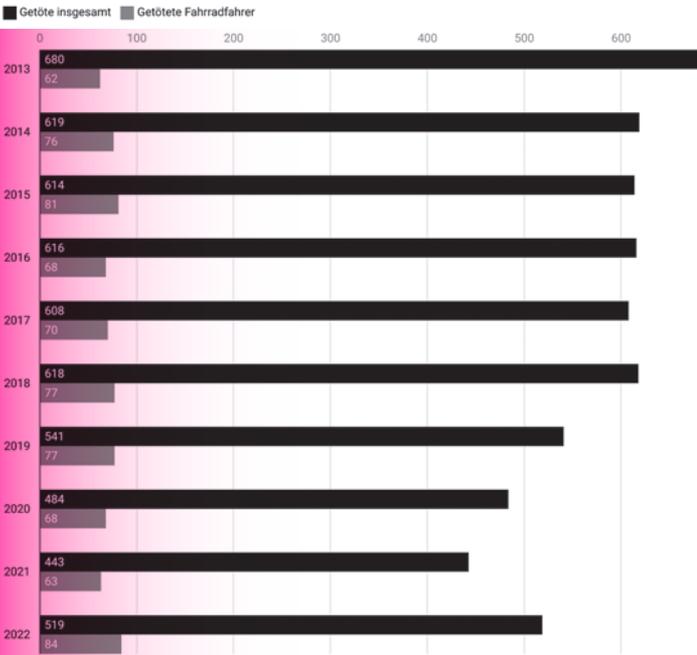
Stand 2022. Gemeinden, für die keine Daten vorliegen, werden ausgeblendet.

Grafik: Jonathan Lindenmaier • Quelle: Agora Verkehrswende (2022): ÖV-Atlas Deutschland 2022 • Kartenmaterial: © BKG 2021

In größeren Städten ist neben dem Auto und dem ÖPNV vor allem das Rad eine Alternative. Doch Radfahrerinnen und Radfahrer leben gefährlich. In Bayern werden sie besonders oft in Unfälle verwickelt. Ein Grund dafür ist die fehlende Infrastruktur.

### So hat sich die Zahl der Getöteten im bayerischen Straßenverkehr entwickelt

Während die Zahl der Getöteten im Straßenverkehr zurückgeht, steigt der Anteil der getöteten Fahrradfahrerinnen und Fahrradfahrer. Betrug der Anteil im Jahr 2013 in Bayern noch 9 Prozent, waren es 2022 16 Prozent. Die gesunkene Zahl in den Jahren 2020 und 2021 ist vor allem der Corona-Pandemie geschuldet – eine Zeit, in der deutlich weniger Menschen auf den Straßen waren.



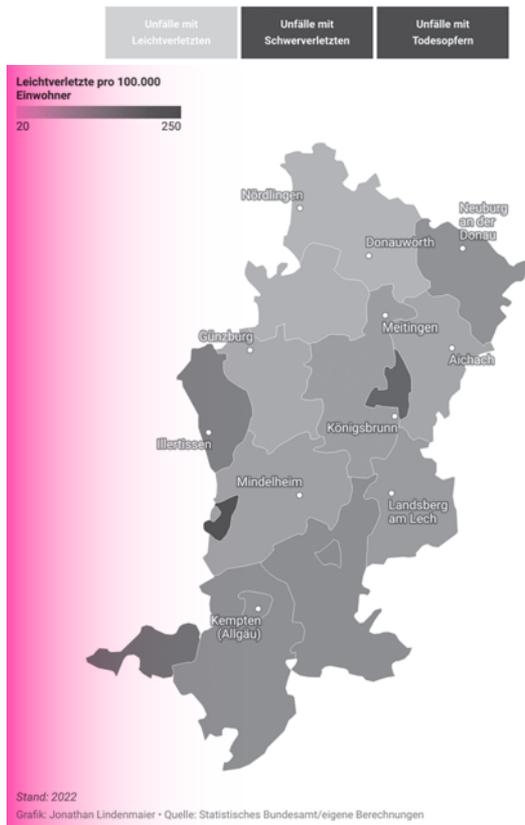
Grafik: Jonathan Lindenmaier • Quelle: Bayerisches Landesamt für Statistik

Ein Blick in die Region: Auch hier gibt es Unterschiede, wie viele Fahrradunfälle passieren.

### So viele Fahrradfahrerinnen und Fahrradfahrer sind 2022 in den Landkreisen der Region verunglückt

Die Zahl der Fahrradunfälle variiert von Landkreis zu Landkreis. Die Karte zeigt, wie viele Fahrradfahrerinnen und Fahrradfahrer **bei Unfällen leicht verletzt wurden**. Die Werte sind auf die Einwohnerzahl umgerechnet. Klicken oder tippen Sie auf Ihren Landkreis für genauere Informationen.

Über die Buttons gelangen Sie zu Karten, die die Zahl der Unfälle mit Schwerverletzten und Todesopfern zeigen.





## Die Parteiprogramme

Wir haben für dich die Wahlprogramme der Parteien gelesen. Hier erfährst du, welche Vorhaben die Parteien beim Thema Verkehr umsetzen wollen.

### CSU

- Die CSU will den Anteil des Radverkehrs erhöhen. Durch ein neues Radgesetz sollen bis 2030 1500 Kilometer neue Radwege gebaut werden. Die Fahrradmitnahme im S-Bahn- und Regionalverkehr wollen die Christsozialen für einen Euro ermöglichen.
- Laut CSU ist Bayern Autoland. Sie steht weiterhin zum Verbrenner und lehnt das Verbrenner-Aus der EU ab 2035 ab.
- Die Mobilität der Zukunft sieht die CSU im »Technologiemix mit Elektro- und Wasserstoffantrieben und dem klimaneutralen Verbrenner«. Den Ausbau für Wasserstoffmobilität will die CSU vorantreiben. Zudem soll mit der E-Fuel-Forschung am Campus Straubing der TU München eine Alternative zu fossilen Brennstoffen für Autos und Flugzeuge entwickelt werden.
- Die Christsozialen wollen Staatsstraßen und Autobahnen (A3, A94) ausbauen und modernisieren. Es soll einen ICE-Anschluss für den Flughafen München geben. Mehr Güter sollen von der Straße auf die Schiene kommen.
- Im ÖPNV setzt die CSU auf ein vergünstigtes Deutschlandticket für Schüler, Studentinnen und Auszubildende. Der Busverkehr soll komplett emissionsfrei werden. Die Partei will dafür in den nächsten fünf Jahren 2000 neue Klimabusse fördern. Der Schienenpersonennahverkehr soll bis 2040 auf grünen Treibstoff statt Diesel umgestellt werden.

### Bündnis 90/Die Grünen

- Als Sofortmaßnahme wollen die Grünen die ÖPNV-Zuweisungen an die Kommunen verdoppeln. Es sollen moderne Züge, die mit Strom, Hybridtechnik oder Akku fahren, bestellt und das Bahnnetz weiter elektrifiziert werden. Das Angebot wollen die Grünen unter anderem durch mehr und längere Züge, häufigere Fahrten und weitere Direktverbindungen verbessern. Geeignete Bahnstrecken sollen reaktiviert werden. Der Güterverkehr gehört laut Wahlprogramm auf die Schiene.
- Im Individualverkehr setzen die Grünen auf E-Mobilität. Das soll durch einen Ausbau der öffentlichen Ladeinfrastruktur gelingen. Dabei liegt ein Fokus auch auf Carsharing. Das Ziel: mindestens 1,5 verfügbare elektrische Carsharing-Autos je 1000 Einwohner in allen Gemeinden und Ortsteilen Bayerns bis 2025. Carsharing-Vereine wollen die Grünen mit Start-Zuschüssen, reservierten Stellplätzen und kommunaler Mitnutzung fördern. Außerdem setzen die Grünen auf ein Tempolimit auf Autobahnen und auf



# WIE WOLLEN DIE PARTEIEN UNS GEGEN DEN KLIMAWANDEL SCHÜTZEN?



Wir haben die Parteiprogramme zur Landtagswahl für dich gelesen:

1. Scanne den QR-Code und du erfährst, was die Probleme sind und wie die Parteien sie angehen wollen.
2. Wir haben weitere QR-Codes zu verschiedenen Themen in der Stadt platziert. In unserem Wahlrundgang kannst du sie erkunden.
3. Online findest du eine Karte, die dir die Standorte aller Codes zeigt.

## DEIN WAHL(RUND) GANG

Die politische Stadtführung zur Landtagswahl.



Augsburger Allgemeine

Wie wir uns bewegt

Tempo 30 innerorts. Das diene laut Wahlprogramm der Sicherheit, es würde weniger Lärm- und Schadstoffbelastungen geben.

- Es soll ein »Klimaticket Bayern« für 29 Euro monatlich geben. Für Kinder, Jugendliche und alle Menschen in Ausbildung bis 28 Jahre soll es kostenfrei sein. Menschen mit geringem Einkommen versprechen die Grünen ein Klimaticket mit reduziertem Preis. Im ÖPNV soll es einfache Tarife geben und Kombi-Tickets zu anderen Bundesländern und Nachbarländern. Die Fahrgastzahlen sollen sich so bis 2030 verdoppeln.
- Die Grünen fordern ein lückenloses Radnetz, Radschnellwege, geschützte Fahrradabstellmöglichkeiten und eine bessere, kostenfreie Radmitnahme im ÖPNV. Sie wollen den Radverkehrsanteil bis 2030 von elf auf 25 Prozent steigern und Radverkehrsbeauftragte in allen Landkreisen und kreisfreien Städten. Den Kauf von Lastenrädern unterstützt die Partei mit bis zu 1000 Euro.
- Die Grünen wollen zwischen 5 und 0 Uhr stündlich einen Bus oder Zug in jedes Dorf bringen. Dafür soll es flächendeckende Verkehrsverbünde geben.

### **Freie Wähler**

- Die Freien Wähler fordern einen ÖPNV-Tarif für ganz Bayern. Auszubildende sollen von Rabatten profitieren. Im ÖPNV soll es »lückenloses WLAN« geben.
- Wenn möglich, wollen die Freien Wähler den ÖPNV auf Wasserstoff umstellen und das Bahnnetz elektrifizieren.
- Die Partei setzt sich für mehr Möglichkeiten an Bahnhöfen ein, um Räder abzustellen.
- Die Beförderung von Schülerinnen und Schülern soll ab dem ersten Kilometer kostenlos sein.
- Stillgelegte Bahnstrecken sollen reaktiviert, Carsharing ausgebaut und Radschnellwege gebaut werden.
- Die Freien Wähler lehnen ein generelles Tempolimit auf Autobahnen ab.

### **SPD**

- Die SPD will, dass jeder Ort mindestens einmal pro Stunde an Bahn oder Bus angeschlossen ist. »Ob Bahn, Bus oder Ruftaxi richtet sich nach Größe und Bedarf«, heißt es im Wahlprogramm. Aus jeder Gemeinde soll es mindestens alle zwei Stunden eine Verbindung zu einem Regionalbahnhof geben.
- Die Sozialdemokraten wollen ein bayernweites 29-Euro-Ticket für den ÖPNV einführen, mit dem Familien und Alleinerziehende die eigenen Kinder kostenlos mitnehmen dürfen. Für Menschen mit begrenzten

finanziellen Mitteln soll es ein kostenloses Ticket für Schülerinnen, Studenten und Auszubildende geben. Auch ein Ticket für Seniorinnen und Senioren sowie ein bayerisches Sozialticket will die SPD einführen.

- Die Wege zum ÖPNV im ländlichen Raum will die SPD verkürzen, indem etwa stillgelegte Bahnstrecken reaktiviert werden und zentrale Knotenpunkte gefördert werden. Dort soll es auch Park-and-Ride-Plätze sowie Garagen für Räder geben. Kleine Kommunen sollen von Shared-Mobility-Konzepten und On-Demand-Angeboten (Rufbusse) profitieren.
- Die SPD will die ÖPNV-Zuweisungen an die Kommunen von 55 auf 250 Millionen Euro im Jahr erhöhen. Langfristig streben die Sozialdemokraten einen kostenlosen Personennahverkehr an.
- Durch ein neues Radgesetz wollen die Sozialdemokraten Fahrradschnellwege bauen.
- Im Individualverkehr setzt die Partei auf E-Mobilität. Dazu soll der Ausbau der E-Ladenetze beschleunigt werden.
- Die SPD setzt sich für ein Tempolimit ein.

#### **AfD**

- Die AfD bekennt sich zur Straße als Hauptverkehrsader. Als konkrete Projekte nennt die AfD die A94, die A73, den Autobahnring A99 im Süden Münchens sowie den Ausbau der A8 in Richtung Salzburg und den vierspurigen Lückenschluss zwischen Nürnberg und Augsburg.
- Die AfD fordert Pünktlichkeit, Sicherheit und Sauberkeit sowie eine optimale Taktung von Bus- und Bahnverkehr. Wie diese Punkte künftig verbessert werden sollen, fehlt jedoch im Wahlprogramm.

#### **FDP**

- Ein allgemeines Tempolimit sowie Fahrverbote lehnt die FDP ab. Auf Autobahnen, Bundesstraßen und staubelasteten Straßen sollen stattdessen zentral steuerbare Verkehrsleitsysteme mit Kameras und LED-Anzeigen die Geschwindigkeit regeln, Warnungen sowie Spuröffnungen und -schließungen anzeigen. Dadurch will die FDP Staus vermeiden, das Unfallrisiko reduzieren und den Schadstoffausstoß minimieren.
- Die FDP setzt auf Countdown-Anzeigen an Ampeln in Großstädten und zu Stoßzeiten.
- Elektromobilität ist aus Sicht der Liberalen für den Individualverkehr essenziell, aber nicht die alleinige Lösung. Dennoch fordert die FDP im Wahlprogramm: »An Staatsstraßen, wichtigen Verkehrsknoten sowie in Dorf- und Stadtzentren müssen Schnellladesäulen gebaut werden.«

- Zum Thema Rad plant die FDP den Bau von Fahrradschnellwegen und überdachten Abstellplätzen sowie von Fahrradparkhäusern.
- Für alle Schülerinnen und Schüler bis einschließlich der 13. Jahrgangsstufe soll laut FDP der Freistaat die Schulwegkosten übernehmen. Die Liberalen wollen ein bayernweites, vergünstigtes Jahresticket für Schülerinnen und Schüler, Studierende, Auszubildende und Freiwilligendienstleistende einführen.
- Damit ländliche Räume besser angebunden werden, setzt die FDP auf Anrufsammeltaxis, Carsharing und Bürgerbusse. Neben einer höheren Fahrplandichte wollen die Liberalen das Angebot erhöhen, damit auch Menschen auf dem Land einfacher vom Auto auf den ÖPNV umsteigen können.
- Die FDP will sich für das Bahnprojekt Ulm-Augsburg einsetzen. Bis 2030 sollen 30 Prozent des Güterverkehrs auf die Schiene verlagert werden. Eingleisige Trassen will die FDP – »wo notwendig« – mehrgleisig ausbauen. In der Region betrifft das die Strecken Ulm-Memmingen-Kempton und Buchloe-Kempton.

## Dein Wahl(rund)gang – die politische Stadtführung zur Landtagswahl

Kinderbetreuung, ÖPNV, Umweltschutz: Was wollen die Parteien nach der Landtagswahl angehen? Wir zeigen es euch in unserer Stadtführung.

Hier findet ihr die Standorte aller QR-Codes. Klickt oder tippt auf die Icons, um mehr über die Stationen zu erfahren.



Grafik: Jonathan Lindenmaier, Fabian Kluge, Maria-Mercedes Hering



WIE WOLLEN DIE  
PARTEIEN UNS GEGEN  
DEN KLIMAWANDEL  
SCHÜTZEN?

QR CODE

DEIN  
WAHL(RUND)  
GANG

Die politische Staffelführung  
für Landtagswahlen.

# Augsburger Allgemeine

Dienstag, 28. September 2023 | Ausgabe AS | Nr. 224 | 19,172. Jahrgang | € 2,20

26° Sonntag Wetter

## Söder rechnet mit 40.000 Asylbewerbern

CSU fordert mehr Härte bei Abschiebungen und spezielle Ausreisecentren vom Bund.

Von Anni Wits

München Im Streit um die Begrenzung der Migration wird der Ton schärfer – und der Ruf nach härteren Maßnahmen lauter. Um schnellere Abschiebungen zu ermöglichen, sollten nach dem Willen des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder (CSU) zentrale, vom Bund betriebene Ausreisecentren an den großen deutschen Flughäfen eingerichtet werden. „Wir müssen aus der Kleinräumigkeit der Länder bei der Abschiebung ein organisiertes, national strukturiertes Verfahren machen“, verlangt Söder in einem Interview mit unserer Redaktion. Mittels von Verträgen mit Staaten in Nordafrika oder vor allem

löhnes. Die Zahl der freiwillig Rückkehrer ist in Bayern danach sogar um gut zwei Drittel gestiegen – auf 15.301. Mehr als ein Drittel der Abschiebungen waren Straftäter. Die meisten Abschiebungen und Ausweisungen aus Bayern gab es nach Georgien, Nigeria und in die Republik Moldau.

Von der Ampelkoalition fordert Söder eine Wende in der Migrationspolitik: „Die Lage hat sich zu zurecht zuspitzend“, betonte er. „Zurzeit ist die Bundesregierung vor einer Überforderung.“ Unter anderem müssten die finanziellen Anreize reduziert werden, nach Deutschland zu kommen. „So machen es auch Dänemark und Österreich.“ Bayern stelle ebenfalls auf Sachleistungen um – vor allem bei den Flüchtlingen, die ein rechtsstaatliches Verfahren durchlaufen haben und abschiebart wurden.

### „Ein großer Teil hat keine Perspektive“

Markus Söder

der Türkei und mehr sicheren Herkunftsstaaten könnten Menschen, die keine Bleibeperspektive haben, schnell zurückgeführt werden. Für das laufende Jahr rechnet Söder mit einer Bewältigung auf sein Innenministerium mit bis zu 400.000 Asylbewerbern in Deutschland.

„Wenn jemand einen Anspruch auf Asyl, einen Arbeitsvertrag oder einen Ausbildungsplatz habe, dann sollte er natürlich sein Glück in Deutschland finden, sagte Söder. „Aber ein großer Teil hat keine solche Perspektive – und da wären Bundesausreisecentren eine faire Möglichkeit für alle Beteiligten. Das Verfahren zu vereinfachen und zu beschleunigen.“ Gegenwärtig gehen rund 300.000 Menschen in Deutschland, die eigentlich ausreisepflichtig sind, Abschiebungen werden in der ersten Hälfte dieses Jahres knapp 8000 abgehende Asylbewerber, davon 117 aus Bayern – das ist nach Angaben des Innenministeriums ein Viertel mehr als im gleichen Zeitraum des Vor-

## Auf die bayerische Art



An dieser Stelle ist keinles Prook. Jetzt, wo der Maßkrug schon wieder mehr als halb leer ist, die Wiesn in ein paar Tagen schon wieder vorbei, muss einmal ein kleines Loblied auf das größte Volksfest der Welt gesungen werden. Denn: Bei dem von einigen Kritiker\*innen-Trinkern missverständlich bis abfällig belagerten Oktoberfest handelt es sich schließlich fast um einen Leitartikel um eine durchaus zulässige Form der Abkennung von dem größeren und kleineren Unbehagen unserer Zeit. Eskapismus auf die bayerische Art. Das mag wie gesagt nicht jeder oder jeder so sehen, wie auch auf der Seite Bayern zu lesen ist, und doch – schaut man etwa in die Politik, Panorama oder gar den Sport – mag es einem blowen und in jede Perspektive durchaus manchmal danach sein, dem Hut und eine Maß zu heben. Mindestens. Foto: Karo/istockphoto.com

Lokales



### So soll das Centerville-Nord mal aussehen

Seite 32

Kommentar

### Peinlich für die Bundeswehr

Von Simon Kaminski

Jetzt sind es also digitale Funkgeräte – schon bestellt: 20.000 Stück, kosten rund 1,3 Milliarden Euro. Die Geräte sind modern und voll funktionsfähig, aber offensichtlich in der Einbau in rund 13.000 Fahrzeuge der Bundeswehr nicht fätschend möglich. In einigen Fällen sind sie zu sperrig, in anderen vorbeschrieben sie zu viel Strom. Betroffen sind auch Panzer

Das ist ein Desaster, denn es zeigt, dass für die Streitkräfte weitere Dinge angeschafft werden, die zumindest teilweise am Bedarf vorbeigehen. Die Geräte sollen eine für die deutschen Streitkräfte international politische Leiche schlaffen: Die Bundeswehr kann mit vielen Nato-Partnern im Manöver kaum noch sicher kommunizieren. Was das für einen Ernstfall bedeuten würde, lässt sich leicht ausrechnen. Damit gerät das Versprechen von Kanzler Olaf Scholz in Gefahr, eine voll ausgerüstete Panzerdivision für die Allianz voranzubringen. Was ist eine Division, die per Funk nicht erreichbar ist?

Verteidigungsminister Boris Pistorius ist verzögert. Verantwortlich sei seine Vorgängerin Christin Lambrecht – in ihrer Amtszeit waren die Geräte bestellt worden, Zweifel an der Kompetenz gibt es aber schon seit Monaten. Beirgt hat das Ministerium dafür lange nicht. So wird es weitere Fragen geben – auch am Pistorius.

### AFD-Mann Höcker darf nicht auftreten

Am Wochenende sollte der AfD-Politiker Bjoern Höcker bei einer Wahlkampfveranstaltung im Friedberger Stadteil Hartauweg sprechen. Nun hat der Wirt der Veranstaltung abgesagt und sich klar von der rechten Partei distanziert. Es spricht von einem Missverständnis mit Bayern

Kontakt

Redaktion Tel. (0821) 777-6 / Fax: 2087  
Anzeigen Tel. (0821) 777-2500 / Fax: 2085  
www.augsburger-allgemeine.de  
Abo-Service Tel. (0821) 777-2123  
abo@auger-allgemeine.de



### Pistorius ärgert sich über Funk-Panne

Verteidigungsminister Boris Pistorius will nach Problemen bei der Umrüstung auf neue digitale Funkgeräte möglichen Versäumnissen im Beschaffungswesen nachgehen. Auf die Frage, wie die Bundeswehr für mehr als eine Milliarde Euro Funkanlagen kaufen könne, ohne dass der Einbau in ihre Fahrzeuge geklärt ist, sagte der SPD-Politiker: „Das wird sich klären in den nächsten Wochen und Monaten. Ich bin darüber einigermassen verzögert.“ Pistorius verweist darauf, dass der Einbau im Dezember erfolgt: worden sei, „so wie mein Ziel“. Nach einem Tag haben hat er erst an diesem Wochenende von den Details erfahren. (AZ) Kommentar: Politik

## Kommen Sie mit auf einen Wahlrundgang

Was planen die Parteien nach der Landtagswahl? Das verrät Ihnen unser Stadtpaziergang.

Bayern wird am 8. Oktober einen neuen Landtag. Das Bild im Vordergrund zeigt die Parteien, die an diesem Wahltag in immer noch üblich Parteien schwingen lautstark über ihre politischen Gegebenheiten, machen ihre persönlichen Wahlversprechen und versprechen viele Versprechungen. Wenn Sie den Code über Ihr Smartphone oder Tablet scannen, werden Sie auf einen Artikel weitergeleitet. Der Artikel befasst sich jeweils mit einem Problem oder Thema, das diesem Ort besonders betrifft. Vor dem Heilbrunn-Gymnasium erfahren Sie weitestgehend mehr über die Bildungspolitik der einzelnen Parteien, an der Maximiliansstraße über

heute finden Sie in Augsburg verteilt insgesamt sieben QR-Codes. Auf einer interaktiven Tour durch die Stadt können Sie sich darüber informieren, was die Parteien, die derzeit im bayerischen Landtag vertreten sind, konkret planen. Wenn Sie den Code über Ihr Smartphone oder Tablet scannen, werden Sie auf einen Artikel weitergeleitet. Der Artikel befasst sich jeweils mit einem Problem oder Thema, das diesem Ort besonders betrifft. Vor dem Heilbrunn-Gymnasium erfahren Sie weitestgehend mehr über die Bildungspolitik der einzelnen Parteien, an der Maximiliansstraße über



Die Verkehrskonzepte, an der Industrielle und Handelskammer über den Fachkräftemangel, der je viele Branchen betrifft. Sie finden in den Artikeln jeweils einen kurzen Ausblick, Gedanken und die wichtigsten Punkte aus dem Wahlprogramm der Parteien. Anschließend können Sie zum nächsten Standort spazieren oder sich die restlichen Themen bequem von zu Hause aus ansehen. Die QR-Codes sind bis kurz vor der Landtagswahl an ihrem jeweiligen Standort zu finden. Hier finden Sie den Übersichtsplan zu unserem Projekt: aao/a/wahlrundgang

Sie erkennen die Standorte an diesen Plakaten. Foto: J. Lindemann

# AGNES POLEWKA

**Agnes Polewka**, Jahrgang 1987, studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Heidelberg. Während ihres Studiums hospitierte sie bei SWR, ZDF sowie regionalen Medien und begann für den "Mannheimer Morgen" zu schreiben. Nach ihrem Studium volontierte sie bei der Regionalzeitung und arbeitete als Redakteurin, dann in der Wissenschaftskommunikation der Klaus Tschira Stiftung. 2022 kehrte sie hauptberuflich in den Journalismus zurück und arbeitet heute als Gerichts- und Kriminalreporterin für Mannheim und die Rhein-Neckar-Region. Daneben erzählt sie Geschichten, die die Menschen in der Region bewegen. Eins ihrer Herzensprojekte ist der Nachrufe-Podcast "WeiterLeben".

**Agnes Polewka ist nominiert in der Kategorie »bestes lokales Digitalprojekt« mit »WeiterLeben – der Nachrufe-Podcast des Mannheimer Morgen für die Region«, erschienen am 26. November 2023 auf Mannheimer Morgen Online.**



# WeiterLeben

## Der Nachrufe-Podcast des Mannheimer Morgen für die Region

### *Trailer*

Hallo, ich bin Agnes Polewka. Und ich freue mich sehr, dass Du bei unserer ersten Folge von WeiterLeben dabei bist.

WeiterLeben – das ist der Nachrufe-Podcast des Mannheimer Morgen. Ein Format, in dem wir über das Leben sprechen. (kurze Pause) Und über das Sterben. (kurze Pause)

Die meisten von uns sprechen nicht gern über den Tod. Wir denken noch nicht einmal gerne daran.

Aber wenn wir ehrlich sind, macht erst der Tod unser Leben so wertvoll. Er hält uns dazu an, uns die großen Fragen zu stellen: Was macht ein gutes Leben aus? Wer wollen wir sein? Wer können wir sein? Und warum ist das wichtig?

Ich erzähle im WeiterLeben-Podcast die Geschichten von besonderen Menschen, die etwas in der Region bewegt haben. Und die hier auch nach ihrem Tod weiterleben.

Ich habe mit Partnerinnen gesprochen, mit Söhnen und mit Freunden. Mit Wegbegleitern. Sie alle haben sich mit uns erinnert. Und durch sie haben wir mehr über außergewöhnliche Menschen erfahren.

Ihr hört WeiterLeben, einen Podcast des Mannheimer Morgen und von mir, Agnes Polewka.

### **Folge 2**

#### *Intro*

Wir sprechen heute über Tobias Mußler – Tobias war in erster Linie Winzer. Er war aber auch ein Pionier. Und ein Mann, der das Leben geliebt hat.

**Sabine Mußler** *Tobias muss unterbewusst irgendwie gespürt haben, dass er nicht so viel Zeit hier hat, auf dieser Erde, in diesem Leben. Und hat alles, was er irgend-*

*wie erreichen und erleben wollte, in diese kurze Zeitspanne gepackt.  
In diese 40 Jahre.*

Tobias ist am 24. Mai 2016 gestorben. Mit 40 Jahren.

*Und wärst du eine Träne in unseren Augen,  
würden wir nie mehr weinen,  
um dich nicht zu verlieren.*

Diese Zeilen stehen auf Tobias' Todesanzeige, darunter die Namen, der Menschen, denen Tobias so viel bedeutet hat.

Ganz oben: Sabine Mußler.

Ich treffe Sabine Mußler in Bissersheim. 16 Jahre lang ist sie hier mit Tobias durchs Leben gegangen.

Das Weindorf liegt im Leiningerland, zwischen Bad Dürkheim und Grünstadt. Am Kraut- und Rübenweg, der bis an die französische Grenze führt, liegt das Weingut Mussler.

Und das katapultiert Besucher gefühlt mitten in die Toskana. Mit einer Villa im mediterranem Stil – der Vinothek des Weinguts. Daneben eine Allee aus Zypressen. Dazwischen haben drei Generationen von Mußler-Frauen Rosen und Lavendel gepflanzt. Dahinter der gepflasterte Hof, über den Lichterketten gespannt sind, die laue Sommernächte erhellen. Weinfässer, zu Stehtischen umfunktioniert.

Und mittendrin der Zugang zum Weinkeller, mit den Stahltanks, in denen Riesling und Chardonnay gären. Und den Holzfässern, in denen Spätburgunder und Cabernet reifen.

Das Weingut ist Tobias Mußlers Vermächtnis. Um zu verstehen, welche Bedeutung dieser Ort hat, muss man ein bisschen ausholen und eintauchen, in die Geschichte dieses Fleckchens Erde.

**Sabine Mußler** *Die Weinbautradition lebt schon seit 1831 in unserer Familie. Und es war tatsächlich so, dass die Winzermänner sich auch immer ein Winzer-mädchen zur Frau genommen haben. So ist das Weingut eigentlich immer von Jahr zu Jahr gewachsen.*

Bis hin zu Arnold und Ortrud Mußler, die Anfang der 70er Jahre das Land ihrer Vorfahren bewirtschaften, um Wein zu machen. Eine schwere Arbeit. Tagsüber schufteten sie auf dem Feld, abends verkaufen sie Wein. Arnold Mußler ist viele Jahre Bürgermeister im kleinen Weindorf Bissersheim mit seinen 400 Einwohnern.

**Sabine Mußler** *Der Arnold war und ist auch noch ein super Kaufmann, er hat dieses ganze Kaufmännische abgedeckt. Die Ortrud war eher die Schafferin, die im Weinberg war, die war so naturverbunden, die wollte einfach mit den Händen und in der Natur arbeiten. Der Arnold dann eher der Kaufmann, aber ich denk die Kombi hat's natürlich auch gemacht, man braucht ja auch beides.*

**Wie viel er tatsächlich bewegen wird, durch seine Leidenschaft und durch die Art, wie er Dinge anpackt, das ahnt damals noch niemand.**

Das Paar zieht vom Ortskern an den Goldberg, dorthin, wo sich das Weingut der Familie bis heute befindet. Sie bekommen zwei Kinder – Sibylle und Tobias.

Und während Sibylle früh einen anderen Weg einschlägt – sie wird Lehrerin – steht für Tobias Mußler bald fest, dass er in den elterlichen Betrieb einsteigen will. Er will ihn modernisieren, neue Wege gehen.

Wie viel er tatsächlich bewegen wird, durch seine Leidenschaft und durch die Art, wie er Dinge anpackt, das ahnt damals noch niemand.

Nach seiner Winzer-Lehre und der Techniker-Ausbildung will Tobias ins Ausland. Schauen, was andere Winzer auf der Welt tun. In den USA oder in Südafrika. Wie sie Wein machen und ihn kultivieren.

Doch dann kommt das Leben dazwischen. Und Tobias übernimmt mit 24 Jahren mehr Verantwortung als geplant. Zumindest viel früher als gedacht.

**Sabine Mußler** *»Tobias' Mama, die Ortrud ist leider 1999 gestorben, auch an einer Krebserkrankung.*

*Das war für ihn auch eine ganz schwierige Zeit. 99 ist sie verstorben, wir haben uns da ja auch schon gut gekannt, und da hat man gespürt, dass es sehr schwer war, für ihn.*

Für Tobias steht fest, dass er seinen Vater im Weingut unterstützen muss. Er packt die Dinge an, er will die Dinge voranbringen und verbessern. Aus 30 Hektar Land werden 55. Und Tobias will die Art und Weise, wie seine Familie Wein macht, verändern. Er beschafft neue Tanks, die mehr können. Er probiert neue Sorten aus.

Auch den Hof, die Gebäude verändert er.

## Das »Geburtsjahr« der Zypressen hat sich tief in Tobias' Gedächtnis eingebrannt.

**Sabine Mußler** *Die Familie Mussler waren schon immer Italien-Fans, sind schon gern nach Italien gereist, Tobias und ich dann auch. Tobias' Schwester hat sogar in Florenz studiert und es war immer so ein beliebtes Reiseziel.*

1989 pflanzte Ortrud Mussler

Zypressen, die sich in den nächsten Jahrzehnten zur Allee auswachsen sollten. Ihre Mutter, Tobias' Oma, setzte Rosen und Lavendel zwischen die duftenden Nadelbäume.

Das »Geburtsjahr« der Zypressen hat sich tief in Tobias' Gedächtnis eingebrannt. Immer wieder erzählt er den Menschen, die ihm etwas bedeuten, dass die mediterranen Nadelbäume 1989 nach Bissersheim kamen.

Das neue Jahrtausend ist noch jung, als Tobias über eine neue Probierstube nachdenkt.

**Sabine Mußler** *»Ein kleines toskanisches Gartenhäuschen, so war der Plan (lacht). Wir waren wie gesagt so oft in der Toskana und das hat uns so gut gefallen und dann haben wir gedacht, zu der Zypressenallee würde ein kleines toskanisches Gartenhaus gut passen. Als Probierstube. Wir hatten die klassische Probierstube und dachten, eine schöne kleine Probierstube im Garten zum Weine verkosten und irgendwie ist es dann größer ausgefallen, das toskanische Gartenhäuschen und die Probierstube. Wir haben dann gedacht, wenn wir schon etwas bauen, können wir es gleich etwas größer bauen, dann machen wir gleich eine kleine Küche mit rein, falls mal Weinproben sind, um da was vorzubereiten. Und ja, hat der Tobias dann gedacht, wenn wir es schon bauen, machen wir oben noch ein Büro rein. So ist es dann etwas größer ausgefallen, unser Gartenhäuschen.*

Tobias Mußler fährt eines Abends spontan mit Sabine nach Italien, um am nächsten Morgen im Steinbruch den Marmor für seine neue Vinothek auszusuchen. Einige Tage später fährt er mit dem Lkw noch einmal los, um die Ladung abzuholen. Außerdem besorgt er in Italien ganz bestimmte Ziegel, mit denen das Dach des toskanischen Gartenhäuschens gedeckt wird. Es ist längst kein Häuschen mehr, sondern wächst sich zu einer stilvollen Vinothek aus.

**Sabine Mußler** *Wir waren natürlich oft hier unten auf der Baustelle und haben geguckt, wie es vorangeht. Freunde von uns die waren oft mit dabei, und wir sind hier ja direkt am Kraut- und Rübenweg. Und da sind viele Fahrradfahrer und Fußgänger und viele sind stehen geblieben und haben gefragt, was baut ihr denn*

*hier? Ist das ein Wohnhaus? Nee, nee eine Vinothek gibt des. »Ach toll« und »Kann man bei Ihnen auch was trinken und essen?« Und so kam irgendwie die Idee auf, »eigentlich nicht, aber wenn Sie wollen, kommen Sie her, wir schenken gern eine Schorle ein«. Und so hat sich das tatsächlich ergeben, dass die Leute zu uns gekommen sind, was gegessen und getrunken haben.*

Die Vertriebsidee funktioniert. Während der Bauphase und danach. 2007 öffnet die Vinothek und gehört zu den ersten ihrer Art in der Vorderpfalz. Die Menschen fühlen sich wohl dort. Die kurze Rast wird zur stundenlangen Einkehr.

Am Anfang kommen Einheimische, Männer und Frauen aus den umliegenden Dörfern. Trinken ein Viertel Grauburgunder oder ein Glas Basilikum-Secco, teilen sich eine Antipasti-Platte. Ihr Lachen hallt durch die Vinothek mit ihren warmen Farben, dem Orange und dem Beige. Dem warmen Steinboden.

Dolce Vita in der Pfalz. Tobias genießt das.

**Sabine Mußler** *»Er hat sich so gefreut und wie sich das alles entwickelt hat, Tobias war ein toller Gastgeber hat jeden einzeln begrüßt wenn es ging und hat sich über jeden gefreut. Die Leute haben noch nicht gegessen und hatten schon einen Schorle in der Hand. Er hat das geliebt, er hat das einfach geliebt.*

Am Anfang hat die Vinothek noch keine festen Öffnungszeiten. Doch die Nachfrage steigt. Und irgendwann öffnet sie an jedem Wochenende. Von freitags bis sonntags.

Ein Ambiente, das sich wie Urlaub anfühlt. Das gibt es damals nicht oft. Tobias Mußler leistet Pionierarbeit. Donnerstags veranstaltet er After-Work-Partys auf dem Weingut, auch das ist zu dieser Zeit etwas ganz Neues.

Später kommen die Besucher auch von weiter weg. Aus Mannheim und aus Heidelberg, aus Karlsruhe und aus Frankfurt. Es hat sich herumgesprochen, dass man im Weingut Mussler eine gute Zeit haben kann.

Tobias schafft einen Ort, den immer mehr Menschen auch für private Feiern entdecken. Vor allem für Hochzeiten. Samstag für Samstag feiern Paare in der Vinothek ihr Ja-Wort. Und über die Jahre wird das Weingut Mussler zur Kult-Hochzeitslocation für Paare aus ganz Deutschland. In den Sommermonaten ist die Vinothek regelmäßig ausgebucht.

Am 24. Juli 2010 heiraten Tobias und Sabine. Da sind sie schon seit über zehn Jahren ein Paar.

**Sabine Mußler** »Wir haben wo anders gefeiert, aber unseren Polterabend haben wir hier gefeiert, mit ganz vielen Leuten, richtig groß und es war total schön«

Die beiden kennen sich da schon fast ihr ganzes Leben lang.

**Sabine Mußler** »Ich komme ja aus dem Nachbarort, aus Großkarlbach, und ja ich habe Tobias oft im Bus gesehen. Ich war dann immer bisschen aufgereggt, ich fand ihn, er war halt auch schon immer sehr cool. Da fand ich ihn schon immer ganz toll, für mich. Ich habe dann mit 12 Jahren einen Hund bekommen, den habe ich tatsächlich Tobi genannt, weil Tobias mir schon so gut gefallen hat. Wir waren eine Clique, waren viel auf Partys, und haben viel zusammen unternommen, er war viel bei uns zu Hause mit anderen Freunden, und wir hatten schon immer ein ganz besonderes Verhältnis, aber wie das manchmal so ist, entweder hatte ich dann einen Freund oder er eine Freundin, irgendwie hat es nie so ganz gepasst. Aber irgendwann dann doch. Irgendwann hat es dann wirklich Boom gemacht und wir sind zusammen gekommen.

2000 werden Tobias und Sabine ein Paar.

Über die Jahre wachsen sie gemeinsam aus ihrer Jugendliebe heraus. Sie gestalten ihren Alltag zusammen. Sabine ist an seiner Seite, als Ortrud stirbt und er in das Weingut einsteigt.

**Sabine Mußler** Es war natürlich immer was los, es war nie langweilig, aber auch anstrengend. Tobias hatte so unfassbare Energie. Für einen Partner ist es manchmal schwer, da mitzuhalten, weil er auch einfach kein Ende kennt. Beim ihm ging es immer weiter, immer weiter. Ich habe wirklich, ich kenne bis heute keinen Menschen, der so viel Energie hatte wie Tobias. Es war auf der einen Seite sehr schön und motivierend für alle um ihn herum, aber manchmal auch anstrengend, weil man selbst natürlich vielleicht nicht so viel Energie hatte.

Manchmal verreisen sie, um abzuschalten, aber lange hält Tobias das nie aus.

**Sabine Mußler** »Klar wir wollten auch Urlaub machen und das war ja auch ganz wichtig, weil wir hier super eingespannt waren, sieben Tage die Woche. Haben wir uns auch ganz oft vorgenommen, sind dann auch verreist, aber wir sind wirklich aus jedem Urlaub mindestens zwei, drei Tage früher abgereist,

**2000 werden Tobias und Sabine ein Paar. Über die Jahre wachsen sie gemeinsam aus ihrer Jugendliebe heraus.**

*weil er es einfach nicht mehr ausgehalten hat. Er wollte zurück in den Betrieb, er er hat immer gesagt: Wenn ich den Kirchturm von Bissersheim sehe, geht es mir gut. Er war auch so umtriebig, und er wollte einfach hier zu Hause im Weingut sein und hier arbeiten und es immer weiter voranbringen.*

»Tobi«, wie ihn seine Freunde nennen, hat so viel Energie. Und Charisma. Und Humor.

*Immer wieder spielt er Sabine Streiche, stellt zum Beispiel nachts alle Uhren vor und gaukelt ihr vor, sie müsse zur Arbeit.*

*»Er hat immer gesagt, das hat er von seinem Opa, der war wohl auch so lustig.«*

Sie lachen viel zusammen. Zu zweit und mit anderen. Tobi ist beliebt.

Die, die ihn gut kennen, beschreiben ihn als Menschen, der selten Nein sagen kann. Als einen, der fast schon zu gut ist, für diese Welt. Einer, der ein bisschen verrückt ist.

**Sie lachen viel zusammen. Zu zweit und mit anderen.**

Und als starken Mann. Als jemanden, der nicht aufgibt. Der kämpft und im tiefsten Schwarz immer noch das Licht sucht. Dieses tiefe Schwarz kommt 2013 in sein Leben, als er zusammenbricht und mit 37 eine niederschmetternde Diagnose bekommt. Tobias hat einen Hirntumor. Einen von der besonders schlimmen Sorte.

**Sabine Mußler** *Es war natürlich erstmal ein Riesenschock. Die Ärzte hatten ihm ja auch gesagt, dass die Lebenserwartung nur ein halbes Jahr sei, das ist erstmal, das kann man sich gar nicht vorstellen. Und dann dieser Schockzustand hat dann gar nicht so lange angehalten, weil er dann sofort irgendwie gesagt hat: Nee, das kann ich nicht sein. Ich habe nicht nur noch ein halbes Jahr zu leben. Ich will hier noch nicht gehen und ich kämpfe. Und ich lass mich nicht unterkriegen.*

*Er ist ganz offen mit dem Thema umgegangen, hat viel, viel über das Thema gesprochen, mit der Familie, mit Freunden, aber auch mit den Gästen, wir haben ganz viele liebe Stammkunden, die wirklich jedes Wochenende kommen, und hat dann ganz offen über seine Krankheit, über seine Ängste gesprochen und das hat ihm gut getan. Für ihn war es aber auch wichtig, dass alle positiv waren, ihn bestätigt haben, ihm gesagt haben: Na klar und du schaffst es und du siehst so gut aus, und du schaffst das und nein, du lässt dich nicht unterkriegen. Das war ganz, ganz wichtig für ihn.*

**Tobias weigert sich einfach, das zuglauben. Es ist zu früh für ihn. Viel zufrüh.**

Tobias weigert sich einfach, das zu glauben. Es ist zu früh für ihn. Viel zu früh. Er hat noch so viel vor. Er lässt sich behandeln. Ansonsten schenkt er der Krankheit so wenig Aufmerksamkeit wie möglich. Und dann sieht es so aus, als ob es ihm tatsächlich gelungen wäre, den

Krebs zu bändigen. Zwei Jahre lang führt Tobias wieder sein normales Leben. Feiert das, was er hat. Und macht so weiter, wie immer. Denn Tobias liebt sein Leben. Genau so, wie es ist. Mit den Menschen darin. Und der vielen Arbeit, ohne die er es einfach nicht aushält.

Doch dann geht alles ganz schnell. Anfang 2016 ist sich auch Tobias nicht mehr sicher, ob er es schafft, oder ob sein Leben mit 40 Jahren tatsächlich schon zu Ende gelebt sein könnte. Über die Details zu sprechen, fällt Sabine Mußler schwer. Über diese letzten Monate, Wochen, Tage, in denen sich alles verändert hat. Über Tobias' Abschied.

**Sabine Mußler** *Er war so traurig, er war tief, tief traurig.*

Am 24. Mai 2016 stirbt Tobias Mußler.

**Sabine Mußler** *Er hat einfach immer gesagt: Es ist einfach zu früh, ich will hier noch nicht weg.*

*Betrieblich wollte er noch weiter vorankommen. Ich glaube, es hat ihm noch gar nicht ausgereicht, den Erfolg, den er schon hatte. Er ist ja schon wahnsinnig vorangekommen, und hat hier Unfassbares schon gemacht, aber es hat eben noch nicht ausgereicht. Ja, und wir wollten noch Familie. Er hat einfach zu gerne gelebt und das alles hier so sehr geliebt, dass er nicht gehen wollte.*

Und so bleiben wichtige Dinge unerledigt, die er gerne noch vorangetrieben hätte. Tobias stirbt mit 40 Jahren. Und zurück bleiben Menschen, die nicht glauben können, dass er weg ist. Und ein Weingut. 55 Hektar Weinberge, zehn Mitarbeiter. Ein Schiff ohne Kapitän.

**Sabine Mußler** *»Aber er hat immer zu mir gesagt: Wenn ich es doch nicht schaffen sollte, wünsche ich mir, dass du das Weingut und die Vinothek und das alles weitermachst. Und ich habe es nicht bejaht, aber auch, weil es für mich ganz klar war, irgendwo. Aber richtig ernsthaft Gedanken drüber habe ich mir auch nicht gemacht, weil ich wollte es natürlich nicht, dass er es nicht schafft. Oder mir das*

*vorstellen, dass er es vielleicht doch nicht schafft. Und man hat das dann natürlich immer so auf die Seite geschoben.«*

*»Wir haben nie einen Plan gemacht«*

Und so steht Sabine Mußler drei Tage nach dem Tod ihres Mannes im Hof seines Weinguts und verkündet den Mitarbeitern, dass es weitergeht. Dass es irgendwie weitergehen muss. Auch wenn sie selbst noch nicht genau weiß, wie.

Sabine ist 38 Jahre alt. Sie kündigt ihren Job als Pädagogin bei der Lebenshilfe in Bad Dürkheim und übernimmt Tobias' Betrieb. Auch Sabine stammt aus einer Weinbaufamilie. Ein Winzersmädchen. Doch hauptberuflich wollte sie eigentlich etwas anderes machen.

2016 sieht sie keine Alternative. Das Weingut ist Tobias' Lebenswerk. Es zu verkaufen oder in fremde Hände zu geben – für Sabine keine Option.

**Sabine Mußler** *Es ging dann weiter. Und das erste halbe Jahr war sehr, sehr schwierig, weil natürlich die Trauer auch so präsent war. Aber hier zu sein, hat mir dann auch total geholfen. Weil, ich habe ja jetzt noch das Gefühl, dass er hier ist und in der ersten Zeit war das ganz, ganz präsent. Und für mich war klar, wenn ich hier im Weingut bin, bin ich auch beim Tobias.*

*Für mich ist es immer noch Tobias' Weingut, weil er das einfach so geprägt und gelebt und geliebt hat. Und ich bin auch so dankbar, so in der ersten Zeit, auch für die Unterstützung, die ich bekommen habe, von der Familie, speziell vom Arnold, auch von seinem Papa, von der ganzen kaufmännischen Seite. Von ganz vielen Mitarbeitern, die ganz viele Jahre, hier schon gearbeitet haben, die weitergemacht haben. Von vielen Mitarbeitern, die neu dazugekommen sind, die wirklich mich in jedem Bereich mich dann unterstützt haben. Und es war klar, wir machen weiter, wir machen auch für Tobias weiter. Und ich glaube, was uns so zusammen geschweißt hat, war, wir wollen nicht nur weitermachen, dass es irgendwie weitergeht, sondern wir wollen es richtig gut weitermachen. Wir wollen Tobias stolz machen und wir wollen noch eins draufsetzen, so, wie Tobias das gemacht hätte und immer weiter vorankommen.*

Sabine Mußler verschreibt sich mit allem, was sie hat, dem Weingut. Sie macht weiter. Für Tobias.

**Und so steht Sabine Mußler drei Tage nach dem Tod ihres Mannes im Hof seines Weinguts und verkündet den Mitarbeitern, dass es weitergeht.**

Sie arbeitet mit seinem Team und neuen Mitarbeitern. Lernt die Abläufe kennen. Macht Dinge wie ihr Mann. Und andere wieder nicht.

Sie kauft neue Weinberge dazu und vergrößert die Anbaufläche.

Elf Männer und Frauen arbeiten heute fest angestellt im Weingut, zwei in der Vinothek. Außerdem immer mehr Saison-Arbeitskräfte und 30 Aushilfen. Im Sommer, wenn die Vinothek geöffnet ist, kommen bis zu 500 Leute an einem Wochenende auf das Areal am Goldberg. 16 Jahre nach der Eröffnung. Und sieben Jahre nach Tobias' Tod.

Auf einer großformatigen Leinwand in der Vinothek ist ein Foto von Tobias zu sehen. Lächelnd. Zwischen Sonnenblumen.

Aber Sabine möchte ihm auch mit einem Wein ein Denkmal setzen. Im Weinkeller erzählt sie mir, wie es dazu kam.

## **Auf einer großformatigen Leinwand in der Vinothek ist ein Foto von Tobias zu sehen. Lächelnd. Zwischen Sonnenblumen.**

**Sabine Mußler** *Wir haben uns überlegt, mit dem letzten Jahrgang vom Tobias, das war dann 2015, würden wir gern etwas Besonderes machen. Das war der letzte Jahrgang der Trauben, die er geerntet hat, und da kam die Idee, dass wir eine Cuvée machen. Eine Bordeaux-Cuvée. Und wir haben dann im Keller alle Fässer durchprobiert und haben tatsächlich die Fässer rausgesucht, wo wir*

*gesagt haben: Okay, das ist wirklich das beste Fass von Merlot, das beste Fass vom Cabernet Sauvignon und das beste Fass vom Cabernet Franc und haben daraus einen Cuvée gemacht.*

Der Name des neuen Weins: Tuvijah. Das heißt Tobias. Auf Hebräisch.

Das Etikett hat Sabine mit einem befreundeten Grafiker entworfen. Darauf ist ein Rebstock zu sehen. Er steht symbolisch für Tobias' starke Verbindung mit seinem Weingut, die Identifikation damit. Und für seine tiefe Verwurzelung in seiner Heimat, für die Verbundenheit mit der Pfalz, seine Bodenständigkeit. Außerdem ist eine Schwalbe darauf zu sehen. Als Symbol für Hoffnung.

Der Tuvijah ist ein besonderer Wein für das Weingut. Eine Erinnerung an Tobias, eine, die bleiben soll. Deshalb entscheiden sich Sabine und Steffen, der Kellermeister, dazu, jedes Jahr die Cuvée zu machen. Eine Hommage an Tobias. Und so nennen sie den Wein auch: Tuvijah Hommage.

## Die Auszeichnung ist ein besonderer Moment für alle, die im Weingut Mussler arbeiten.

Und dann bekommt Sabine Mußler eine Mail von Rudolf Knoll, Weinkritiker, Journalist und Initiator des Deutschen Rotweinpreises, der zu den renommiertesten Preisen der Branche gehört. Und der geht in der Kategorie Cuvée an der Tuvijah Hommage 2018.

Aus 250 Weinen wählt die Jury diesen Wein aus. Und erfährt erst später von seiner Geschichte.

Die Auszeichnung ist ein besonderer Moment für alle, die im Weingut Mussler arbeiten. Und vor allem auch für alle, denen Tobias etwas bedeutet hat.

**Sabine Mußler** »*Natürlich freut man sich, wenn man da den ersten Platz macht und dann ausgerechnet mit diesem besonderen Wein, wo wir an den Tobias denken, da hat man da auch das Gefühl gehabt, vielleicht hat er da wieder ein bisschen mitgeholfen.*«

Dieser Gedanke, dass Tobias irgendwie mitgeholfen hat, ist Sabine in den vergangenen sieben Jahren immer wieder gekommen. Oder, dass ihr das Leben merkwürdige Streiche spielt, wie Tobias früher.

Sabine zeigt mir einen Ort, an den sie und Tobias sich gern zurückgezogen haben. Marly ist auch dabei. Die Bordermix-Hündin kam nach der Diagnose zu Tobias und Sabine. Wenige hundert Meter vom Weingut entfernt führt ein kleiner Steg über den Eckbach. Hier waren sie oft mit Marly.

Und dort erzählt sie weiter.

Am 24. Mai 2019 – Sabine ist seit einiger Zeit wieder in einer Beziehung und erwartet ihr erstes Kind – setzen bei ihr die Wehen ein. Ihr Sohn Mats kündigt sich an. Zwei Monate zu früh. Sein errechneter Geburtstermin: der 24. Juli – der Hochzeitstag von Sabine und Tobias.

**Sabine Mußler** *Der Arzt hat dann gesagt: Wir müssen heute das Kind holen. Ich habe dann noch gesagt: Nein, nicht heute und er hat es dann erstmal gar nicht verstanden, warum denn nicht, und dann habe ich ihm erzählt, dass heute der Todestag von meinem Mann ist, und dann hat er dann gesagt, dass es dann wohl so sein soll.*«

Mats kommt an diesem Tag auf die Welt. Und so wird der 24. Mai für Sabine zu einem Tag, an dem sich der Tod und das Leben berühren.

**Sabine Mußler** *Der erste Geburtstag vom Mats und Todestag vom Tobi war ganz schräg, war natürlich ein Wechselbad der Gefühle, eine Achterbahn die Tage davor schon und am Tag selbst war mir ganz wichtig, dass ich erstmal Zeit habe für mich und für den Tobias, dass ich Zeit habe, auf den Friedhof zu gehen, die Trauer, die da ist und die da natürlich die Tage davor und speziell an dem Todestag, die da hoch kommt, sie zuzulassen und auch traurig sein zu dürfen. Und das habe ich dann auch gemacht und habe den Vormittag mit dem Tobias quasi verbracht. Und dann war es für mich wirklich gut und ich habe gedacht: Okay, und jetzt können wir Geburtstag vom Mats feiern.«*

Die Geschichte von Tobias hat mich tief bewegt. Seine Schaffenskraft, diese Energie, die bis heute noch in seinem Weingut spürbar ist.

Und auch sein früher Tod. Tobias war so jung.

Ich bin 36. Würde es mir gehen wie Tobias, blieben mir noch vier Jahre.

Was für ein Gedanke. Würde ich gehen wollen? Nein, niemals.

Aber: Was würde das mit mir machen? Welches Leben würde ich dann führen wollen? Und du? wie würde dein Leben aussehen, wenn du nicht mehr viel Zeit hättest?

Mit dieser Frage verabschiede ich mich für heute.



**MEI—  
NUNG**

**Justus Bender**

Nation der Sensibelchen

**Helene Bubrowski**

Frohes neues Jahr

**Harald Staun**

Fossile Diskurse

# JUSTUS BENDER

**Justus Bender**, Jahrgang 1981, wurde Journalist, weil er die begründete Sorge hatte, als Philosophiestudent in der sicheren Arbeitslosigkeit zu landen. Also malochte er als Hospitant, bis er Autor bei *Die Zeit* und Redakteur bei *ZEIT Campus* war. Es folgte ein Arthur F. Burns Fellowship beim *Boston Globe*, 2011 Politikredakteur für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Er schrieb die Bücher »Was will die AfD? Eine Partei verändert Deutschland« und »Der Plan. Strategie und Kalkül des Rechtsterrorismus«. Seit 2019 arbeitet er in der Politikredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*.

**Justus Bender** ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Nation der Sensibelchen«, erschienen am 3. September 2023 in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*.



# Nation der Sensibelen

Die Deutschen werden immer empfindsamer. Ständig vermuten sie, falsch behandelt zu werden. Wo soll das enden? Etwas stimmt nicht in der Gesellschaft, etwas ist schief. Je weniger Ungerechtigkeiten es gibt, umso mehr möchten die Menschen

über Ungerechtigkeiten klagen. Je seltener jemand wegen seiner Hautfarbe diskriminiert wird, umso größer ist die Aufregung, wenn es doch passiert. Je weniger Sexismus es gegen Frauen gibt, umso mehr wird gegen Sexismus gekämpft.

Diese Erkenntnis ist weder strittig, noch neu. In der Soziologie nennen sie es das Tocqueville-Paradoxon, weil der französische Politiker Alexis de Tocqueville schon im 19. Jahrhundert erkannt hat, dass weniger soziale Ungleichheit nur dazu führt, dass mehr über soziale Ungleichheit geklagt wird, weil die verbliebenen Unterschiede stärker auffallen.

Auch bei der Frage, was Gewalt ist, entsteht eine immer größere Empfindsamkeit. Nach 1945 war Gewalt, wenn der eine den anderen verletzt, körperlich. Es gab keine verbale oder emotionale Gewalt, zumindest konnte die Züricher Historikerin Svenja Goltermann keinen Beleg dafür finden, und sie schreibt gerade ein Buch darüber. Es wäre denkbar gewesen, antisemitische Hetze als eine Form von Gewalt zu beschreiben, schließlich war der Holocaust gerade erst passiert. Aber niemand tat das. Das fing erst in den Sechziger- und Siebzigerjahren an.

Auf einmal gab es psychische Gewalt, dann emotionale Gewalt und schließlich sogar epistemologische Gewalt. Das bedeutet: Es wird heute schon als Gewalt verstanden, wenn eitle Männer Frauen die Welt erklären wollen, weil sie damit die Kompetenz der Frauen anzweifeln.

Bei der Arbeiterbewegung gab es kein Opfergefühl

Wo es mehr Täter gibt, gibt es auch mehr Opfer. Das lebendige, unschuldige Opfer ist eine Erfindung unserer Zeit, früher wurden so nur die Toten genannt. Goltermann hat nachgeforscht wie in den Sechzigerjahren in England über Opferentschädigung nachgedacht wurde. Damals bezweifelten die meisten Menschen, dass ein Opfer völlig unschuldig sein kann. Sie unterstellten, dass Menschen eine Mitverantwortung haben, was ihnen passiert. Für heutige Ohren klingt das mitleidlos und dreist. Damals aber wollten Opfer keine Opfer sein, sondern stark und stolz.

Das beobachtet die Gefühlshistorikerin Ute Frevert bei der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert. Diese Menschen waren unbestreitbar Opfer unmenschlicher Ausbeutung. »Aber das Opfergefühl war nicht da«, sagt

Frevert. »Eher ein Gefühl von Stärke: Gemeinsam sind wir stark. Wir schaffen das.« Auch beim Feminismus der Siebzigerjahre war das so. Die Frauen ließen sich nicht mehr alles gefallen. »Sie waren aggressiv und stark. Und irgendwann auch stolz.« Dasselbe bei der Homosexuellenbewegung. »Gay Pride«, lautete das Motto. Das war das Gegenteil der Unterstellung, Schwule seien krank und schwach.

Und heute? Der Berliner Historiker Martin Sabrow erinnert sich an ein Reggae-Konzert 2022 in Bern. Damals spielten Weiße mit Dreadlocks jamaikanische Musik. Das Konzert wurde abgebrochen, weil Besucher sich »unwohl« fühlten. Sie empfanden den Auftritt als kulturelle Aneignung. Sabrow muss schmunzeln, wenn er überlegt, wie Linke früher damit umgegangen wären. 1968 hätten sie einfach die Bühne gestürmt und ein Manifest verlesen. Sie hätten nicht in der Pause der Festivalleitung wehleidig von einem Unwohlsein berichtet. »Wir denken in unserer Gegenwartskultur sehr stark an das leidende Opfer«, sagt Sabrow.

Früher stand der Held im Mittelpunkt. In einer Berliner Illustrierten gab es um 1900 herum eine Umfrage. Die Frage lautete, was das Merkmal des 19. Jahrhunderts gewesen sei. Die Menschen antworteten mit lauter Helden Geschichten, zum Beispiel Robert Koch als Held der Medizin. Später zogen junge Männer als Helden in den Ersten Weltkrieg, die Nazis trieben die Heldenpropaganda auf die Spitze und verübten schrecklichste Verbrechen, weshalb jedes Heldentum unter Verdacht geriet. Statt für Helden baute man heute lieber Denkmäler für Opfer. »Heute muss sich jeder, der etwas durchsetzen will, stärker auf einen universalistischen Opferbegriff beziehen«, sagt Sabrow.

Üblicherweise wird das der politischen Linken unterstellt. Sie werden für ihren Individualismus als »Schneeflocken« verspottet, weil jede Schneeflocke einzigartig ist und bei der geringsten Berührung zerbricht. In Wahrheit ist der Zeitgeist bei allen angekommen. Goltermann sagt: »Empfindsamkeit kann man nicht nur den Linken zuschreiben«. Auch unter Rechten zeigt man sich gern als wehrloses Opfer und fordert mehr Empathie.

Ist mehr Empathie immer gut?

**Ist mehr Empathie immer gut? Vertreter der AfD jammern, wenn ihnen jemand widerspricht, und sagen, es gebe keine Redefreiheit mehr.**

Vertreter der AfD jammern, wenn ihnen jemand widerspricht, und sagen, es gebe keine Redefreiheit mehr. Sie beklagen überall Ungerechtigkeiten, gestohlene Wahlplakate, zu wenige Einladungen in Talkshows, zu kritische Zeitungsartikel. Als kürzlich ein Abgeordneter angegriffen wurde, zeigte er sich mit zerbeultem Gesicht, was sein gutes Recht war, es war





nur nicht das, was man in den Vergangenheit kannte. »Die AfD braucht die Einkleidung in das Opferkleid«, sagt Sabrow. Sie bemitleidet sich ständig selbst, ohne Heldentum. Leute von der NPD hätten das nie gemacht. Auch die Nazis dachten anders. Sie kannten nur das heldische Opfer, sie wollten kein Mitleid.

In Amerika jammern Trumpisten genauso wie die AfD. In der »New York Times« schrieb kürzlich der Journalist David Brooks über den Opferkult der Trumpisten. »Rechte Opferologen fühlen sich heimgesucht von versteckten Mächten.« Donald Trump sei Weltrekordhalter darin, zu jammern, »wie unfair die Welt zu ihm ist«. Links oder Rechts: »Offenbar sind wir jetzt alle Opfer«, schrieb Brooks.

Ist das so schlecht? Mehr Empathie tut allen gut, meinte man immer. Wer sich in andere hineinversetzt, verletzt sie nicht. Das war eine Gegenbewegung zur finsternen Vergangenheit, nicht nur zu den Nazis, sondern auch zum Nationalstolz, der Millionen in den Ersten Weltkrieg trieb. Sensibilität kann aber auch in autoritäres Verhalten kippen, wenn sie zu sehr gesteigert wird.

Die Philosophin Svenja Flaßpöhler hat ein Buch mit dem Titel »Sensibel« geschrieben und beschreibt, dass immer mehr Menschen wie offene Wunden behandelt werden wollen, die man vor Infektionen schützen muss. »Das sensible Selbst ist verletzlich, vulnerabel, und wir müssen zusehen, dass wir alle Zumutungen von ihm fernhalten«, sagt Flaßpöhler. Das geht natürlich nur mit eisernen Regeln. Es dürfen keine falschen Wörter gebraucht und keine falschen Dinge getan werden. Je empfindlicher die Menschen, umso rigoroser muss ihr Schutz durchgesetzt werden. Wörter müssen verboten, Warnhinweise im Fernsehen eingblendet und Schutzräume angeboten werden.

Historiker Sabrow erinnert sich an ein Geschichtsseminar in Berlin über den Mauerbau. Eingeladen war ein Zeitzeuge, der seine Flucht in den Westen schildern sollte. Zur Überraschung aller schilderte der Mann, wie er nach seiner Ankunft in Westdeutschland vergewaltigt wurde. Alle waren schockiert. Doch das Mitleid währte nicht lange, mehrere Studenten beschwerten sich über den Bericht. Sie wollte nicht ohne Vorwarnung einer solchen Erzählung ausgesetzt werden. Sabrow konnte es nicht fassen. »Studierende, die sich in ihrem Studiengang mit dem Holocaust befassen, soll man das nicht zumuten können? Ich könnte schreien.«

Die so weich wirkenden Zeitgenossen können knüppelhart sein. Wer empfindlich ist, ist eben nicht automatisch freundlich. Kälte und Hass seien »nicht das Andere der Sensibilität, sondern die dialektische Kehrseite«, sagt die Philosophin Flaßpöhler.

Schon früher sollte man »richtig« empfinden

Manchmal wird gefragt, ob die Menschen das ernst meinen mit ihrer Empfindlichkeit. Der Verdacht lautet, dass sie ihre Kränkung nur behaupten, um Macht auszuüben. Es gibt aber keine Antwort darauf. Die Gefühlshistorikerin Frevert sagt: »Die Vorstellung, dass es so etwas gibt wie authentische Gefühle, die wirklich nur mir gehören, wird immer wieder aufgewärmt. Dabei ist sie eine der offensichtlichsten Mythen. Gefühle sind immer ein Kommunikationsmittel. Menschen haben eine gemeinsame Sprache der Gefühle, die sie lernen.« Wer behauptet, von einem altmodischen Wort verletzt zu sein, simuliert also nicht. Er drückt sich auf die Weise aus, die er gelernt hat.

Ein Psychotherapeut wie Ralph Schliewenz würde Menschen raten, sich nicht zu klein zu machen. »Wenn ich meine eigene Verletzlichkeit kenne, wer ist dann für meinen Schutz verantwortlich. Alle anderen? Ich habe doch eine Verantwortlichkeit für mich selbst«, sagt er. »Wenn Erwachsene meinen, sie seien das kleine Kind, das vor sich selbst geschützt werden muss, dann ist das schon in sich verkehrt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass so jemand seine Ziele erreicht.« Und wenn es nicht belohnt wird, so die Erfahrung von Schliewenz, gewöhnen es sich die Leute auch ganz schnell wieder ab.

Im 18. Jahrhundert gab es schon mal so eine Zeit. Damals gab es ein aufstrebendes Bürgertum, das sich von allem Groben abheben wollte. Die Menschen wollten moralisch sensibel sein. Es galt als republikanische Tugend, sich in Arme hineinzufühlen. In dieser Zeit entstand die Literatur der Empfindsamkeit. In den Romanen ging es nicht nur darum, viel zu fühlen – man sollte »richtig« fühlen. Oft handelten sie von jungen Mädchen, die von väterlichen Figuren angeleitet wurden, richtig zu empfinden.

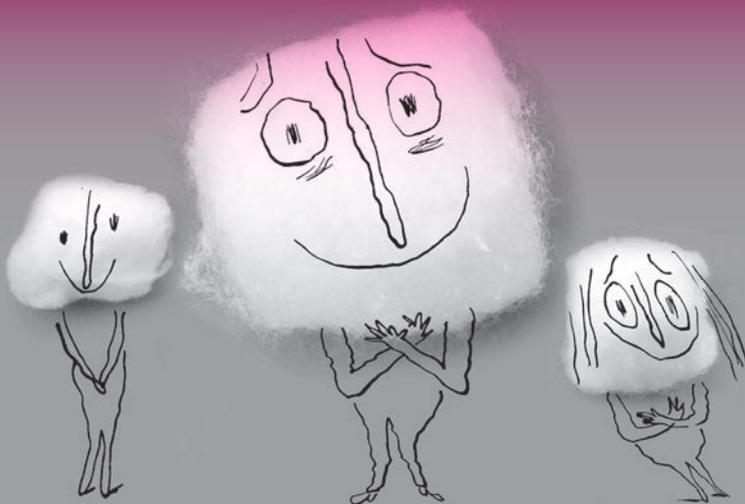
Der Literaturwissenschaftlerin Cornelia Zumbusch, die zu politischen Emotionen forscht, kommt das bekannt vor. »Heute heißt es oft: ‚Das darf man nicht mehr sagen.‘ Die Betroffenen sollen sich dann bilden. Sie sollen nachlesen und lernen, was als diskriminierend verstanden werden könnte. Das ist eine Parallele zu den 1760er-Jahren.«

Für die Psyche ist das alles nicht unbedingt gesund. Wer sich als wehrloses Opfer definiert, spricht sich selbst die Handlungsfähigkeit ab. Wer sagt, er sei schutzbedürftig, kann keine Stärke entwickeln, ohne sich zu widersprechen. Der Kommentator Brooks beobachtet die Entstehung »einer unreifen öffentlichen Kultur«. Reife würde nämlich bedeuten, zu verstehen, »dass man sich nicht im Zen-trum des Universums befindet«.

Die Philosophin Flaßpöhler findet, dass die Gesellschaft das unnötig verstärkt. »Wenn jemand sagt: ‚Ich bin Opfer, ich kann da nicht hingehen, das

halte ich nicht aus.' Dann sind wir alle ganz empathisch und prämiieren diese Haltung.« Vor zwei Jahren zum Beispiel gab es bei der Frankfurter Buchmesse einen Eklat.

Die dunkelhäutige Autorin Jasmina Kuhnke weigerte sich, an der Messe teilzunehmen, weil rechtsextreme Verlage dort waren. Sie hatte Hassnachrichten bekommen und wollte ein Zeichen setzen. Dafür bekam sie Beifall und es war ihr Recht, nicht zu kommen. Flaßpöhler aber gefiel das Ergebnis nicht. Kuhnke war weg, die Rechtsextremen waren noch da. »Ich hätte es gut gefunden, wenn Jasmina Kuhnke diese Bühne beschreitet und ihren Gegner zeigt: Ihr wollt mich töten, aber ich stehe hier und ich führe das Wort und ich bestimme den Diskurs in diesem Land mit. Das wäre eine Haltung der Potenz gewesen.«



# HELENE BUBROWSKI

**Helene Bubrowski**, Jahrgang 1981, ist Stellvertretende Chefredakteurin des journalistischen Start-ups *Table.Media* und Co-Host des News-Podcast *Table.Today*. Die gebürtige Hamburgerin war zuvor elf Jahre lang Redakteurin bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, von 2018 bis 2023 Korrespondentin in der Parlamentsredaktion in Berlin. Sie studierte Rechtswissenschaften in Köln und Paris, absolvierte ihr Referendariat am Kammergericht Berlin und schrieb ihre Promotion im Völkerrecht. Seit 2024 hat sie einen Lehrauftrag an der Universität Köln. 2023 erschien ihr Buch »Die Fehlbaren« im dtv-Verlag.

Helene Bubrowski ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Frohes neues Jahr«, erschienen am 31. Dezember 2023 in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*.



# Frohes neues Jahr

## Warum mehr gute Laune den Deutschen helfen würde

Man muss nicht immer ernst sein, um die Dinge ernst zu nehmen. Das ist ein Missverständnis, das sich hartnäckig hält. Die Fröhlichen müssen deshalb damit leben, dass ihre Worte als weniger durchdacht gelten. Es sei denn, sie trainieren sich den Frohsinn ab. Dazu raten

Kommunikationsleute, die höchstens ein mildes Lächeln empfehlen. Denn in sozialen Netzwerken reagieren die Leute auf jeden etwas weiter geöffneten Mund mit: »Warum grinst die so blöd?«

In der Politik ist Heiterkeit besonders gefährlich. Vor einigen Jahren hat ein kurzer Lachanfall Armin Laschet die Karriere gekostet. Als er im Flutgebiet mit dem Landrat blödelte und eine Kamera genau diese Sekunde festhielt, nahm sein Wahlkampf großen Schaden. Der CDU-Mann hatte die Katastrophe in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz ernst genommen, aber das glaubte ihm nun keiner mehr. Er bat um Entschuldigung, aber es half nichts. Das Urteil war gefallen: Laschet kann Karneval, aber nicht Kanzler. Auf den letzten Metern wurde er von Olaf Scholz überholt, einem Mann ohne Lachgefahr.

In Deutschland herrscht gegenüber Frohsinn ein tief sitzendes Misstrauen. Wer sich beschwert, fällt nicht auf im Grundrauschen der schlechten Laune. Es gibt ja auch Tausende von Gründen: Es regnet zu viel oder zu wenig, die Bahn ist zu spät oder fällt aus, das Gehalt ist zu niedrig, die Steuern sind zu hoch, der Urlaub ist zu teuer, und in der Hotline des Arbeitsamts geht auch nach 25 Minuten niemand ans Telefon. Solche Gespräche können Abende füllen. Man übertrumpft sich gegenseitig mit den Schauer geschichten über die Zumutungen des Lebens. Sprachlich geht es oft ins Exzentrische. Kritik ist immer gleich Mobbing. Erzieherinnen warnen vor einer »Traumatisierung« der Kinder, wenn die Eingewöhnungszeit in der Kita nicht volle acht Wochen dauert. Erschöpfung gibt es nicht mehr unterhalb von Burnout.

Natürlich kann das Leben hart sein, auch in einem reichen Land wie Deutschland. Aber oft ist das Leiden eine Attitüde. Zum Beispiel wenn man sich nur darauf konzentrieren kann, was zum Glücklichen noch fehlt. Weil andere es haben. Ähnlich stark wie der Neid ist die Angst, das hohe Niveau nicht halten zu können. Das kann absurde Züge annehmen: Gäste im Fünfsternehotel, die gerade aus dem Spa kommen, klagen, dass ihnen die Ausländer alles wegnehmen. Es ist offenbar schwer, zufrieden zu sein. Zufriedensein klingt nach Resignation. Wer nicht klagt, dass alles besser sein könnte, wirkt auf andere, als habe er sich schon aufgegeben.

Das heißt aber auch: Die Meckerei über die vielen Missstände im Land ist nicht so defätistisch, wie sie auf den ersten Blick scheint. Es kommt darin zum Ausdruck, wie groß die Erwartungen waren, die enttäuscht wurden. Das Jammern entsteht also aus einer Anspruchshaltung. Wer will sich schon damit abfinden, dass es sechs Monate dauert, um einen Termin beim Bürgeramt zu bekommen? Die Erwartungen sind ein Ansporn für alle, die Verantwortung tragen. Das Problem entsteht, wenn berechnete Erwartungen sich zu maßlosen Ansprüchen auswachsen. Und das passiert oft.

Was man bekommt, wird als völlig selbstverständlich angesehen, das absolute Minimum. Dass es zum Beispiel in anderen europäischen Ländern weder Mutterschutz noch Elterngeld gibt, ist jenseits des Vorstellbaren. Politiker schrecken schon davor zurück, über Leistungskürzungen nur zu diskutieren. Das kostet nämlich Sympathien. Der Widerstand organisiert sich sofort, ein Fall wird aufgetischt, in dem die Konsequenzen wirklich übermäßig hart wären. Als mahnendes Beispiel gilt noch immer die Hartz-IV-Reform von 2005, um die uns andere Länder beneiden. Selbst Maßnahmen, die die Starken und nicht die

Schwachen treffen, sind nur mit der Brechstange durchsetzbar, wie die Diskussion um die Einkommensgrenze für das Elterngeld zeigt.

Im Haushaltsstreit waren Kürzungen unausweichlich. Getroffen hat es die Bauern, die die Steuervorteile für den Agrardiesel verlieren. Sie trugen ihre Wut auf Treckern nach Berlin. »Weil Ideologie und Dummheit uns regieren, kann Landwirtschaft nicht funktionieren«, steht auf einem Schild. Auf mehreren anderen: »Die Ampel muss weg.« Wer wütend ist, argumentiert nicht differenziert. Wer Existenzängste hat, den interessieren die Zwänge der Politiker nicht. »Muss weg« kommt aus der Welt der sozialen Medien, es ist ein Hashtag, der ständig trendet. Algorithmen, die aggressive Nachrichten nach oben spülen, helfen mit. Fast alle Politiker mussten schon mal weg. Bei manchen, wie Außenministerin Annalena Baerbock, reicht es, wenn sie sich mal verhaspelt.

Der negative Blick und die Schlechtredei sind nicht nur Ausdruck einer Stimmung, sie haben reale politische Folgen. Sie sind der Boden, auf dem die AfD gedeiht. Olaf Scholz hat sie die »Schlechte-Laune-Partei« genannt. Auch Alice Weidel meint, dass den Bürgern »das Lachen gründlich vergangen« sei, aber wegen der Politik der Ampel. Was wiederum bedeutet, dass die AfD bereitsteht, um den Schlechtgelaunten eine politische Heimat zu geben. Der Soziologe Steffen Mau hat die Partei kürzlich als »Marktführer



bei den Polarisierungsunternehmern« bezeichnet. Das Schwierige wird aufgebauscht, das Gelungene verächtlich gemacht. Das ist ihr Geschäftsmodell. Die Flüchtlingskrise hat die Partei groß gemacht, seither profitiert die AfD von jeder Verunsicherung.

Wenn mehr Frohsinn die Lösung ist, fragt sich, woher man ihn nehmen soll. Der Ukrainekrieg tobt mit unverminderter Brutalität, im Nahen Osten fließt das Blut, Juden auch in Deutschland müssen wieder Angst haben. Die Kommunen sind mit der hohen Zahl der Flüchtlinge überlastet, für das kommende Jahr sagen die Ökonomen eine Rezession voraus. Die Coronapandemie wirkt noch nach, vor allem bei Kindern und Jugendlichen. Die Welt ist in einer ernsten Lage – aber war sie das nicht immer schon? Die Welt war ja schon im Jahr 1600 aus den Fugen, als Shakespeare seinen Hamlet diese Worte sagen ließ. Das Zitat scheint seither in jede Zeit zu passen, aber das Empfinden ist, dass es immer schlimmer wird. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat gerade ermittelt, dass nur 16 Prozent der Befragten glauben, in glücklichen Zeiten zu leben. 72 Prozent sehen sich in schwierigen Zeiten. Das ist der negativste Wert seit 1963, als die Frage das erste Mal gestellt wurde. Auf die Frage, ob die Zeiten heute oder früher unsicherer waren, stieg die Zahl derer, die die Gegenwart beklommen macht, zuletzt stark an. 2019 waren es 45 Prozent, 2022 schon 68 und nun, im Dezember, 76 Prozent.

Wer den Fernseher anmacht oder eine Zeitung aufschlägt, sieht Bilder von Krieg, Gewalt und Zerstörung. Liest vom ewigen Streit in der Ampel, Rassismus unter Polizisten, der Hungersnot im Jemen. Vielen Leuten ist das zu viel, manche können die Nachrichten nur noch ertragen, wenn sie mindestens mal ein Frühstück im Bauch haben. »Warum können Sie nicht auch mal über das berichten, das gut läuft in diesem Land?«, fragte kürzlich eine Leserin in einer Gesprächsrunde.

Die Dominanz der schlechten Nachrichten in den Medien heißt nicht, dass die Welt wirklich so schlecht ist. Der Soziologe Niklas Luhmann analysierte in der »Realität der Massenmedien«, wie Wirklichkeit durch die Medien konstruiert wird. Das klingt in Zeiten, in denen Medien unter dem »Lügenpresse«-Verdacht stehen, provokanter als bei der Entstehung des Textes im Jahr 1994. Medien, so argumentiert Luhmann, können nur neue Informationen verarbeiten, weil das Bekannte aus der Perspektive der Massenmedien eine Nichtinformation ist. Was also gut und stabil weiterläuft, kommt nicht vor. Was schiefeht, wird groß gezeigt. Dazu kommt: Debatten entstehen nur, wenn die Meinungen auseinandergehen. Wenn es nichts zu Nörgeln gibt, ist also nur eine kleine Meldung drin.

Im Streit um den Haushalt konnte man den Eindruck gewinnen, Deutschland sei ein armes Land. Wochenlang diskutieren die Ampelparteien, die

**Nur 16 Prozent der Deutschen glauben, in glücklichen Zeiten zu leben. Das ist der negativste Wert seit 1963. Schuld daran ist auch die Lust der Medien an schlechten Nachrichten.**

Opposition und alle anderen, die ihre Meinung für relevant halten, darüber, wo gespart und gekürzt werden müsste.

Es kam gar nicht vor, wie viel wir uns leisten – und leisten können. Der Haushalt für das neue Jahr ist 445 Milliarden Euro schwer. Das ist nur ein bisschen weniger als im Vorjahr. Aber das Schicksal jedes Weniger ist, dass es als Vorbote des Untergangs gedeutet wird.

Robert Habeck tat nach dem Karlsruher Urteil zum Klima- und Transformationsfonds tagelang so, als stehe die gesamte deutsche Wirtschaft auf der Kippe. Völlig übertrieben, wie sich herausstellte. Einige Monate vor dem Urteil klang der Wirtschaftsminister noch dramatischer: Wenn das Geld nicht zur Verfügung stünde, wäre Deutschland wirtschaftspolitisch hart getroffen, sagte er damals, »wahrscheinlich so hart, dass wir das nicht bestehen werden«. Da kriegt man Angst. Und das ist nicht gut. Wirtschaft ist bekanntlich zur Hälfte Psychologie.

In der Politik ist es nicht so viel anders. Die Grünen hatten lange das Image der schlecht gelaunten Partei von »Dinkel und Dünkel«. Bis Robert Habeck im Frühjahr 2019 verkündete: »Schluss mit Nölen«. Die Grünen nannten ihr Grundsatzprogramm daraufhin »Veränderung in Zuversicht«. Es sei ihnen gelungen, auf die »helle Seite der Macht« zu wechseln, so haben es Star-Trek-Freunde aus der politischen Konkurrenz beschrieben. Die Grünen wollten nicht mehr mit Untergangsszenarien Politik machen, sondern mit Optimismus. Ihr Höhenflug dauerte bis zum Frühsommer 2021, dann stolperte Baerbock im Wahlkampf. Sie erstarrte, setzte nicht mehr auf positive Botschaften, sondern auf die Angst vor der Apokalypse. Das stammt aus dem Instrumentenkasten der Gründungsgrünen. Es funktionierte nicht, für die Grünen war es ein freudloser Wahlabend. Aber darin liegt doch eine gute Nachricht: Die gute Laune triumphiert über die schlechte.

Wie das im Alltag geht, hat ein kleines Mädchen neulich bewiesen. Es fuhr mit dem Fahrrad auf vereister Straße, den Korb voller Kekstüten. Ein Auto kam entgegen, und plötzlich rutschte das Mädchen weg, fiel vom Rad, die Kekse fielen auf die Straße. Der Autofahrer konnte noch abbremsen, schrie: »Spinnt du? Mann, pass doch auf!« Doch dann geschah etwas Ungewöhnliches. Das Mädchen beantwortete nicht Unfreundlichkeit mit Unfreundlichkeit, wie wir es so oft tun. Es sagte nicht: »Pass doch selber auf.« Oder: »Verpiss dich.« Es fragte nur freundlich: »Warum schreien Sie so? Es ist doch nichts Schlimmes passiert.« Und plötzlich tat dem Mann seine schlechte Laune leid.

# HARALD STAUN

**Harald Staun** 1970 in München geboren, hat an der LMU München Politikwissenschaften, Amerikanische Kulturgeschichte und Komparatistik studiert und an der Burda-Journalistenschule gelernt. Als freier Autor schrieb er unter anderem für das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Er hat das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung mitentwickelt und ist seit Mai 2007 dort fester Redakteur, verantwortlich für die Medienseite. Gelegentlich zieht es ihn an die Universität zurück, zum Beispiel 2015 als Fellow am Digital Cultures Research Lab der Leuphana Universität in Lüneburg oder 2024 für einen Lehrauftrag zum Thema Essay an die Universität Basel.



**Harald Staun ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Fossile Diskurse«, erschienen am 4. Juni 2023 in Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung.**

# Fossile Diskurse

**Aus der Debatte um die richtige Heiztechnik ist ein erbitterter Kulturkampf geworden. Der Streit zeigt auch die Defizite medialer Mechanismen, die angesichts der Probleme fast bizarr wirken.**

Vielleicht fangen wir ausnahmsweise

mal mit den guten Nachrichten an: In Deutschland fehlen nach Einschätzung des Zentralverbands Sanitär Heizung Klima zurzeit rund 60.000 Heizungsinstallateure. Wenn Sie also zum Beispiel gerade Ihren Schulabschluss in der Tasche haben und einen Job suchen, der angesichts sonst doch so ungewisser Zukunftsaussichten materielle Sicherheit garantiert, dürfte die Wette auf die Heizungsbranche nicht allzu riskant sein.

Allein im kommenden Jahr müssen in Deutschland vier Millionen Heizungen ausgetauscht werden, weil sie dann 30 Jahre alt werden, das ist schon lange Pflicht. Auch das trifft sich ganz gut, weil man bei der Gelegenheit gleich ein wenig die Welt retten kann, indem man die alten CO<sub>2</sub>-Schleudern durch umweltfreundliche Geräte ersetzt. Und noch ein glücklicher Umstand: Anlagen, mit denen man energieeffizient Wärme erzeugen kann, funktionieren schon ziemlich gut. Es sind wahre Zaubermaschinen, die ganze Städte mit kostenloser Erdwärme heizen können, aus einem Kilowatt Strom machen sie vier Kilowatt Heizwärme. Es gibt sie sogar von deutschen Herstellern! Selbst wenn Sie also kein Interesse an einem Job als Handwerker haben, sondern vielleicht nur jemand sind, der es ab und zu gerne warm hat, lohnt sich so eine Wärmepumpe. Fast ganz Europa ist zurzeit verrückt nach den Dingern, außer den Briten und den Deutschen. Der Markt boomt. Und wenn Sie jemand sind, der Öko-Trends erst mitmacht, wenn sie sich in China durchgesetzt haben: Die Volksrepublik ist gerade dabei, Weltmarktführer zu werden.

Das Beste aber, neben dem technischen, ist ein politisches Wunder: Die Regierung plant eine Gesetzesänderung, die den Einbau umweltfreundlicher Geräte fördert, vielleicht haben Sie schon davon gehört. Weil sie die Umstellung großzügig subventioniert, amortisieren sich die Kosten innerhalb weniger Jahre. Es gibt, wie immer bei solchen Neuregelungen, viele Probleme im Detail, aber dass die Politik diese gewaltige Transformation nun endlich angeht, dass sie ein Bewusstsein hat für die Notwendigkeit einer »Schubumkehr«, wie es Wirtschaftsminister Robert Habeck nennt, ist fast schon eine Sensation. Schließlich wurden die deutschen Spitzenpolitiker jahrzehntelang in einem politischen System sozialisiert, in dem sie zwischen Koalitionsfindung und Wahlkampf kaum dazu kommen, unbeliebte Entscheidungen zu treffen.

Wobei: Wer sollte schon etwas gegen effiziente Gebäudetechnik haben? Man fragt sich, warum es überhaupt ein Gesetz braucht, damit sich Menschen, die im Jahr 2023 eine neue Heizung einbauen, für die sinnvollste Variante entscheiden. Doch offenbar muss die Freiheit, sich falsch entscheiden zu dürfen, selbst in völlig profanen Bereichen durch eine trotzige Praxis verteidigt werden. Statt von den Vorteilen der Erneuerung hört man daher überall nur von Verboten. Die Wärmepumpe ist zur Chiffre einer »woken« Zwangsideologie geworden. Man würde sich nicht wundern, wenn diese Phobie bald die symbolische Ebene verlässt und entsprechende Verschwörungstheorien über manipulative Substanzen kursieren, die aus dem Erdinneren in deutsche Hausbesitzerhirne geleitet werden sollen. Dabei könnte die Bruderschaft der chronisch Bevormundeten mithilfe einer Wärmepumpe und ein paar Solarzellen sogar ihre eigene energieautonome Gartenzaunrepublik erklären.

**Doch offenbar muss die Freiheit, sich falsch entscheiden zu dürfen, selbst in völlig profanen Bereichen durch eine trotzige Praxis verteidigt werden.**

Statt einer Debatte um eine vernünftige Klimapolitik erleben wir einen Kulturkampf, der angesichts der klaren Mehrheiten, die sich in Umfragen immer wieder für den Ausstieg aus den fossilen Energien aussprechen, fast schon selbstzerstörerisch wirkt. Im Prinzip sind wir auch für Klimaschutz, scheinen manche zu sagen – außer die Regierung ist auch dafür. Viele scheinen lieber zu ertrinken, als in ein regenbogenfarbenes Rettungsboot zu steigen.

Woher aber kommt dieser Widerstand, woher die Aggressivität, mit der theoretisch transformationswillige Bürger rebellieren, wenn sie, in diesem Fall als Hausbesitzer, die Chance bekommen, an der Lösung der Probleme mitzuwirken? Ist es nur eine Variante des berühmten »NIMBY«-Prinzips, das man in diesem Fall als Abkürzung von »not in my basement« lesen müsste: Klimaschutz, ja gerne, aber nicht in meinem Keller? Gibt es tatsächlich »eine emotionale Verbindung der Menschen zu brennbaren Energieträgern«, eine archaische Liebe zum Feuer, die zur »Conditio humana« gehört und es uns so schwer macht, auf Verbrennungsenergie zu verzichten, wie die Umwelthistorikerin Melanie Arndt im »Spiegel« behauptet? Die Autoren der Titelgeschichte über Wirtschaftsminister Robert Habeck und seinen »grünen Übereifer« scheinen das für plausibel zu halten. »Die Wärmepumpe im Vorgarten«, schreiben sie, »bleibt dagegen fremd und abstrakt. Sie entzieht der Umgebung Wärme, funktioniert ähnlich wie ein umgekehrter Kühlschrank, da kommt keine Gemütlichkeit auf.«

Oder sind es doch solche Texte, die die Menschen verunsichern? Seit Wochen betreiben die Boulevardmedien eine Kampagne gegen Habeck und die Gesetzesreform, der sich längst auch andere Medien angeschlossen haben. Die »Bild«-Zeitung hat mit ihrer Parole vom »Heiz-Hammer«, den sie täglich versucht im Blatt unterzubringen, einen Schlachtruf geschaffen, der es als stehender Begriff auch schon in andere Zeitungen geschafft hat, wie wirt die Metapher auch ist – war »der Hammer« nicht einmal eine positiv besetzte Trope? Aber auch die, die ihre Kritik ein bisschen eleganter formulieren, behandeln das Thema oft mit journalistischen Reflexen, die angesichts der tatsächlichen Herausforderungen selbst wie Rudimente einer schrottreifen Technologie wirken: Personalisierung und Performance-Kritik, Koalitionsstreit-Ticker und Insider-Tweets vom parteipolitischen Hickhack, Reportagen über problematische Einzelfallschicksale – das sind die dürftigen Genres eines Politjournalismus, dessen chronische Defizite nun fast bizarr wirken. Sie erscheinen, wie es die Kommunikationswissenschaftlerin Samira El Ouassil in einem Essay auf der Website »Übermedien« beschrieb, wie die »Verschiebung des ökologischen Diskurses hin zu einer Skandalisierung zäher operationeller Fragen, die so oder so gelöst werden müssen«. Das »Spiegel«-Cover, das Habeck mittels einer Karikatur als überforderten Heizungsmonteur darstellte, der mit Rohrzange – und ja, tatsächlich, mit einem Hammer – eine alte Gastherme abbaut, kam ihr vor wie »die Bebilderung eines monatelangen Diskurses, bei dem über die Farbe des Feuerlöschers gestritten wird, während das Haus bereits brennt«.

Nicht alle, die an diesem Diskurs beteiligt sind, zündeln bei diesem Brand so fleißig mit wie »Bild«-Zeitung oder der Newsletterschreiber Gabor Steingart, der täglich neue Listen von Halbwahrheiten raushaut, »Die sieben Irrtümer des Robert Habeck«, die »sechs Zumutungen, die den Minister und die Wirtschaft (. . .) aus dem Takt gebracht haben«, »fünf Fakten, die Habecks Leuchtkraft schwächen«. Auch andere Medien schenken dem Streit viel mehr Aufmerksamkeit als der kompetenten Aufklärung, als könnte man das politische Kalkül dahinter nicht deutlich erkennen. Der Preis für die mediale Präsenz von Klimaschutzthemen ist offenbar, dass jede konstruktive Berichterstattung in den Routinen eines Nachrichtenjournalismus aufgerieben wird, der Aktualität und Nähe auch in einem Bereich für die Leitwährung hält, in dem Perspektive und Kontext viel relevanter wären. Statt über die Zukunft redet das Land über die Gegenwart in ihrer kurzlebigsten, zur Tickermeldung reduzierten Form.

Statt all die Falschinformationen zu berichtigen, die mittlerweile kursieren, laden Talkshows zur Fortsetzung der Diskussion über den »Ampelstreit« oder die »Chaoswende« ein. Zeitungen erklären, wie es zum »ganz großen Heizungssoff« (»Süddeutsche Zeitung«) kommen konnte. Bis endlich die

Bundwirtschaftsminister Robert Habeck auf einem der seltenen Fotos über „Heiz-Hammer“

# Fossile Diskurse

Aus der Debatte um die richtige Heiztechnik ist ein erbitterter Kulturkampf geworden. Der Streit zeigt auch die Defizite medialer Mechanismen, die angesichts der Probleme fast bizarr wirken. *Von Harald Staun*

Vieldeutige fragen wir ausnahmsweise mal mit den guten Nachrichten an: In Deutschland fehlen nach Einschätzung des Zentralverbands Sanitär Heizung Klima zurzeit rund 60.000 Heizungsinstallateure. Wenn Sie also zum Beispiel gerade Ihren Schulabschluss in der Tasche haben und einen Job suchen, der angesichts sonst doch so ungewisser Zukunftsaussichten materielle Sicherheit garantiert, dürfte die Werte auf die Heizungsbranche nicht allzu riskant sein.

Alllein im kommenden Jahr müssen in Deutschland vier Millionen Heizungen ausgetauscht werden, weil sie dann 10 Jahre alt werden, die sie schon lange Pflicht. Auch das trifft sich ganz gut, weil man bei der Gelegenheit gleich ein wenig die Welt retten kann, indem man die alten CO<sub>2</sub>-Schleudern durch umweltfreundliche Geräte ersetzt. Und noch ein glücklicher Umstand: Anlagen, mit denen man energieeffizient Wärme erzeugen kann, funktionieren schon ziemlich gut. Es sind wahre Zaubermaschinen, die ganze Städte mit kostenloser Heizwärme heizen können, aus einem Kilowatt Strom machen sie vier Kilowatt Heizwärme. Es gibt sie sogar von deutschen Herstellern! Selbst wenn sie also kein Interesse an einem Job als Handwerker haben, sondern vielleicht nur jemand sind, der es ab und zu gerne warm hat, fohnt sich so eine Wärmepumpe, fast ganz Europa ist zurzeit verrückt nach den Dingen, außer den Briten und den Deutschen. Der Markt boomt. Und wenn Sie jemand sind, der Öko-Trends erst mitmischen wollen, sind sie sich in China durchgesetzt haben. Die Volkspublik ist gerade dabei, Weltmarktführer zu werden.

Das Beste aber noch dem technischen, ist ein politisches Wunder: Die Regierung plant eine Gesetzesänderung, die den Einbau umweltfreundlicher Geräte fördert, vieleicht haben Sie schon davon gehört. Weil sie die Umstellung großzügig subventioniert, anmelden sich die Kunden innerhalb weniger Tage. Es gibt, wie immer bei solchen Neuprogrammen, viele Probleme im Detail, aber dass die Politik diese gewalt-

ige Transformation nun endlich angeht, das ist ein Bewusstsein für die Notwendigkeit einer „Schubkarre“, die als Wirtschaftsminister Robert Habeck bezeichnet, ist fast schon eine Spontaneaktion. Schließlich wurden die deutschen Spitzenpolitiker jahrhundertlang in einem politischen System isoliert, in dem zwischen Koalitionssyndikat und Wahlkampf kaum das können, selbsterleichte Entscheidungen zu treffen.

Wohi: Wer sollte schon was gegen effiziente Gebäudetechnik haben? Man fragt sich, warum es überhaupt ein Gesetz braucht, damit sich Meinungen, die im Jahr 2021 eine neue Heizung einbauen, für die sinnvollste Variante entscheiden. Doch offenbar muss die Freiheit, sich falsch entscheiden zu dürfen, selbst in völlig freien Bereichen durch eine trutzige Praxis verweigert werden. Statt von den Vereiterten der Erneuerung hört man daher überall nur von Verlusten. Die Wärmepumpe ist zur Chiffre einer „woken“ Zwangspolizei geworden. Man würde sich nicht wundern, wenn diese Politik bald die symbolische Ebene verlässt und entsprechende Verschönerungsbahnen über manipulative Substanzen kursieren, die aus dem Erdinneren in deutsche Hausbestände injiziert werden sollen. Dabei könnte die Bundesrecht, der jedoch Bevormundeten mithilfe einer Wärmepumpe und ein paar Solarzellen sogar ihre eigene energieautonome Grenzzenstreue erklären.

Statt einer Debatte um eine vernünftige Klimapolitik erleben wir einen Kulturkampf, der angesichts der klaren Maßnahmen, die sich in Umfragen immer wieder für den Ausstieg aus den fossilen Energien aussprechen, fast schon selbstzerstörerisch wirkt. Im Prinzip sind wir auch für Klimaschutz, sondern manche zu sagen – außer die Regierung ist auch dafür. Viele scheinen lieber zu erkranken, als in ein regierungsgeleitetes Rettungsschiff zu steigen. Woher aber kommt dieser Widerstand, wobei der Aggressivität, mit anderen Worten: die Unfähigkeit, sich gegen erhellenden, wenn sie, in diesem Fall als Hausbesitzer, die Chance bekommen, an der Lösung der Probleme mit-

zuwirken? Ist es nur eine Variante des berühmten „NIMBY“-Prinzips, das man in diesem Fall als Abklärung von „not in my backyard“ lesen müsste: Klimaschutz, ja gerne, aber nicht in meinem Keller? Gibt es tatsächlich „eine emotionale Verbindung der Menschen zu breunbaren Energieträgern“, eine archaische Liebe zum Feuer, die zur „Covidio humanus“ gehört und es um so schwer macht, auf Verbrennungenergie zu verzichten, wie die Umwelthistorikerin Melanie Arnold im „Spiegel“ behauptet? Die Autoren der Ungleichheit über Wirtschaftsminister Robert Habeck und seinen artigen Überlebens scheinen das für plausibel zu halten. „Die Wärmepumpe im Vorgarten“, schreiben sie, „läßt dagegen fremd und abstrakt. Sie entsteht der Umgebung Wärme, funktioniert ähnlich wie ein ungelehrter Kolibrihahn, da kommt keine Gemütlichkeit auf.“

Oder sind es doch solche Texte, die die Menschen verwirren? Seit Wochen betreiben die Bodenwunden die Kampagne gegen Habeck und die Gesetzgeberei, der sich längst auch andere Medien, angeschlossen haben. Die „Bild“-Zeitung hat mit ihrer Parole von „Heiz-Hammer“, den sie täglich verwechselt im Blatt unterzubringen, einen Schlüssel geschaffen, der es als stechen der Begriff auch nicht in andere Zeitungen geschafft hat, wie wir der Mangelher auch ist – war „der Hammer“ nicht einmal eine positiv besetzte Trope? Aber auch die, die ihre Kritik ein bisschen eleganter formulieren, behandeln das Thema oft mit journalistischen Reflexen, die angesichts der tatsächlichen Herausforderungen selbst wie Radimente einer schrottrichten Technologie wirken. Personalisierung und Performance-Kritik, Koalitionstrick-Ticker und Insider-Tweets von parteipolitischen Heißhunden, Reportagen über problematische Einzelfälle – das sind die dürftigen Genres eines Politikjournalismus, dessen chronische Defizite man fast bizarr wirken. Sie erechnen, wie es die Kommunikationswissenschaftlerin Susanna F. Ossau in einem Essay auf der Website „Übermedien“ beschreibt, wie die Verschönerung des ökologischen Diskurses

hin zu einer Skandalisierung aber operationeller Fragen, die so oder so gelöst werden müssen? Das „Spiegel“-Cover, das Habeck mittels einer Karikatur als überforderten Heizungsinstallateur darstellt, der mit Bohrmaschine – um ja, tatsächlich, mit einem Hammer – eine alte Gasheizung abbaut, kann ihr vor wie „die Behinderung eines monotonen Diskurses, bei dem über die Farbe des Feuerlöschers getritten wird, während das Haus herein brennt.“

Nicht alle, die an diesem Diskurs beteiligt sind, sind bei diesem Brand so heilig mit wie „Bild“-Zeitung oder der Newsletterbetreiber Gabor Steingart, der täglich neue Listen von Halbwahrheiten produziert. „Das sieben Irrtümer von Robert Habeck“, die sechs Zustimmung, die den Minister und die Wirtschaft (...) aus dem Takt gebracht haben“, fünf Fakten, die Habeck Leuchttürschwächen“. Auch andere Medien scheitern dem Streik viel mehr Aufmerksamkeit als der kompetenten Aufklärung, als könnte das politische Kalkül diktiert nicht deutlich erkennen. Der Preis für die mediale Präsenz von Klimaschutzern ist offenbar, dass jede konstruktive Berichterstattung in den Routinen eines Nachrichtenjournalismus aufgeben wird, der Aktualität und Nähe auch in einem Bereich für die Letztbetroffene hält, in dem Perspektive und Kontext viel relevanter wären. Statt über die Zukunft reden das Land über die Gegenwart in ihrer kurzlebigen, nur Tickermeldung reduzierten Form.

Statt all die Falschinformationen zu berichten, die mittlerweile karikiert haben Tillabows zur Fortsetzung der Diskussion über den „Ampelstrich“ oder die „Chaoswelle“ in Zeitungen erklären, wie es zum „ganz großen Heizenstoff“ („Süddeutsche Zeitung“) kommen konnte. Ist endlich die Bevölkerung tatsächlich „verunsichert“ ist, wie es die Bodenwunden immer behaupten. Auch der Bürger, der sich „Jedem die Sorgen“ macht, geht in den Kapiteln, die sich dem Stücktheater nähern, der Kunde gelobt werden müssen. Dazu sind Union, Linke und FDP gerade gemeinsam an der Hand geführt, in die

einzig originale Video. Nicht das soziale Gerechtigkeit im Zusammenhang mit der Transformation der Energieerzeugung kein Thema wäre, aber wenn einmal wirklich etwas an der Luft, sollte man vielleicht nicht beim Hausbesitzer mit der Solaranlage beginnen.

Bemerkenswert ist das Spiel, die Debatte auf die handlichen Figuren herunterzubrechen, in diesem Fall auf Robert Habeck. Der „Ablauf“ des „grünen September“ wird, ähnlich wie die Koalitionsdebatte, so lang herabbesprochen, bis er sich in Unfragen auflöst und dann als ökonomischer Fakt behauptet. Wenn aber sogar die eigenen Sympathisanten schlechte Halbwahrheiten verteidigen, wie es die Kolumnistin Jagoda Marini vor Kurzem tat, dann ist das kein Zeichen ideologischer Unbeschlichkeit, sondern ein fragwürdiger Fokus. Man ist hant in der „Süddeutschen Zeitung“ die Grinsen dafür kritisiert, alle Emotionen vieler Menschen zu ignorieren, und Habeck „emotionale Kurzschichtigkeit“ dafür verantwortlich gemacht, das er nun als neuer Minister dasteht, „der Listen die alte Heizung aus dem Haus rufen lassen will“.

Natürlich kann und soll – bei allem gesellschaftlichen Konsens – eine politische Grundlinie wie die Energieerzeugung nicht ohne Diskussionen ablaufen. Aber muss die sich wirklich in der Erregung über „parteiliche“ Wanklungen erschöpfen? In einer sich im Kreis drehenden Säkular der Kommunikationskultur des Ministers? Man muss Argus und Chaos inszenieren, wo es genug konkrete Differenzen auszuhandeln gibt? Zwei Drittel der Wählerwörter zeigen die Klimaräte als „globalen Notfall“, ebenso viele sind für den Klimaschutz sogar zu persönlichen Einschätzungen bereit. Eine große Mehrheit hat die Notwendigkeit einer Transformation begriffen. Dessen mediale Abbildung aber steckt in den Mustern und Konventionen eines auflaufenden Diskurses scheitern zu bleiben, wie ein KI-System, das in dem immer gleichen Prozess, die sich dem Stücktheater nähern, der Kunde gelobt werden müssen. Dazu sind Union, Linke und FDP gerade gemeinsam an der Hand geführt, in die

Bevölkerung tatsächlich so »verunsichert« ist, wie es die Boulevardkampagne immer behauptete. Auch der Bürger, der sich »berechtigte Sorgen« macht, gehört zu den Kasperlpuppen, die bei dem Stück unbedingt aus der Kiste geholt werden müssen. Dass sie sich Union, Linke und FDP gerade gegenseitig aus der Hand reißen, ist die einzige originelle Volte. Nicht dass soziale Gerechtigkeit im Zusammenhang mit der Transformation der Energieversorgung kein Thema wäre; aber wenn einem wirklich etwas an ihr liegt, sollte man vielleicht nicht beim Hausbesitzer mit der Solidarität beginnen.

Ebenso ermüdend ist das Spiel, die Debatte auf die handelnden Figuren herunterzubrechen, in diesem Fall auf Robert Habeck. Der »Absturz« des »grünen Superstars« wird, ähnlich wie die Koalitionskrise, so lange heraufbeschworen, bis er sich in Umfragen ablesen und damit als objektiver Fakt behaupten lässt. Wenn aber sogar die eigenen Sympathisanten schlechte Haltungsnoten verteilen, wie es die Kolumnistin Jagoda Marinic vor Kurzem tat, dann ist das kein Zeichen ideologischer Unbestechlichkeit, sondern ein fragwürdiger Fokus. Marinic hatte in der »Süddeutschen Zeitung« die Grünen dafür kritisiert, »die Emotionen vieler Menschen« zu ignorieren, und Habecks »emotionale Kurzsichtigkeit« dafür verantwortlich gemacht, dass er nun als jener Minister dastehe, »der Leuten die alte Heizung aus dem Haus reißen lassen will«.

Natürlich kann und soll – bei allem gesellschaftlichen Konsens – eine politische Großaufgabe wie die Energiewende nicht ohne Diskussionen ablaufen. Aber muss die sich wirklich in der Erregung über parteipolitische Winkelzüge erschöpfen? In einer sich im Kreis drehenden Stilkritik der Kommunikationskultur des Ministers? Muss man Ängste und Chaos inszenieren, wo es genug konkrete Differenzen auszuhandeln gäbe?

Zwei Drittel der Weltbevölkerung sehen die Klimakrise als »globalen Notfall«, ebenso viele sind für den Klimaschutz sogar zu persönlichen Einschränkungen bereit. Eine große Mehrheit hat die Notwendigkeit einer

**Zwei Drittel der Weltbevölkerung sehen die Klimakrise als »globalen Notfall«, ebenso viele sind für den Klimaschutz sogar zu persönlichen Einschränkungen bereit.**

Transformation begriffen. Deren mediale Abbildung aber scheint in den Mustern und Konventionen eines auslaufenden Diskurses stecken zu bleiben, wie ein KI-System, das in den immer gleichen alten Gewissheiten gefangen ist. Das Bedürfnis, ihnen zu entkommen, ist keine Ideologie. Sondern eine Frage der zeitgemäßen Technik.

THEMA DES

**JAH  
RES**

**DER NAHOST-  
KONFLIKT UND  
DEUTSCHLAND**

**DIE GEFORDERTE  
GESELLSCHAFT**

**Thilo Adam**

Sie behaupten, es sei Widerstand

**Peter Richter**

Das Problemtuch: Von ›Kufiya‹  
zu ›Palästinensertuch‹ und zurück

**Joshua Schultheis** und **Nicholas Potter**

Tweets gegen Israel

# THILO ADAM



**Thilo Adam**, Jahrgang 1994, hat Jazzschlagzeug an der Musikhochschule Stuttgart studiert und anschließend Journalismus an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg gelernt. Seitdem arbeitet er als Videoredakteur, zunächst beim Spiegel, jetzt bei ZEIT ONLINE.

**Thilo Adam ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres: »Der Nahostkonflikt und Deutschland – die geforderte Gesellschaft«« mit »Sie behaupten, es sei Widerstand«, erschienen am 9. Oktober 2023 auf Zeit Online.**

# Sie behaupten, es sei Widerstand

Wie kann man sich freuen, wenn Menschen ermordet werden? In Neukölln feiern Yazan und Mohammed den Angriff der Hamas. Sie sagen, sie kennen die Videos der Opfer nicht.

Yazan und Mohammed stehen auf dem Hermannplatz in Berlin-Neukölln und haben ein Problem. Es ist Sonntagnachmittag, Tag eins, nachdem die Hamas in Israel den Grenzzaun um Gaza überwand und israelische Staatsbürger angriff, misshandelte, tötete und verschleppte. Für Yazan, Mohammed und die fünf, sechs anderen Jungs, mit denen sie hier sind, alle kaum zwanzig, ist die Attacke der Hamas kein Terror, sondern ein Grund zum Feiern. »Freude« fühle er, sagt Mohammed, »seit gestern. Das ist so wichtig für unser Land.«

Deshalb würden sie jetzt gerne die Flagge Palästinas ausrollen, die sie dabei haben. Dafür sind sie extra aus Spandau nach Neukölln gefahren, eine Dreiviertelstunde mit der U-Bahn. Aber ein paar Meter weiter stehen Polizisten, Daumen an den dicken Schutzwesten eingehakt, und gucken streng.

Gerade haben sie Yazan, Mohammed und den anderen erklärt, wie das hier läuft: Wenn sie die Flagge präsentieren, wird ihre Zusammenkunft zu einer Kundgebung. Die müssten sie anmelden, oder, verwaltungstechnisch präziser, vor Ort spontan »anzeigen«. Dafür müsste einer aus der Gruppe seine Personalien angeben, der sei dann Versammlungsleiter und fürs Erste verantwortlich. Dazu konnte sich weder der Wortführer Mohammed, noch Yazan oder einer der anderen bislang durchringen.

Die Gruppe hockt und steht also ein bisschen verloren auf den Betoneinfassungen der Beete, Flagge zerknüllt in der Faust, und wartet. Hier muss doch was gehen, das ist doch Neukölln, Hermannplatz, Hotspot! Sie alle haben auf Social Media gesehen, was in der Nacht zuvor hier los war: eine palästinensische Jubelfeier, von, laut Polizei, »in der Spitze etwa 65 Personen«, schnell aufgelöst, nachdem Parolen gerufen wurden, die Israel das Existenzrecht absprechen. Videoclips zeigen, wie Polizisten unter den »Allahu Akbar«-Rufen der Umstehenden rabiat einen Demonstranten zu Boden bringen – Action. »Und wir waren nicht dabei«, sagt Yazan und guckt bedauernd.

Neukölln ist ein Symbol, auch für die Spandauer Yazan und Mohammed. Sie sehen in dem Stadtteil ein Versprechen, einen Ort des Anschlusses, vermuten hier Gleichgesinnte, neben denen sie zeigen können, was sie denken. Für viele andere, auch jenseits der Hauptstadt, ist Neukölln, Heimat von 300.000 Menschen, gerade vor allem wieder eins: die Problemzone Berlins.

Während Social-Media-Accounts am Samstag erste Videos der Hamas-Attacke verbreiteten, Clips, in denen zu sehen ist, wie die Terroristen



Unbewaffnete entführen oder erschießen, wie sie leblose Körper bespucken, treten und unter Jubel über Sandpisten schleifen – während also die Bilder des Terrors ihren Schrecken zweiter Ordnung entfalteten, verteilte auf der Neuköllner Sonnenallee mindestens ein Mann mit Palästina-Flagge über den Schultern Baklava an Passanten. Ein Freudenritual.

Wie kann man sich darüber freuen, dass anderswo auf der Welt Menschen abgeschlachtet werden? Das würde man gern von Yazan und Mohammed wissen. »In Gaza sterben Tausende Kinder, da sagt niemand hier was«, sagt Mohammed. »Eins für eins«, Auge um Auge. Er trägt eine Kufiya über dem gelben Shirt, das schwarz-weiße Palästinensertuch.

»Eigentlich«, sagt sein Kumpel Yazan, »soll niemand sterben. Aber wir wollen unser Land zurück.« Er trägt dicke, schwarze Locken, einen kleinen Kinnbart und kramt nach seinem Ausweis. Unter Staatsangehörigkeit steht dort: XXX. Staatenlos. »Dabei habe ich doch ein Land!«

Die jungen Männer wirken fast noch wie Kinder. Sie albern und blödeln – und scheinen beeindruckt von den Polizisten in ihren gepanzerten Uniformen.

»Was haben Sie da?«

»Pfefferspray.«

»Boah.«

Yazan, Mohammed, freut ihr euch wirklich über die getöteten und gequälten Israelis? Mohammed zuckt die Schultern. Die Videos kenne er nicht, aber er habe in der Vergangenheit Videos von ermordeten Palästinensern gesehen, »tausendfach«.

Was genau soll ihrer Meinung nach mit der jüdischen Bevölkerung Israels geschehen, wenn die Hamas ihren Willen bekäme?

»Die sollen in *ihr* Land gehen«, sagt Yazan.

Wo genau liegt das denn?

Er denkt kurz nach. »Okay, die sollen bei uns bleiben«, sagt er, »Hauptsache auf der Weltkarte steht Palästina.«

Die Gruppe scheint nicht so recht zufrieden – weder mit dem Verlauf des Gesprächs noch mit dem des Ausflugs. Sie drängeln weiter. »Können wir die Flagge wenigstens kurz benutzen, um ein Foto zu machen?«, fragt einer in Richtung des größten Polizisten. Der schüttelt den Kopf, guckt dann aber erst mal woanders hin. Die Jungs ergreifen die Chance und rollen die Fahne aus, »macht wer Foto? Schnell!«. Ein älterer Mann, Kufiya um den Kopf gebunden, kommt dazu, hält sich an einer Ecke der

**Was genau soll ihrer Meinung nach mit der jüdischen Bevölkerung Israels geschehen, wenn die Hamas ihren Willen bekäme?**

Fahne fest. Sie posieren mit ausgestrecktem Zeigefinger. Der bedeutet im Islam die Einheit Gottes. Eine Überlegenheitsgeste, beliebt bei Dschihadisten und dem IS. Im Vorbeifahren hupt ihnen ein Autofahrer aufmunternd zu.

Jetzt ist der große Polizist wieder voll da mit seiner Aufmerksamkeit. Er sagt ein paar Worte auf Türkisch – und muss dann lachen: »Ich bin zwar kein Palästinenser, aber ihr haltet die Flagge falschrum.« Sie knüllen die Fahne zusammen und schlurfen in Richtung U7, heim nach Spandau.

Wie verbreitet ist die Sicht von Yanaz und Mohammed in Neukölln? Es war keineswegs so, dass nach den Angriffen überall Freudenfeiern ausgebrochen wären. Süßigkeiten verteilten nur wenige. Martin Hikel, Neuköllns Bezirksbürgermeister von der SPD, sagt aber am Telefon: »Diese rechtfertigende Haltung dürften in der Community sehr viele teilen.« Nur vielleicht eben im Stillen. Mit der Community meint er etwa 60.000 Menschen aus dem arabischen Sprachraum, die meisten davon wohnten demnach geballt in wenigen Straßenzügen im Norden Neuköllns. Das seien selbstverständlich nicht alles Palästinenser und unter ihnen gebe es sicher auch Einzelne, die die Gewalt verurteilten, sagt Hikel. Öffentlich zu hören seien die aber kaum.

Am Brandenburger Tor wehen Israel-Flaggen. Etwas abseits der pro-israelischen Kundgebung stehen am Sonntagnachmittag zwei junge Männer in schwarzen Trainingsanzügen und weißen Sneakern. Gehört ihr zur Demo? »Nee, wir sind Palästinenser«, sagt einer von ihnen. Er stellt sich als Ahmed vor, sein Kumpel heißt Khaled. »Traurig«, sagt Ahmed. Was genau? »Alles fake hier.« Er deutet auf die Demonstrierenden, die Israel-Flaggen. »Das sind bestimmt keine bösen Menschen«, sagt er, »aber sie wissen nichts. Wir sehen es jeden Tag im Fernsehen.« Er zeigt dann auf seinem Handy, was er meint: Videos von explodierenden Hochhäusern in Gaza, Palästinenser, die ihre toten Kinder im Arm halten.

Die Videos stammen vom palästinensischen Mediendienst qudsn und TRT Arabi, dem arabischen Ableger des unter Kontrolle der islamisch-rechtspopulistischen AKP stehenden türkischen Staatssenders. Aus der Ferne ist der Krieg in Israel vor allem ein Krieg um Bilder – und die Deutungshoheit darüber. Ob sie auch Videos von getöteten Israelis gesehen haben? Ahmed schüttelt den Kopf. Was hat er gefühlt, als er von den Angriffen der Hamas gehört habe? »Ich habe mich gefreut«, sagt Ahmed. »Gefreut für mein Land.« Aber, das ist ihm wichtig: »Nicht wegen toten Bürgern, nur wegen toten Soldaten.« Sie müssen jetzt los. In Neukölln, haben sie gehört, solle später vielleicht noch was gehen, ein Zeichen für die Freiheit Palästinas.

Ein solches Zeichen, mutmaßt die Berliner Polizei auf X, könne die Säule auf dem Hermannplatz sein. Es gebe Hinweise, dass sie als »Ort der Glorifizierung des Angriffs auf Israel dienen« solle. Die Säule besteht aus einem

etwa sechs Meter hohen, schmucklosen Sockel, obendrauf steht eine Bronze-Plastik, ein tanzendes Paar. Früher haben sich die Tanzenden zweimal in der Stunde gedreht, seit der Jahrtausendwende stehen sie still. Die Säule ist auf andere Art ein Ort des Ausdrucks geworden: Plakate, Graffiti.

**Nach den Meldungen über die Hamas-Attacken bemalten Menschen die Vorderseite mit einer palästinensischen Flagge. Die Polizei strich mit weißer Farbe drüber.**

Nach den Meldungen über die Hamas-Attacken bemalten Menschen die Vorderseite mit einer palästinensischen Flagge. Die Polizei strich mit weißer Farbe drüber. Jemand ergänzte wieder das palästinensische Schwarz-Rot-Grün, alles innerhalb weniger Stunden. An diesem Sonntagabend bewacht die Polizei die Säule der Tanzenden, das Flaggen-Graffiti ist notdürftig mit Plastikfolie verhängt. Ab und zu schleichen Grüppchen mit Palästinensertüchern vorbei.

Unter anderem drei junge, hip gekleidete Frauen. Hallo, würdet ihr mit ZEIT ONLINE sprechen? Gegenfrage: »Seid ihr pro Palästina?« Und bevor man selbst so richtig beginnen kann, über diese nicht ganz triviale Frage nachzudenken, geben sie selbst eine Antwort: »La«. Arabisch für nein. Sie drehen sich weg.

Es ist inzwischen dunkel geworden. Ahmed schreibt über Instagram, sie seien nach Hause gegangen, Zeit mit der Familie verbringen. Ging doch nichts mehr in Neukölln. Aber jetzt hier vor der Säule am Hermannplatz ergibt sich die Möglichkeit, mit der Frau zu telefonieren, die am Tag zuvor die propalästinensische Kundgebung angemeldet hat, bei der israelfeindliche Parolen gerufen wurden.

Die Frau heißt Aitak Barani, stammt aus dem Iran und lebt in Frankfurt. Sie ist Teil eines umstrittenen Palästina-Vereins, fiel als BDS-Unterstützerin auf und war laut ihrem Rednerinnen-Profil der Rosa-Luxemburg-Konferenz 2017 Mitglied der DKP. Sie sei zufällig in Berlin gewesen und habe sich bei der palästinensischen Zusammenkunft am Samstag spontan bereit erklärt, die Kundgebung anzuzeigen. Sie sei, das betont sie als Erstes, Antifaschistin. Ihr Blick auf Israel, das wird sofort klar, ist der einer Radikalen. »Die zionistische Entität Israel hat kein Existenzrecht«, sagt sie. Das sei sie bereit, auch dann zu wiederholen, wenn es ihr irgendwann gerichtlich verboten werden sollte.

Ob wirklich sie die Demo angemeldet hat, will die Polizei nicht bestätigen. Die Versammlungsleiterin sei eine Privatperson gewesen, deshalb gelte besonderer Datenschutz.

Live ins Internet übertrug die Kundgebung die Organisation Samidoun, ein Netzwerk, dessen offizielles Anliegen die Freilassung palästinensischer





**Er würde sich wünschen, »dass man die angespannte Situation nutzt, um so einer Organisation die Legitimität zu entziehen«.**

Gefangener ist. Aber Samidoun gilt als Vorfeldorganisation der Volksfront zur Befreiung Palästinas, einer von der EU und den USA als Terrororganisation eingestuften Gruppe, deren Ziel ein sozialistisch-palästinensischer Staat auf dem Gebiet Israels ist.

Martin Hikel, der Bezirksbürgermeister, stört sich schon länger an den Aktionen von Samidoun in seinem Stadtteil. »Sie

hängen Plakate, huldigen vermeintlichen Märtyrern, die als Terroristen in Israel inhaftiert sind. Das ist geistige Brandstiftung.« Er würde sich wünschen, »dass man die angespannte Situation nutzt, um so einer Organisation die Legitimität zu entziehen«.

Sie selbst sei kein Samidoun-Mitglied, sagt Barani, die mutmaßliche Anmelderin der Demo. »Aber ich unterstütze, was die machen.« Man muss jetzt ein paar Dinge klären mit ihr: Ob sie – als Antifaschistin, als Linke – nicht erschreckt sei von der Gewalt der Hamas? »Ich wünsche mir auch eine rosarote Welt. Aber die wahren Opfer sind hier diejenigen, die sich wehren.« Ob es sie nicht irritiere, dass Menschen in Berlin Süßigkeiten verteilen, als würden sie sich über Morde freuen? »Nein. Ich kenne diese Tradition und ich finde sie ganz toll. Man verteilt Baklava, wenn der Widerstand Fortschritte macht.« In den nächsten Tagen wolle sie selbst Baklava verteilen, bei sich zu Hause in Frankfurt.

Ob sie sich wirklich freuen könne, dass in Israel Zivilisten starben? »Ich finde es schwierig, im Rahmen einer Besatzung von Zivilisten zu sprechen.« Den Gedanken, dass auch Palästinenser Fehler machen könnten, scheint sie partout nicht zulassen zu wollen.

Es ist jetzt Nacht auf dem Hermannplatz. Nur noch wenige Menschen sind unterwegs. Die Polizisten bewachen die Säule mittlerweile aus dem warmen Mannschaftswagen heraus, sie haben sie inzwischen wieder weiß übermalt. Auf den Betoneinfassungen der Beete sitzen ein Vater und seine Tochter. Sie trägt Kopftuch, er spricht kein Deutsch. Sie seien Palästinenser, sagt sie. Was ihr Vater über Israel zu erzählen hat, möchte sie aber lieber nicht übersetzen, alles Gute, schönen Abend. Die zwei bleiben schweigend sitzen und betrachten die Säule, wo durch die weiße Farbe noch ein bisschen Schwarz-Rot-Grün schimmert.



# PETER RICHTER

**Peter Richter**, geboren 1973 in Dresden, hat Kunstgeschichte studiert und wurde mit einer Arbeit zur politischen und ästhetischen Transformation von ostdeutschen Plattenbauten promoviert. Er hat beim *Deutschlandfunk* volontiert, war im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, ging für fünf Jahre als Kulturkorrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in die USA und berichtet jetzt für das Feuilleton der SZ aus Berlin. Zu seinen letzten Buchveröffentlichungen gehören die Romane »89/90« und »August«.



**Peter Richter ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres: ›Der Nahostkonflikt und Deutschland – die geforderte Gesellschaft‹« mit »Das Problemtuch: Von ›Kufiya‹ zu ›Palästinensertuch‹ und zurück«, erschienen am 13. Dezember 2023 in Süddeutsche Zeitung.**

# Das Problemtuch:

## Von »Kufiya« zu »Palästinensertuch« und zurück

Ist die »Kufiya« hier und heute noch tragbar? Unter dem Namen »Pali« gehörte das Tuch sogar lange zum deutsch-deutschen Trachtenbestand. Aber diese Zeiten sind vorbei.

Das Tuch hing bei einem fliegenden Händler in West-Berlin, und es gab in dem Winter nach dem Mauerfall tatsächlich ein paar gute Gründe, dafür hinzu-

legen, was vom Begrüßungsgeld noch übrig war. Zum Beispiel war so ein P-Tuch nicht teuer, vielleicht fünf Mark, und »P-Tuch« sagten diejenigen, die auch »O-Straße« sagten zur Oranienstraße in Kreuzberg, wo es besonders viele Leute um den Hals trugen und bei Demonstrationen auch vorm Gesicht: P-Tuch *as in* PLO-Tuch oder Palästinensertuch, kurz Pali, gesprochen Palli, das a so kurz wie das o in Molli...

Heute nennt die Kreuzberger Tageszeitung »Die Tageszeitung« das P-Tuch ein »Problemtuch«, weil die Schulverwaltung von Berlin Direktoren freistellt, es in ihren Häusern zu verbieten, wenn der Schulfrieden gefährdet sei. Das hat vor allem unter arabischen Eltern in Neukölln für Protest gesorgt. Und das ist wirklich ein Unterschied zu damals, denn damals waren arabische Jugendliche so gut wie die einzigen, die man nie ein P-Tuch tragen sah – abgesehen von türkischen Jugendlichen, Poppersn und der Jungen Union.

Für den westdeutschen Mittelschichtsnachwuchs links der Mitte schien das P-Tuch dagegen so zwingend zur Garderobe zu gehören wie Socken, Schlüpfers, Jeans. Nicht ohne Grund hängt ein Exemplar auch im »Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« in Bonn, Abteilung 1974 bis heute. Jugendliche aus der DDR, die sich zumindest als links von Rechtsaußen markieren wollten, übernahmen das umgehend. Klassischer Fall von Ironie der Geschichte, dass die Milieus, die am wenigsten mit einer »Wiedervereinigung« anfangen konnten, als erste äußerlich angeglichen waren.

Möglicherweise wurde so auch eine Mode noch einmal belebt, die sonst, wer weiß, schon am Auslaufen gewesen wäre. Die Ostdeutschen haben nach ihrem Beitritt die BRD der Achtziger politisch wie ästhetisch vielfach bestätigt und verlängert. Sie hielten nicht nur Kohl als Kanzler im Amt, sondern dank ihres Bündnis 90 auch die rausgewählten Grünen im Bundestag und am Leben. (Weil damals nachdenklich ins Gesicht hängende Pagenfrisuren beliebt waren, sah in manchen Oberschulen und Studentenclubs tatsächlich fast jede und jeder ein bisschen aus wie Antje Vollmer.) Wenn bei Demonstrationen im Westen P-Tücher getragen wurden, dann so nun auch im Osten. Es gab in Dresden, Leipzig oder Potsdam Kundgebungen, die an die

Bilder von Wackers- wie Brokdorf, den Bonner Hofgarten und die Frankfurter Startbahn West denken ließen. Dabei ging es auch hier manchmal gegen Atomkraft, mitunter gegen Militärisches, oft um besetzte Häuser und sehr oft gegen den Rechtsextremismus. Nur um den Nahostkonflikt ging es eigentlich nie. Deshalb ließ sich das P-Tuch bei alledem überhaupt tragen.

Denn es gab zunächst auch ein paar gute Gründe, von dem Tuch die Finger zu lassen – gerade, wenn man aus dem Osten kam. Das hatte schon damit zu tun, dass sich die Optik so eng mit Erich Honecker verband. *Das* wiederum hatte damit zu tun, dass Jassir Arafat dermaßen häufig Bruderküsse mit dem Staatsratsvorsitzenden ausgetauscht hatte, dass irgendwann beide in den schwarzweiß gemusterten Stoff verwickelt schienen, den der Führer der »Palästinensischen Befreiungsorganisation«, PLO, auf dem Kopf trug. Arafat ist ab den Siebzigern dauernd in der DDR zu Gast gewesen, und zwar »dauernd« im Sinn von: so oft, dass man den Eindruck hatte, er sei nie irgendwo anders. Ausweislich der Bilder schien es ihm hier ausgesprochen zu gefallen.

Das Jüdische Museum Berlin zeigt gerade eine Ausstellung über den Alltag von Juden in der DDR, und selbst dort lacht von zwei Fotos Arafat. Im Sommer 1974 steht er da, das P-Tuch um den Kopf drapiert, in der Pionierrepublik am Werbellinsee, einem Ferienlager für besonders verdiente Kinder, und lauscht der Ansprache, die ein Thälmannpionier vom Zettel abliest. Es handelt sich dabei um Marion Brasch, heute berühmt als Radiomoderator und Bestsellerautor. Auf dem zweiten Bild zieht er so begeistert mit beiden Händen das Gesicht der damals 13jährigen an sich heran, als wolle er ihr einen Kuss auf die Stirn drücken. »Aus heutiger Sicht wirkt die Szene grotesk, trotzdem gehören die Fotos zu meinen Lieblingskinderbildern«, wird Brasch zitiert.

Die heiteren Bilder von Arafat zwischen steif lächelnden DDR-Funktionären wirken schon angesichts der Datierung grotesk. Denn Anfang der Siebziger waren terroristische Anschläge und Flugzeugentführungen im Kampf palästinensischer Gruppen gegen Israel fest etabliert, und Arafats PLO beanspruchte, als Dachorganisation fast alle davon zu kontrollieren. 1971 war er zum ersten Mal nach Ost-Berlin gekommen, eingeladen von einem »Afro-Asiatischen Solidaritätskomitee« und empfangen von Politbüromitglied Hermann Axen, immerhin einem Überlebenden des Holocaust. Nun widmet sich die Ausstellung zum jüdischen Leben in der DDR leider kaum der Staatsspitze, also auch nicht der Frage, was die von den Terroranschlägen auf israelische Zivilisten gehalten, vorab gewusst oder logistisch gar unterstützt haben mag.

Aber dafür liegt im Museumsshop das Buch des amerikanischen Historikers Jeffrey Herf über »Unerklärte Kriege gegen Israel«, das diese Beziehungen

men das umgehend. Klassischer Fall von Ironie der Geschichte, dass die Milieus, die am wenigsten mit einer „Wiedervereinigung“ anfangen konnten, als Erste äußerlich angeglichen waren.



SZ<sup>plus</sup> Islam

## Hidschab, Turban und andere Kopftücher

Muslimische Frauen bedecken ihre Haare auf unterschiedliche Arten – oder auch gar nicht. Aber nicht jede Verhüllung des Kopfes ist traditionell islamisch. Eine Übersicht.

anhand von Stasi-Akten ausleuchtet. Untertitel: »Die DDR und die westdeutsche radikale Linke 1967–1989«. Auf dem Cover, natürlich, lachend Arafat, wie er Honecker herzlich an sich zieht. 1967, das Jahr des Sechstagekriegs, erscheint aber vor allem für die westdeutschen Linksaußen als Wendepunkt in der Einstellung zu Israel. Dessen Sieg gegen die Übermacht der Nachbarn hatte das kleine Land hier die Sympathie derer gekostet, die aus Prinzip zum Schwächeren halten, alttestamentlich gesprochen: nur so lange für David sein können, bis er tatsächlich gewinnt und für sie dann zum Goliath wird.

Die Kader der SED waren da erstens weniger sentimental, zweitens lange zuvor schon auf den Kurswechsel eingeschworen, den Stalin mit seinen »antikosmopolitischen Säuberungen« eingeleitet hatte. Die kurze Unterstützung Israels durch das sowjetische Lager war Anfang der Fünfziger schon vorbei, Zionismus wurde im Osten zum Schmähwort in Nachbarschaft zum Imperialismus. Der Antizionismus, von dem es auch damals immer schon hieß, dass er mit Antisemitismus nichts zu tun habe, viel hingegen mit Anti-

kolonialismus, war Teil des Anti-imperialismus... In Worten, die generell meist auf -ismus endeten, wurde in der DDR praktisch von Anfang an schon gelehrt, was der Iran unter den Mullahs später auf die Formel »Israel = kleiner Satan, USA = großer Satan« gebracht hat. Auch viele Denk- und Sprachfiguren, die jetzt wieder im Umlauf sind, finden sich schon unter Ulbricht und Honecker, nicht zuletzt das manichäische Lagerdenken zwischen einem Westen als

**Wie das P-Tuch also  
schleichend einge-  
deutsch wurde. Denn  
das Tuch war wirklich  
warm, und bei Bedarf  
konnte man sich  
damit verummnen.**

bösem Camp des Kapitals und allem anderen, durch schieres Nicht-Westen-Sein automatisch angeblich Besseren.

Herf legt in seinem Buch nun dar, wie sehr die DDR dann den Nahostkonflikt für ihre Bemühungen um diplomatische Anerkennung nutzte. Die nach Adenauers Staatssekretär Hallstein benannte Doktrin, wonach sich Drittstaaten zwischen den beiden Deutschlands entscheiden müssten, erwies sich unter den Bedingungen der Lagerbildung als sportliche Herausforderung. Erst die Aufnahme in die Vereinten Nationen und dort dann sofort Unterstützung von Arafat, der ein paar Monate, nachdem er am Werbellinsee weilte, mit P-Tuch auf dem Kopf und Pistolenhalter an der Hüfte gegen die Stimmen des Westens eine Resolution zur Verurteilung des Zionismus durchsetzte: eine Serie von Punktsiegen. Vor den Fernsehprogrammen der DDR floss das

Engagement für die sogenannten antiimperialistischen Befreiungsbewegungen der Dritten Welt tatsächlich irgendwann mit den Medaillenspiegeln bei den Olympischen Spielen zusammen. Je spürbarer war, wie sehr es dabei der DDR um sich selbst ging, desto ferner rückten nicht nur der Sport, sondern auch der Nahe Osten. Am Ende schien selbst Arafats P-Tuch mehr mit Honeckers Drang nach Weltniveau zu tun zu haben als mit der PLO. Die Wahrheit war: Die Konzentration auf die deutschen Aspekte der Sache entlastete auch von der entsetzlichen Komplexität des Konflikts im Nahen Osten.

Bemerkenswert, dass es dem Tuch im Westen ähnlich erging. Wolfgang Kraushaar zufolge waren es die Abgesandten des Palästinakomitees des SDS, die es Ende der Sechziger mitbrachten. Oft ist beschrieben worden, wie da eine traditionelle Kopfbedeckung arabischer Männer, die vor allem auf dem Land vor Sonne, Wind und Sand schützen sollte, in der Bundesrepublik allmählich zum wärmenden Schal im Nieselregen bei den Protesten gegen Atommeiler und die Räumung besetzter Häuser wurde. Wie das P-Tuch also schleichend eingedeutscht wurde. Denn das Tuch war wirklich warm, und bei Bedarf konnte man sich damit ver mummen. Das Vermummungsverbot, das Mitte der Achtziger erlassen worden war, umfasste auch das Mitführen von »Vermummungsutensilien«, Motorradmasken etwa, Hassmasken genannt, wie sie bei den frühen Autonomen beliebt waren. Gegen palästinensische Schals konnten deutsche Behörden schlecht vorgehen. Die damit zur Schau gestellte Solidarität mit der Sache der PLO wirkte dadurch aber nur noch taktischer, noch scheinbarer. Die Intifada-Ästhetik wurde für eher deutsche Zusammenhänge bemüht.

Auch wer sich 1989ff. Rechtsradikalen physisch entgegenstellte, tat das in kleineren Städten, wo sie die jugendkulturelle Hegemonie hatten, oft lieber ver mummt. Die Baseballschlägerjahre, wie man sie heute nennt, waren grundsätzlich auch P-Tuch-Jahre, und mit Gaza hatte das »Pali« hier exakt so viel zu tun wie der »Bäsie« mit dem, wozu die New York Yankees ihn gebrauchten. Aber die Arbeitsschutzschuhe von Dr. Martens wurden auch eher von Gymnasiasten getragen. Leute gingen in Camouflage-Hosen aus dem Army-Store gegen den Irak-Krieg von Bush sr. demonstrieren, Trenchcoats standen schon lange nicht mehr für Erfahrung im Grabenkampf, und Bomberjacken trugen irgendwann fast alle, die noch nie in einem Bomber saßen. Es wurde ja fortwährend umkodiert, was die Leute an hatten. Mitte der Nullerjahre entsprechend großes Hallöchen in den Moderedaktionen, als das Label Lala Berlin plötzlich Kaschmir-Schals mit Palästinensertuchmuster anbot, für mehr als 300 Euro das Stück. Die Designerin Layla Piedayesh gab zu Protokoll, das Tuch sei »entpolitisiert« und könne von nun an »als modisches Utensil weiterlaufen«.



Foto: imago stock&people/imago/Werner Schulze

Das Jüdische Museum Berlin zeigt gerade eine Ausstellung über den Alltag von Juden in der DDR, und selbst dort lacht von zwei Fotos Arafat. Im Sommer 1974 steht er da, das P-Tuch um den Kopf drapiert, in der Pionierrepublik am Werbellinsee, einem Ferienlager für besonders verdiente Kinder, und lauscht der Ansprache, die ein Thälmann-Pionier vom Zettel abliest. Es handelt sich dabei um Marion Brasch,

Das sahen jedoch nicht alle so: Die Hamburger Neonazi-Größe Christian Worch trug jetzt auf einmal demonstrativ P-Tuch. Seine Gesinnungsfreunde taten es ihm nach. Jetzt sahen speziell Aufmärsche der »Autonomen Nationalisten« aus wie früher die Demos gegen das Atommüllendlager bei Gorleben. Aber das hieß auch, dass alte Konnotationen wieder aktualisiert wurden: das P-Tuch nicht nur als Banner von Arabern, die gegen Besatzung protestieren – sondern auch solchen, die Israel von der Karte haben wollen... Wer diese eingewebte Drohung bis dahin nonchalant unter dem Rubrum »Radical Chic« verbucht hatte, hatte spätestens jetzt Grund, sich zu fragen,

### Die Fronten sind verhärtet und verlaufend verwirrend.

was er wem gegenüber eigentlich zum Ausdruck bringen will, und das Tuch diskret in den persönlichen Altkleiderbeständen zu versenken.

Man verwendete dann auch auf Deutsch wieder streng den arabischen Name *Kufiya* dafür. Dem wurden manchmal Kufiyas mit Mustern aus Davidsternen, Hammer und

Sichel oder auch Viagra-Pillen entgegengehalten. Die »Antideutschen«, eine ausdrücklich israelfreundliche Strömung bei den Linksradikalen, traten dem P-Tuch mit aufwendigen Awareness-Kampagnen entgegen: »Ist Dir kalt oder hast Du was gegen Juden?« Antiimperialisten alten Schlags, kurz »Antiimps«, liefern sich mit den »AntiDs« deswegen Auseinandersetzungen, die Ältere an die Kämpfe zwischen Trotzlisten und Maoisten in den 70ern erinnern. Im Mittelpunkt fast immer Nahost, symbolisiert durch das P-Tuch. Die Fronten sind verhärtet und verlaufend verwirrend. Ein aus Israel gebürtiger, jedoch anti-antideutscher Publizist lobte in der Zeitschrift »analyse und kritik« (hervorgegangen aus dem »Arbeiterkampf«, der Zeitschrift des Kommunistischen Bundes), vor nicht allzu langer Zeit die »berühmte Flugzeugentführerin Leila Khaled, die die Kufiya zum Kopftuch umfunktionierte« weil sie es so als »kämpferisches feministisches Zeichen« popularisiert habe. Die antideutsche Warnung vor dem Symbolgehalt des Tuches als »Selbstmörderschäl« politisiere es erst wieder: »Sie rettet die Kufiya und ihre Bedeutung als Zeichen des Widerstands gegen Besatzung und Ausbeutung.«

Worauf man sich vielleicht einigen kann: Das eingedeutschte Tuch ist repatriert und heimgekehrt in den Nahostkonflikt. Wer es sich hier einst umhing, weil es vage links und grün und ein bisschen in Mode war, kann froh sein, dass damals der Tatbestand der kulturellen Appropriation noch nicht so genannt und als verurteilungswürdig bewertet wurde. Man sieht es jetzt wieder um die Köpfe von Palästinensern, die ihre Sicht der Dinge kundgeben. Man sieht es um Greta Thunberg, die selbst wissen muss, was

das zum Klima beiträgt. Nur wenn sich ausgerechnet Deutsche das Tuch heute um den Hals wickeln, um darin »From the River to the Sea« oder »Free Palestine« zu rufen, und zwar nicht etwa »from Hamas«, sondern »from German guilt«: Dann sollten die sich schon unter identitätspolitischen Gesichtspunkten vielleicht selbstkritisch fragen, ob es für sie nicht kulturell korrekter wäre, stattdessen ein braunes Hemd anzuziehen. Und falls sie das so dann auch wieder nicht gemeint haben wollen: Es gibt genug weniger Schwarzweißes, das man in dieser Lage sowohl tragen als auch sagen könnte.



Foto: AP/picture alliance / ASSOCIATED PR

Bemerkenswert, dass es dem Tuch im Westen ähnlich erging. Wolfgang Kraushaar zufolge waren es die Abgesandten des Palästinakomitees des SDS, die es Ende der Sechziger mitbrachten. Oft ist beschrieben worden, wie da eine traditionelle Kopfbedeckung arabischer Männer, die vor allem auf dem Land vor Sonne, Wind und Sand schützen sollte, in der Bundesrepublik allmählich zum wärmenden Schal im Nieselregen bei den Protesten gegen Atommeiler und die Räumung besetzter Häuser

# JOSHUA SCHULTHEIS NICHOLAS POTTER



**Nicholas Potter**, Jahrgang 1990, wuchs nahe London auf. Dort hat er Germanistik studiert bevor er 2013 nach Berlin zog und dort seinen Master an der Humboldt-Universität absolvierte. Es folgten Praktika bei der *taz* und der *Deutschen Welle*. 2018 wurde er Theaterredakteur des englischsprachigen Stadtmagazins *Exberliner* (heute: *The Berliner*) und wechselte 2020 zu *Belltower.News*. Heute schreibt er als freier Journalist für Zeitungen wie die *taz*, *Tagesspiegel*, *Haaretz* und *Jüdische Allgemeine*.

**Joshua Schultheis**, Jahrgang 1992, ist in Darmstadt aufgewachsen und hat in Berlin Philosophie, Germanistik und Erziehungswissenschaften studiert. Erste journalistische Erfahrungen sammelte er ab 2019 in der Redaktion der *Berliner Bildungszeitschrift (bbz)*, der Mitgliedszeitung der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft. 2022 folgte ein Volontariat bei der *Jüdischen Allgemeinen*. Dorthin kehrte er nach einer einjährigen Station als Hauptstadt-Korrespondent bei *WEB.DE/GMX News* im Juli 2024 als Redakteur zurück.



Joshua Schultheis und Nicholas Potter sind nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres: ‚Der Nahostkonflikt und Deutschland – die geforderte Gesellschaft‘« mit »Tweets gegen Israel«, erschienen am 3. August 2023 in *Jüdische Allgemeine*.

# Tweets gegen Israel

Immer wieder fällt die Klimabewegung auf Twitter mit israelfeindlichen Beiträgen auf. Geleakte Chat-Protokolle zeigen nun, wer hinter dem Account steckt.

Der Tweet geht viral. Am 23. Januar 2023 wirft der Account »Fridays for Future International« (FFF) Israel »Neokolonialismus und Apartheid« vor. Die Klimabewegung stehe »geschlossen an der Seite der Palästinenser und des palästinensischen Widerstandes«, heißt es weiter auf Englisch. Und zum Schluss der Aufruf »Yallah Intifada!«.

Der Twitter-Beitrag wird geteilt von Accounts wie »Anne Frank Would Have Hated Zionists«, »GazaResistance« oder dem antizionistischen Deutschrapper Hanybal. BDS-Gruppen jubeln. Doch auch die Empörung ist groß. Der CDU-Politiker Armin Laschet fordert Luisa Neubauer gar namentlich dazu auf, sich vom Tweet zu distanzieren, und fragt: »Was haben Aufrufe zur Gewalt gegen Juden mit Klimaschutz zu tun?«

## NAHOSTKONFLIKT

Es ist nicht das erste Mal, dass sich FFF International mit israelfeindlichen Beiträgen hervortut. Vor und nach der UN-Klimakonferenz 2022 meldete sich der Twitter-Account fast so häufig zum Nahostkonflikt zu Wort wie zum bedeutendsten Klimagipfel der Welt. Bereits im Mai 2021 sorgte ein mehrteiliger Beitrag der Gruppe auf Twitter und Instagram für eine Kontroverse, in dem palästinensische Terroristen als »Märtyrer« verklärt und die gegen Israel gerichtete Boykott-Kampagne BDS beworben wird. Israel wiederum wird »Siedlerkolonialismus« und »Imperialismus« vorgeworfen.

FFF Deutschland distanzierte sich damals von den Aussagen und sprach von »antisemitischen Inhalten«. Auch nach dem Tweet im Januar dieses Jahres sah sich der deutsche Ableger der Klimabewegung genötigt, etwas klarzustellen: »Der Account spricht nicht für FFF Deutschland«, erklärte eine Sprecherin der Gruppe. Eine Aussage, die zunächst irritiert. Denn für wen spricht FFF International, wenn nicht für die gesamte weltweite Bewegung? Der Name impliziert schließlich, dass es sich bei der Gruppe um eine Art Dachverband von FFF handelt.

## Den Kurs bestimmt nur eine Handvoll Aktivisten.

Recherchen der Jüdischen Allgemeinen zeigen nun jedoch: Die Inhalte des Twitter-Accounts von FFF International werden von nicht einmal einem Dutzend Aktivisten maßgeblich bestimmt. Keiner von ihnen ist überregional

bekannt oder für seine Funktion gewählt worden. Unter ihnen ist es wiederum nur eine Handvoll Personen mit einer geradezu fanatisch israel-feindlichen Einstellung, die die Positionen des Accounts zum Nahostkonflikt bestimmen – und damit das öffentliche Bild der gesamten FFF-Bewegung prägen.

### LEGITIMATION

Als Greta Thunberg im August 2018 mit ihrem ersten Schulstreik die weltweite Fridays-for-Future-Bewegung anstieß, gründeten sich in kurzer Zeit zahlreiche lokale FFF-Gruppen und -Accounts in den sozialen Medien. Im Oktober desselben Jahres ging auch der Twitter-Account von FFF International online, heute hat er beinahe 150.000 Follower. Offiziell legitimiert, im Namen der gesamten Klimabewegung zu twittern, wurde er jedoch nie.

Ihre Tweets stimmen die Betreiber in einer Telegram-Gruppe miteinander ab, unabhängig vom Auftritt von FFF International auf Instagram und Facebook. Der Jüdischen Allgemeinen liegt eine Kopie des gesamten Verlaufs des Telegram-Chats vor. Für den Zeitraum ab März 2021 umfasst dieser etwa 1500 DIN-A4-Seiten.

Es ergibt sich das Bild einer chaotisch agierenden, inkohärenten Gruppe. Immer wieder kommt es zu heftigen internen Debatten, die manchmal in gegenseitige Beleidigungen und Anschuldigungen ausufern. Auch über das Prozedere zur Erstellung und Veröffentlichung von Twitter-Beiträgen herrscht oft Uneinigkeit. Grundsätzlich darf jedoch jeder Vorschläge einbringen, über die dann abgestimmt wird. Häufig entscheiden nur drei oder vier Ja-Stimmen darüber, dass ein Beitrag veröffentlicht wird.

### KOMPROMISSLOSIGKEIT

In der Regel gilt: Wer viel in die Gruppe schreibt und sich durch Kompromisslosigkeit auszeichnet, dessen Meinung setzt sich meistens durch. Da der Zugang zur Telegram-Gruppe prinzipiell allen FFF-Aktivisten offensteht, ist die Fluktuation hoch. Derzeit hat die Gruppe rund 50 Mitglieder, doch nur wenige melden sich regelmäßig zu Wort. Häufig stoßen Neue hinzu, andere gehen. Doch zunehmend können sich die zentralen Akteure in der Gruppe vor allem auf zwei Dinge einigen: die Ablehnung des jüdischen Staates und die Verachtung für FFF Deutschland. In beidem tut sich vor allem ein Aktivist aus Rheinland-Pfalz hervor: Hasan Ö.

Seit seinem Eintritt in die Telegram-Gruppe im August 2021 drängt er regelmäßig vehement darauf, etwas über den Nahostkonflikt zu posten. Mindestens zehn Tweets zu dem Thema allein zwischen Mai 2022 und Mai 2023, in denen teilweise Israel dämonisiert, palästinensischer Terror verharmlost oder Inhalte



FRIDAYS FOR FUTURE INTERNATIONAL

## Tweets gegen Israel

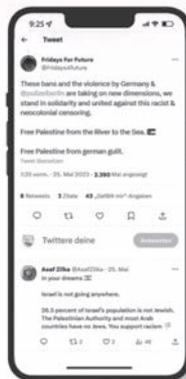
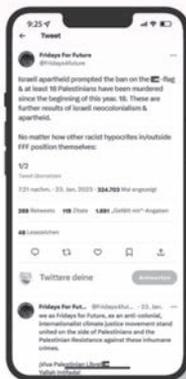


Foto: Getty Images / Screenshot

der BDS-Bewegung verbreitet werden, gehen auf seine Initiative zurück und wurden größtenteils von ihm selbst formuliert. Auch der Beitrag von Anfang dieses Jahres, der mit »Yallah Intifada!« endet. Eine Formel, die als Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen den jüdischen Staat und seine Zivilbevölkerung verstanden werden kann.

Dieser Tweet sorgte auch bei einigen FFF-Gruppen in Deutschland für Empörung. Der deutsche Dachverband distanzierte sich von dem Beitrag, und der Berliner Ableger schrieb auf Twitter: »Yallah Intifada ist purer eliminatorischer Antisemitismus.«

## SMILEY

Als diese Kritik an dem Tweet auch in der Telegram-Gruppe von FFF International besprochen wird, setzt dort ein Berliner Aktivist einen Smiley ab, der die Zunge herausstreckt. Auf diese Provokation springt Hasan Ö. sofort an: »Du kleines rassistisches Stück Scheiße«, schreibt er. Einige in der Gruppe sind sich schnell einig, dass ein solches Verhalten inakzeptabel ist – und meinen damit den Smiley, nicht Hasan Ö.s Beleidigung. Ein Aktivist fordert: »Das sollte Folgen für FFF Berlin haben.« Er riskiere viel für sein Engagement, behauptet er: »Ihr wisst nicht, wie brutal der Zionismus ist, sie könnten mich jederzeit kriegern, wenn sie wollten.«

Als ein weiterer deutscher FFF-Aktivist Kritik an Hasan Ö.s Tweet äußert, greift Ö. auch diesen an: »Verpiss dich einfach du widerlicher Rassist. «Auch für diese Äußerung wird Hasan Ö. nicht gerügt – und sie ist keine Ausnahme. Regelmäßig bezeichnet er im Chat FFF Deutschland sowie einzelne Aktivisten als rassistisch und bringt die gesamte Gruppe dazu, sich auf Twitter immer häufiger gegen die deutschen Aktivisten zu positionieren sowie sich in Debatten einzumischen, die außerhalb der Bundesrepublik kaum Relevanz haben. Irgendwann mahnt ein Gruppen-Mitglied gar: »Bitte erinnert euch, dass wir eine internationale FFF-Gruppe sind, keine deutsche.« Den Kurs des Twitter-Accounts wird dieser Einwand nicht ändern.

Dass Hasan Ö. FFF Deutschland so sehr ins Visier nimmt, hat womöglich auch damit zu tun, dass er in der deutschen Klimabewegung unerwünscht ist. Mehrere Aktivisten erzählten dieser Zeitung, dass Hasan Ö. 2021 zunächst aus dem Social-Media-Team von FFF Deutschland und Anfang dieses Jahres aus der gesamten Organisation ausgeschlossen wurde. Ihm wurde beleidigendes Verhalten, Antisemitismus sowie das Verharmlosen von Terror gegen Juden vorgeworfen. Der Ausschluss wurde von FFF Deutschland auf Anfrage bestätigt, auf Details gehe die Gruppe in solchen Fällen nicht ein.

Hasan Ö. spricht gegenüber dieser Zeitung dagegen von »rassistischem Mobbing«, das er bei FFF Deutschland erlebt habe. Sein Rauswurf beruhe

auf konstruierten Vorwürfen. Er verneint es zudem, für Tweets mitverantwortlich zu sein, die antisemitisch oder gewaltverherrlichend sind. Seine Haltung zu Israel sieht er im Einklang »mit dem linken Mainstream weltweit«. Er bestreitet, eine zentrale Rolle in der Telegram-Gruppe zur Koordinierung des Twitter-Accounts von FFF International zu spielen. Sein Beitritt habe »keinerlei ideologischen Einfluss« gehabt. »FFF International ist einheitlich Palästina-solidarisch aufgestellt und steht deshalb FFF Deutschland sehr kritisch gegenüber«, behauptet Hasan Ö.

**WIDERSPRUCH** Doch Widerspruch zum israelfeindlichen Kurs des Twitter-Accounts wird auch in der Telegram-Gruppe selbst geäußert. Und der schärfste Kritiker kommt nicht aus Deutschland, sondern aus dem Amazonasgebiet. Abel Rodrigues, Mitglied bei Fridays for Future Brasilien, scheut die Konfrontation mit Hasan Ö. nicht: »Du scheinst dich gar nicht für Menschenrechte zu interessieren, sondern einfach Leute provozieren zu wollen«, hält er ihm in der Telegram-Gruppe vor und macht den Vorschlag: »Warum erstellst du nicht eine Intifada-Seite, um all deine radikalen Inhalte zu veröffentlichen, anstatt einen Klima-Account zu übernehmen?«

Im Gespräch mit der Jüdischen Allgemeinen sagt Rodrigues: »Wir haben Millionen Demonstranten auf die Straße gebracht, um über das Klima zureden, nicht über Israel.« Er findet, die Betreiber des Twitter-Accounts von FFF International missbrauchten ihren Namen und ihre Reichweite für ihre israelfeindlichen Ansichten. »Es ist ein Verrat an der Kernbotschaft der Bewegung«, glaubt Rodrigues, der derzeit in Portugal lebt und studiert. In der Telegram-Gruppe sind seinem Eindruck nach Aktivisten, die die israelfeindlichen Ansichten der wortführenden Mitglieder nicht teilen, unerwünscht. »Ich habe gesehen, dass mehrere Mitglieder feindselig behandelt wurden, als sie mit diesem Narrativ nicht einverstanden waren«, erzählt er.

Anders als die meisten für den Twitter-Account prägenden Personen ist Rodrigues auch außerhalb der sozialen Medien ein sehr präsender FFF-Aktivist. Dass er in der Gruppe so deutliche Kritik äußern konnte, führt er auch auf seine Bekanntheit in der Klimabewegung zurück. Die Beiträge des Twitter-Accounts zum Nahostkonflikt versuchte Rodrigues jedoch vergeblich zu beeinflussen.

### **Wer Beiträge als antisemitisch kritisiert, wird angefeindet.**

Als im Januar dieses Jahres in Jerusalem sieben Menschen von einem palästinensischen Terroristen erschossen werden, schlägt er vor, etwas zu dem Anschlag zu posten. »Ich wäre stark dagegen«, wendet eine irische

Aktivistin sofort ein, »das würde als ein pro-israelischer Beitrag gesehen werden, oder als ein anti-palästinensischer.« Als Rodrigues seine Ansicht verteidigt, man müsse auch Terror gegen Israel verurteilen, wendet sich die Stimmung in der Gruppe gegen ihn. »Du versuchst nur, die Staatspropaganda der terroristischen Besetzung zu unterstützen«, wirft ihm ein sudanesischer Aktivist vor und spricht von »zionistischen Kriminellen, die eine Kampagne gegen uns gestartet haben«.

Er führt aus: »Wenn du glaubst, das terroristische Zionisten-Gebilde sei ein legitimes Land, bedeutet das, dass du ein Neokolonialist bist.« An anderer Stelle schreibt er: »Palästina ist der Kompass des Klimakampfes.« Resigniert hält Rodrigues im Chat fest: »Jetzt fange ich wirklich an zu glauben, dass manche Leute hier tatsächlich antisemitisch sind.«

### DYNAMIK

Angesichts dieser Dynamik in der Gruppe fühlt sich Elia K., die lieber anonym bleiben will, ohnmächtig. Sie ist Jüdin und engagierte sich seit der ersten Stunde bei FFF in der Ukraine, die sie bei Kriegsbeginn verlassen musste. Heute lebt sie in Deutschland. Sie ist ein überwiegend passives Mitglied im Chat von FFF International, äußert sich nur ab und zu. Im Gespräch mit der Jüdischen Allgemeinen erzählt sie, dass sie die Umgangsformen dort schockierten. »Persönliche Grenzen werden häufig überschritten.« Sich in der Gruppe einzubringen, werde schnell »stressig und verstörend«.

Zudem belaste sie die israelfeindliche Linie des Twitter-Accounts, da sie als Jüdin ein besonderes Verhältnis zu dem Land habe. »Würde ich aber versuchen, die Positionen der Gruppe zu Israel zu beeinflussen, würde ich von einer Handvoll Aktivisten an den Rand gedrängt werden«, erzählt Elia K.

**Angesichts dieser Dynamik in der Gruppe fühlt sich Elia K., die lieber anonym bleiben will, ohnmächtig.**

Sie ist enttäuscht von dem Umgang der anderen Mitglieder mit abweichenden Meinungen: »Ich habe nicht den Eindruck, dort gehört zu werden.« Eigentlich müsste in der Gruppe einmal ein echter Dialog über die unterschiedlichen Positionen zum Nahostkonflikt geführt werden, findet Elia K. »Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass das bald passiert.«

### STREIT

Doch der heftig geführte Streit um die Positionierung des Twitter-Accounts zu Israel hat viele in der Gruppe zermürbt. Einige Mitglieder fühlen sich von

der Debatte in und außerhalb der Gruppe überfordert. Ende Januar dieses Jahres wurde darüber abgestimmt, ob man vorerst nur in wirklich dringenden Fällen zum Nahostkonflikt und anderen kontroversen Themen twittern soll. Zwar gibt es heftigen Widerspruch von einigen israelfeindlichen Aktivisten, am Ende stimmen aber drei Viertel der Gruppe für die selbst auferlegte Pause.

Tatsächlich nimmt die Aktivität von FFF International auf Twitter seitdem ab. An den Mehrheitsentscheid in der Gruppe wird sich aber offenbar nicht gehalten: Zum Nahostkonflikt wird immer noch verhältnismäßig häufig getwittert. Der letzte eigene Beitrag des Accounts vom Mai 2023 verurteilt die Verbote einiger pro-palästinensischer Kundgebungen in Berlin, nachdem es auf vergleichbaren Veranstaltungen zu antisemitischen Parolen und Angriffen auf Pressevertreter gekommen war. »Befreit Palästina von deutscher Schuld«, heißt es am Ende des Tweets. Formuliert hatte ihn Hasan Ö.

...

Hinter dem Pseudonym »Elia K.« steckt die ukrainisch-jüdische FFF-Aktivistin Ilyess El Kortbi. Sie hat uns nachträglich gebeten, ihren vollen Namen zu nennen. Sie wolle sich nach dem Hamas-Angriff vom 7. Oktober und den israelfeindlichen Social-Media-Posts von FFF International öffentlich an die Seite Israels stellen, sagte El Kortbi unserer Redaktion.

**A**  
**—** **Z**

**Zeitungen & Plattformen**

**Preisträger & Preisträgerinnen**

1962—2022

**Preisträger & Preisträgerinnen**

A-Z

**Kuratorium & Jury**

# ZEITUNGEN & PLATTFORMEN

Aachener Zeitung  
Alfelder Zeitung  
Allgemeine Zeitung  
Augsburger Allgemeine  
Axel Springer Academy of  
Journalism and Technology  
Bad Vilbener Neue Presse  
Badische Neueste Nachrichten  
Badische Zeitung  
Bayerische Staatszeitung  
Berliner Zeitung  
Coburger Tageblatt  
Coburger Tageblatt  
Darmstädter Echo  
Darmstädter Echo  
Deister- und Weserzeitung  
Der Freitag  
Der Neue Tag  
Der Patriot  
Der Tagesspiegel  
Die Welt  
Die Zeit  
Dithmarsche Landeszeitung  
dpa  
Ebersberger Zeitung  
Esslinger Zeitung  
FAZ  
Frankfurter Neue Presse  
Frankfurter Rundschau  
Fränkische Landeszeitung  
Fränkischer Tag

Freie Presse  
Gäubote Herrenberg  
General-Anzeiger Bonn  
Goslarsche Zeitung  
Göttinger Tageblatt  
Günzburger Zeitung  
Hamburger Abendblatt  
Hanauer Anzeiger  
Handelsblatt  
Hannoversche Allgemeine Zeitung  
Heidenheimer Zeitung  
Höchster Kreisblatt  
Jüdische Allgemeine  
junge Welt  
Kieler Nachrichten  
Kölnischer Stadt-Anzeiger  
Leipziger Volkszeitung  
Lindauer Zeitung  
Lippische Landes-Zeitung  
Lübecker Nachrichten  
Main-Echo  
Main-Post  
Mannheimer Morgen  
Märkische Allgemeine Zeitung  
Märkische Oderzeitung  
Märkischer Sonntag  
Mediengruppe Attenkofer / idowa  
Mindener Tageblatt  
Mittelbayerische Zeitung  
Mitteldeutsche Zeitung  
Münchner Merkur

**Zum Journalistenpreis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis 2024 wurden Beiträge von rund 450 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen und journalistischen Plattformen eingereicht:**

Münstersche Zeitung  
Neu-Isenburger Neue Presse  
Neue Osnabrücker Zeitung  
Neue Presse Hannover  
Neue Westfälische  
Nordkurier  
Nordsee-Zeitung  
Nordstadtblogger.de  
Nordwest-Zeitung  
Nürnberger Nachrichten und  
Nürnberger Zeitung  
Odenwälder Echo  
Perspective Daily  
Pforzheimer Zeitung  
Potsdamer Neueste Nachrichten  
Pyrmonter Nachrichten  
Rems-Zeitung  
Rhein-Zeitung  
Rheinische Post  
RHEINPFALZ  
RiffReporter  
RND  
Rotenburger Kreiszeitung  
Ruhrnachrichten  
RUMS  
Saarbrücker Zeitung  
Sächsische Zeitung  
Siegener Zeitung  
Solinger Tageblatt  
Starkenburger Echo  
Straubinger Tagblatt

Stuttgarter Zeitung  
Süddeutsche Zeitung  
Süddeutsche Zeitung Magazin  
Südkurier  
Südwest Presse  
Table.Media  
Tagesspiegel  
TAZ  
Viernull  
VRM  
WELT  
Welt am Sonntag  
Westdeutsche Allgemeine Zeitung  
Westfalenpost  
Westfälische Nachrichten  
Wetzlarer Neue Zeitung  
Wiesbadener Kurier  
wochentaz  
ZEIT  
ZEIT ONLINE  
Zeit Magazin

# PREISTRÄGER\*INNEN

## 1962—2022

1962

**Thaddäus Troll**, Bremer Nachrichten  
· **Gerd Czechatz**, Frankfurter Rundschau  
· **Dr. Ansgar Fürst**, Badische Zeitung, Freiburg  
· **Hans-Jürgen Hoyer**, Frankfurter Rundschau  
· **Heinz Keil**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen  
· **Friedrich Ludwig Müller**, Frankfurter Neue Presse  
· **Dr. Günther Rühle**, Frankfurter Allgemeine Zeitung  
· **Walter Rudolf Schloesser**, Europa Union, Köln  
· **Heinz Stuckmann**, Die Zeit, Hamburg  
· **Georg Zimmermann**, Hamburger Abendblatt

1963

**Dr. Paul Arnsberg**, Rheinischer Merkur, Koblenz  
· **Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg  
· **Rainer Fabian**, Rheinischer Merkur, Koblenz  
· **Dr. Hans Gerlach**, Kölner Stadt-Anzeiger  
· **Dr. Hermann Harster**, Bild am Sonntag, Hamburg  
· **Rudolf Küstermeier**, Deutsche Presse Agentur, Hamburg  
· **Dr. Clara Menck**, Frankfurter Allgemeine Zeitung  
· **Dr. Christian Schütze**, Stuttgarter Zeitung  
· **Ansgar Skriver**, Die Zeit, Hamburg

1964

**Klaus Bresser**, Kölner Stadt-Anzeiger  
· **Werner Diederichs**, Westfalenpost, Hagen  
· **Erich Faßbender**, Frankfurter Rundschau  
· **Karl-Hermann Flach**, Frankfurter Rundschau  
· **Erich Helmendorfer**, Frankfurter Allgemeine Zeitung und Augsburg

Allgemeine · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg  
· **Sepp Scherbauer**, Sportbericht, Stuttgart  
· **Werner Spanehl**, Süddeutsche Zeitung, München  
· **Dr. Dietrich Strothmann**, Die Zeit, Hamburg  
· **Dr. Johannes Gaitanides**, Münchner Merkur  
· **Wilhelm Greiner**, Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg  
· **Hans Schäfer**, Kieler Nachrichten

1965

**Dr. Fritz Richert**, Stuttgarter Zeitung  
· **Valeska von Roques**, Vorwärts, Bad Godesberg und Welt der Arbeit, Köln-Deutz  
· **Peter Miska**, Frankfurter Rundschau  
· **Werner Holzer**, Frankfurter Rundschau  
· **Dr. Ernst Müller-Meinigen**, Süddeutsche Zeitung, München  
· **Reiner Dederichs**, Kölner Stadt-Anzeiger  
· **Bruno Keppler**, Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung, Mannheim  
· **Heidrun Kayser**, Christ und Welt, Stuttgart  
· **Dr. Margret Wicke-Kampf**, Kölner Stadt-Anzeiger  
· **Dr. Klaus Hattemer**, Handelsblatt, Düsseldorf  
· **Werner Spanehl**, Deutsche Post, München  
· **Günter Bruns**, Bremer Nachrichten  
· **Hans Lerch**, Triererischer Volksfreund  
· **Alexander Rost**, Welt am Sonntag, Hamburg

1966

**Dr. Joachim Besser**, Kölner Stadt-Anzeiger  
· **Vitus Dröschner**, freier Journalist, Hamburg  
· **Marianne Eichholz**, freie Journalistin, Berlin  
· **Hans-Werner Graf Finck von Finkenstein**, Die Welt, Hamburg

**Klaus Harpprecht**, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main) · **Heinz Held**, freier Journalist, Köln · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg · **Peter Brügge**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Joachim Kaiser**, Süddeutsche Zeitung, München · **Karl-Heinz Krumm**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Rolf Michaelis**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Thomas von Randow**, Die Zeit, Hamburg · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Dr. Theo Sommer**, Die Zeit, Hamburg · **Paul Wilhelm Wenger**, Rheinischer Merkur, Koblenz

#### 1967

**Dr. Lothar Ruehl**, Die Welt, Hamburg · **Wolfgang Horlacher**, Stuttgarter Zeitung · **Günter Matthes**, Tagesspiegel, Berlin · **Hans Ulrich Kempfski**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hermann Schreiber**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg · **Hans-Joachim Langner**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Dr. Helmuth de Haas**, Die Welt, Hamburg · **Barbara Bondy**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fred Hepp**, Süddeutsche Zeitung, München · **Herbert von Borch**, Süddeutsche Zeitung, München · **Joachim Nawrocki**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Bodo Harenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Ernst Maria Lang**, Süddeutsche Zeitung, München · **Klaus Pielert**, Industriekurier, Düsseldorf und Neue Ruhr Zeitung, Essen

#### 1968

**Andreas Graf Razumovsky**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Robert Haerdter**, Stuttgarter Nachrichten · **Heinz Schewe**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Bernd Nellessen**, Die Welt, Hamburg · **Klaus Meier-Ude**, Frankfurter Rundschau · **Ben Witter**, Die Zeit, Hamburg · **Eugen Skasa-Weiss**, Stuttgarter Zeitung · **George Salmony**, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Theo Löbsack**, Stuttgarter Zeitung · **Claus Bardtholdt**, Die Zeit, Hamburg · **Christian Habbe**, Die Welt, Hamburg · **Wilhelm Hartung**, Die Welt, Hamburg

#### 1969

**Hans Wilhelm Schueler**, Die Welt, Hamburg · **Martin Bernstorff**, Christ und Welt, Stuttgart · **Chrysostomus Zodel**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Walter Henkels**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Eka Gräfin von Merveldt**, Die Zeit, Hamburg · **Heiner Radzio**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Dieter E. Zimmer**, Die Zeit, Hamburg · **Jost Nolte**, Die Welt, Hamburg · **Eduard Verhülsdonk**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Peter Gerisch**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Lothar Vetter**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Günther von Lojewski**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Rudolf Schöpfer**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Westfalenpost**, Hagen, Westfälische Nachrichten, Münster, · **Kölnische Rundschau**

1970/71

**Gitta Bauer**, Springer-Auslands-Dienst, New York · **Immanuel Birnbaum**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hans Gresmann**, Die Zeit, Hamburg · **Rudolf Heizler**, Kölnische/Bonner Rundschau · **Dr. Günter Zehm**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fritz-Ullrich Fack**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Rudolf Herlt**, Die Welt, Hamburg · **Helmut M. Braem**, Süddeutsche Zeitung, München · **Wolf Schön**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Petra Michaely**, freie Journalistin, Scheidterberg · **Dieter Hünerkoch**, Weser-Kurier, Bremen · **Marie-Luise Scherer**, Berliner Morgenpost · **Gerhard Krug**, Die Welt, Hamburg

1971/72

**Dr. Hans Heigert**, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Lothar Ruehl**, Die Welt, Hamburg · **Jürgen Offenbach**, Stuttgarter Nachrichten · **Reinhard Appel**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Hans-Joachim Noack**, Frankfurter Rundschau · **Hans Baumann**, Die Welt, Essen · **Dr. Franz Thoma**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thea Winandy**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Sack**, Die Zeit, Hamburg · **Norbert Ely**, Wiesbadener Kurier · **Lutz Krusche**, Frankfurter Rundschau, Paris · **Günter Schmidt**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Ulla Plog-Handke**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Gerd Lenhart**, Rheinpfalz, Speyer · **Rolf Kunkel**, Die Zeit, Hamburg

1972/73

**Dr. Thomas Löffelholz**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Dr. Hermann Pörzgen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Thier**, Stuttgarter Zeitung · **Dr. Heinz Verfürth**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Diether Stolze**, Die Zeit, Hamburg · **Dirk Schubert**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Joachim C. Fest**, Der Spiegel, Hamburg · **Martin Urban**, Süddeutsche Zeitung, München · **Michael Bickel**, Schrobenshauser Zeitung · **Günther Leicher**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Bruno Manz**, Münchner Merkur · **Horst Vetten**, Die Zeit, Hamburg · **Cecilia von Studnitz**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · Lokal- und Stadtteil-Redaktion des Hamburger Abendblatt

1973/74

**Heinz Heck**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Wolfgang Wagner**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Ilse Nicolas**, Die Welt, Berlin · **Kurt Diekmann**, Nordwest-Zeitung, Oldenburg · **Raimund Hoghe**, Westfalen-Blatt, Bielefeld · **Hans-Georg Kösters**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Hans-Joachim Neisser**, Rheinische Post, Düsseldorf · **Hans-Joachim Deckert**, Mannheimer Morgen · **Georg Heller**, Stuttgarter Zeitung · **Nina Grunenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Horst Schüler**, Hamburger Abendblatt · **Manfred Dellling**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Dr. Hellmuth**

Karasek, Kölner Stadt-Anzeiger ·  
Friedrich Luft, Die Welt, Berlin ·  
Michael Globig, Die Zeit, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, Kölner Stadt-Anzeiger ·  
Andreas Kohlschütter, Die Zeit,  
Hamburg · Karl-Heinz Krumm, Frank-  
furter Rundschau · Uwe Jacobi,  
Heilbronner Stimme · Wilfried  
Hommen, Kölnische Rundschau ·  
Johannes Lübeck, Lübbecker Kreis-  
zeitung, Bünde · Dr. Peter Gillies,  
Die Welt, Bonn · Walter Kannen-  
gießer, Frankfurter Allgemeine  
Zeitung · Albert Müller, Die Welt,  
Bonn · Jürgen Diebäcker, Rheinische  
Post, Düsseldorf · Horst-Werner  
Hartelt, Neue Ruhr/Neue Rhein Zei-  
tung, Düsseldorf · Günter Engelhard,  
Deutsche Zeitung, Bonn · Dr. Rudolf  
Goldschmit, Süddeutsche Zeitung,  
München · Klaus Bruns, Die Welt,  
Hamburg · Manfred Lehnen,  
Hannoversche Allgemeine Zeitung

1975/76

Malte Buschbeck, Süddeutsche  
Zeitung, München · Jürgen Engert,  
Der Abend, Berlin · Kurt Frank, Rhein-  
zeitung, Koblenz · Jürgen C. Jagla,  
Kölnische Rundschau · Dietrich  
Ratzke, Frankfurter Allgemeine  
Zeitung · Fritz Wirth, Die Welt,  
Bonn · Dr. Dieter Buhl, Die Zeit,  
Hamburg · Jens Gundlach, Hann-  
oversche Allgemeine Zeitung · Ute  
Kaltwasser-Blankenbach, Kölner  
Stadt-Anzeiger · Rudolf H. Riener,  
Schwäbische Zeitung, Leutkirch ·  
Dr. Hermann Rudolph, Frankfurter  
Allgemeine Zeitung

1978

Birgit Lahann, Welt am Sonntag,  
Hamburg · Herbert Riehl-Heyse,  
Süddeutsche Zeitung, München ·  
Karl Feldmeyer, Frankfurter Allge-  
meine Zeitung · Dr. Klaus-Peter  
Schmid, Die Zeit, Hamburg · Sibylle  
Krause-Burger, Stuttgarter Zeitung  
· Annelie Stankau, Kölner Stadt-  
Anzeiger · Alexander Hoffmann,  
Frankfurter Rundschau · Josef Dörr,  
Rhein-Zeitung, Koblenz · Rolf Düd-  
der, Westfälische Rundschau, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, Süddeutsche  
Zeitung, München · Josef-Otto  
Freudenreich, Badische Neueste  
Nachrichten, Karlsruhe · Dr. Herbert  
Kremp, Die Welt, Bonn · Erpo Frhr.  
Droste zu Vischering, Reutlinger  
General-Anzeiger · Herbert Kolbe,  
Neue Ruhr Zeitung, Duisburg ·  
Dr. Rainer Flöhl, Frankfurter  
Allgemeine Zeitung · Dietrich  
Möller, Korrespondent Osteuropa ·  
Peter Sartorius, Süddeutsche Zei-  
tung, München · Max Conradt, Ham-  
burger Abendblatt · Klaus Hellweg,  
Haller Tagblatt, Schwäbisch Hall ·  
Kersten Boeer, Die Welt, Bonn ·  
Dagmar Siegmann, Hannoversche  
Allgemeine Zeitung

1981

Norbert Lewandowski, Rheinische  
Post, Düsseldorf · Friedrich  
Meichsner, Die Welt, Bonn · Brigitte  
Scherer, Frankfurter Allgemeine  
Zeitung · Hans-Joachim Noack,  
Frankfurter Rundschau · Karl  
Wagemann, Neue Ruhr Zeitung,

Essen · **Gabriele Fischer**, Osterholzer Kreisblatt · **Evi Simeoni**, Stuttgarter Zeitung · **Christian Potyka**, Süddeutsche Zeitung, München

**1982**

**Dr. Helmut Herles**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Anton Sterzl**, Aachener Volkszeitung · **Robert Leicht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christine Jäckel**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Volker Stutzer**, Passauer Neue Presse · **Dr. Thomas Brey**, Deutsche-Presse-Agentur, Essen · **Peter-Matthias Gaede**, Frankfurter Rundschau

**1983**

**Dr. Josef Joffe**, Die Zeit, Hamburg · **Heinz W. Koch**, Badische Zeitung, Freiburg · **Dr. Olaf Ihlau**, Süddeutsche Zeitung, München · **Martin Kolbus**, Idsteiner Zeitung · **Heinz Welz**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Jürgen Wolff**, Rottenburger Post

**1984**

**Dr. Klaus-Ulrich Moeller**, Stuttgarter Nachrichten · **Christian Schmidt-Häuer**, Die Zeit, Hamburg · **Joachim Neander**, Die Welt, Bonn · **Claus Peter Mühleck**, Tauber-Zeitung, Bad Mergentheim · **Jutta Stössinger**, Frankfurter Rundschau · **Kathrin Kramer**, Badische Zeitung, Freiburg · **Anke Breitlauch**, Nordsee-Zeitung, Bremerhaven

**1985**

**Dr. Rudolf Strauch**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Marianne Wichert-Quoirin**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Thomas Kielinger**, Die Welt, Bonn · **Claudia Michels**,

Frankfurter Rundschau · **Dr. Daniel Salber**, Dürener Zeitung · **Walter Schmühl**, Dürener Zeitung · **Angela Steffan**, Fränkische Nachrichten, Wertheim · **Dr. Susanne Mayer**, Stuttgarter Zeitung

**1986**

**Rudolph Chimelli**, Süddeutsche Zeitung, München · **Cordt Schnibben**, Die Zeit, Hamburg · **Franz Pfluger**, Reutlinger General-Anzeiger · **Bernd Behr**, Münstersche Zeitung · **Kurt Leidner**, Pirmasenser Zeitung · **Hans Frieder Baisch**, Pirmasenser Zeitung · **Bernhard Kolb**, Pirmasenser Zeitung · **Sylvia Schreiber**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Monika Egler**, Stuttgarter Zeitung

**1987**

**Carlos Widmann**, Süddeutsche Zeitung, München · **Reinhard Breidenbach**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Rolf Antrecht**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Rudolf Eickeler**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Waltraud Kirsch-Mayer**, Mannheimer Morgen · **Thomas Hauser**, Badische Zeitung, Freiburg · **Monika Schäfer-Feil**, Darmstädter Echo · **Gabriele Stief**, Hannoversche Allgemeine Zeitung

**1988**

**Ulrich Wildermuth**, Südwest Presse, Ulm · **Knut Teske**, Die Welt, Bonn · **Werner Birkenmaier**, Stuttgarter Zeitung · **Meinrad Heck**, Fränkische Nachrichten, Bad Mergentheim · **Toni Keppeler**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Ulrike Pfeil**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Petra Pluwatsch**, Kölner

Stadt-Anzeiger · **Ulrich Hauser**,  
Neue Ruhr Zeitung, Essen

**1989**

**Hans Schiemann**, Rheinischer Merkur/  
Christ und Welt, Bonn · **Justin  
Westhoff**, Der Tagesspiegel, Berlin ·  
**Dr. Uwe Wittstock**, Frankfurter  
Allgemeine Zeitung · **Hermann  
Meyer-Hartmann**, Hildesheimer  
Allgemeine Zeitung · **Max Conradt**,  
Hamburger Abendblatt · **Ferdos  
Forudastan**, Badische Zeitung,  
Freiburg · **Cordula von Wysocki**,  
Kölnische Rundschau

**1990**

**Dr. Joachim Sobotta**, Rheinische  
Post, Düsseldorf · **Renate Marsch**,  
Deutsche Presse-Agentur, Warschau  
· **Werner Meyer**, Abendzeitung,  
München · **Ida Sandl**, Eßlinger Zeitung  
· **Franz Freisleder**, Süddeutsche  
Zeitung, München · **Thomas Becker**,  
Die Zeit, Hamburg · **Ingo Lamberty**,  
Der Tagesspiegel, Berlin

**1991**

**Axel Hacke**, Süddeutsche Zeitung,  
München · **Ulrich Schacht**, Welt am  
Sonntag, Hamburg · **Dieter Strunz**,  
Berliner Morgenpost · **Alexander  
Richter**, Neue Ruhr/Neue Rhein  
Zeitung, Essen · **Cornelia Färber**,  
Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung,  
Essen · **Jörg Bartel**, Neue Ruhr/  
Neue Rhein Zeitung, Essen ·  
**Heinrich Thies**, Hannoversche  
Allgemeine Zeitung · **Johannes  
Leithäuser**, Frankfurter Allgemeine  
Zeitung · **Michael Knopf**, Franken-  
post, Hof · **Thomas Seehuber**,  
Windsheimer Zeitung

**1992**

**Jürgen Schreiber**, Frankfurter  
Rundschau · **Heimo Schwillk**,  
Rheinischer Merkur, Bonn · **Christian  
Wernicke**, Die Zeit, Hamburg · **Eva  
Schweitzer**, taz – die tageszeitung,  
Berlin · **Ulrich Neufert**, Hannove-  
rsche Allgemeine Zeitung · **Martin  
E. Süskind**, Süddeutsche Zeitung,  
München · **Göran Schattauer**,  
Ostthüringer Zeitung, Gera ·  
**Lorenz Maroldt**, Neue Zeit, Berlin

**1993**

**Michael Best**, Freies Wort, Suhl ·  
**Christoph Dieckmann**, Die Zeit,  
Hamburg · **Dr. Anton Notz**, Stut-  
tgarter Nachrichten · **Gabi Novak-  
Oster**, Rhein-Zeitung, Koblenz ·  
**Sabine Schwieder**, Cellesche Zeitung ·  
**Wolfgang Ehemann**, Fränkischer  
Tag, Bamberg · **Ralf Schuler**, Neue  
Zeit, Berlin · **Christoph Schwennicke**,  
Badische Zeitung, Freiburg · **Nico  
Fried**, Badische Zeitung, Freiburg

**1994**

**Giovanni di Lorenzo**, Süddeutsche  
Zeitung, München · **Dr. Wolfgang  
Mauersberg**, Hannoversche  
Allgemeine Zeitung · **Dr. Eckart Klaus  
Roloff**, Rheinischer Merkur, Bonn ·  
**Frank Nipkau**, Westfalen-Blatt, Biele-  
feld · **Wolfgang Schreiber**, Solinger  
Tageblatt · **Klaus Broichhausen**, Frank-  
furter Allgemeine Zeitung · **Hilmar  
Höhn**, Badische Zeitung, Freiburg ·  
**Wolf-Rüdiger Mühlmann**, Thüringen-  
post, Schleiz

**1995**

**Alexander Osang**, Berliner Zeitung ·  
**Dietrich Schröder**, Märkische

Oderzeitung, Frankfurt/Oder · **Wolfgang Wiedlich**, General-Anzeiger, Bonn · **Petra Mies**, Frankfurter Rundschau · **Michael Thumser**, Frankenpost, Hof · **Ulrich Deupmann**, Süddeutsche Zeitung, München · **Gudrun Bayer**, Nürnberger Zeitung · **Corinna Emundts**, taz – die tageszeitung, Berlin

1996

**Johannes Winter**, Frankfurter Rundschau · **Ulrich Hammerschmidt**, Freie Presse, Chemnitz · **Frank Jansen**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Philipp Maußhardt**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sabine Rückert**, Die Zeit, Hamburg · **Kuno Kruse**, Die Zeit, Hamburg · **Hermann Beckfeld**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Jürgen Dahlkamp**, Frankfurter Allgemeine Zeitung

1997

**Guido Eckert**, Süddeutsche Zeitung, München · **Reiner Luyken**, Die Zeit, Hamburg · **Ralf Hoppe**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Andreas Wenderoth**, Berliner Zeitung · **Dr. Peter Intelmann**, Emdener Zeitung · **Hans-Uli Thierer**, Südwest Presse, Ulm · **Dr. Friedrich Karl Fromme** (Lebenswerk)

1998

**Sabine Riedel**, Frankfurter Rundschau · **Gerd Kröncke**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ulrich Schmitt**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Kurt Oesterle**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Wilfried Massmann**, Neue Westfälische, Bielefeld · **Andreas König**,

Havelberger Volksstimme · **Dr. Thomas Löffelholz** (Lebenswerk)

1999

**Maxim Biller**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Karin Großmann**, Sächsische Zeitung, Dresden · **Dr. Joachim Käppner**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Annette Ramelsberger**, Süddeutsche Zeitung, München · **Brigitte Desalm**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Bernhard Stuhlfelner**, Straubinger Tagblatt · **Hubert Wolf**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen · **Wolf J. Bell** (Lebenswerk)

2000

**Dr. Franziska Augstein**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Evelyn Roll**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ullrich Fichtner**, Frankfurter Rundschau · **Jutta Voigt**, Die Woche, Hamburg · **Hans Kratzer**, Erdinger Neueste Nachrichten · **Andreas Dörr**, Reutlinger General-Anzeiger · **Mario Vigl**, Badische Zeitung, Freiburg · **Roderich Reifenrath** (Lebenswerk)

2001

**Dr. Heribert Prantl**, Süddeutsche Zeitung, München · **Jana Simon**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Joachim Rogosch**, Stuttgarter Zeitung · **Thilo Knott**, Eßlinger Zeitung · **Michael Thiem**, Eßlinger Zeitung · **Silke Lambeck**, Berliner Zeitung · **Frank Schauka**, Märkische Allgemeine, Potsdam · **Suska Döpp**, Kölnische Rundschau · **Jens Meifert**, Kölnische Rundschau

## 2002

**Regine Sylvester**, Berliner Zeitung · **Wolfgang Büscher**, Die Welt, Berlin · **Irena Brežná**, Freitag, Berlin · **Peter Schwarz**, Waiblinger Kreiszeitung · **Lothar Häring**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch

## 2003

**Holger Kreitling**, Die Welt, Berlin · **Dr. Stefan Ulrich**, Süddeutsche Zeitung, München · **Birgit Walter**, Berliner Zeitung · **Michael Ohnewald**, Stuttgarter Zeitung · **Tobias Schuhwerk**, Allgäuer Zeitung, Kempten · **Dr. Herbert Kremp** (Lebenswerk)

## 2004

**Jochen-Martin Gutsch**, Berliner Zeitung · **Andrea Böhm**, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Delekat**, Die Welt, Berlin · **Barbara Hardinghaus**, Hamburger Abendblatt · **Stefani Geilhausen**, Rheinische Post, Düsseldorf

## 2005

**Horst von Buttlar**, Financial Times Deutschland, Hamburg · **Nicol Ljubić**, Die Zeit, Hamburg · **Lara Fritzsche**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Waltraud Schwab**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Wolfgang Görl**, Süddeutsche Zeitung, München

## 2006

**Dr. Stefan Geiger**, Stuttgarter Zeitung · **Maxim Leo**, Berliner Zeitung · **Marc Brost**, Die Zeit, Hamburg · **Jens Voitel**, Emdener Zeitung · **Christine Kröger**, Weser-Kurier · **Karl Feldmeyer** (Lebenswerk)

## 2007

**Nikolaus Blome**, Die Welt, Berlin · **Astrid Geisler**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sebastian Glubrecht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marlon Gego**, Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten · **Christoph Wöhrle**, Berliner Morgenpost · **Sibylle Krause-Burger** (Lebenswerk)

## 2008

**Dr. Carolin Emcke**, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Kistner**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marc-Joachim Obert**, Frankfurter Rundschau · **Stephan Hermsen**, Neue Ruhr/ Neue Rhein Zeitung, Essen · **Miriam Opresnik und Özlem Topçu**, Hamburger Abendblatt

## 2009

**Henning Sußebach**, Die Zeit, Hamburg · **Bastian Obermayer**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thomas Scheen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Regina Köhler**, Berliner Morgenpost · **Nina Grunenberg** (Lebenswerk)

## 2010

**Jana Hensel**, Die Zeit, Hamburg · **Dr. Arne Perras**, Süddeutsche Zeitung, München · **Sabine Rennefanz**, Berliner Zeitung · **Detlef Schmalenberg**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Frank Buchmeier**, Stuttgarter Zeitung · **Prof. Dr. Joachim Kaiser** (Lebenswerk)

## 2011

**Mely Kiyak**, Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau · **Rena Lehmann**, Rhein Zeitung, Koblenz · **Jan Rübél**, Berliner Morgenpost · **Dr. Uwe**

**Ebbinghaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung · Kirsten Küppers, taz – die tageszeitung, Berlin · Klaus Harpprecht (Lebenswerk)**

**2012**

**Harald Martenstein, Die Zeit, Hamburg · Lars Fischer, Wümmen-Zeitung, Lilienthal · Dr. Philip Cassier, Berliner Morgenpost · Alexander Gorkow, Süddeutsche Zeitung, München · Volker Zastrow, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung**

**2013**

**Robin Alexander, Welt am Sonntag, Berlin · Jochen Arntz, Süddeutsche Zeitung, München · Jan Haarmeyer, Hamburger Abendblatt · Andrea Jeska, Die Zeit, Hamburg · Kai Müller, Der Tagesspiegel, Berlin · Alfred Grosser (Lebenswerk)**

**2014**

**Johannes Ehrmann, Der Tagesspiegel, Berlin · Benjamin Piel, Elbe-Jeetzel-Zeitung, Lüchow · Kai Strittmatter, Süddeutsche Zeitung, München · Kerstin Kohlenberg, Die Zeit, Hamburg · Peter Unfried, taz – die tageszeitung, Berlin · Rudolph Chimelli (Lebenswerk)**

**2015**

**Tobias Großekemper, Ruhr Nachrichten, Dortmund · Rudi Kübler und Christine Liebhardt, Südwest Presse Online, Ulm · Roland Schulz, SZ Magazin, München · Konrad Schuller, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung · Bernd Ulrich, Die Zeit, Hamburg · Barbara Sichtermann (Lebenswerk)**

**2016**

**Nicole Bastian und Jens Münchrath, Handelsblatt, Düsseldorf · Tobias Haberl, SZ Magazin, München · Karsten Krogmann und Marco Seng, Nordwest-Zeitung Online, Oldenburg · Heinrich Wefing, Die Zeit, Hamburg**

**2017**

**Anja Reich, Berliner Zeitung · Marc Neller, Welt am Sonntag, Berlin · Hans Monath, Der Tagesspiegel, Berlin · Nicolas Richter, Süddeutsche Zeitung, München · Deniz Yücel (Sonderpreis)**

**2018**

**Anna Lena Mösken, Berliner Zeitung · Lorenz Wagner, SZ Magazin, München · Malte Henk, Die Zeit, Hamburg · Vanessa Vu, Zeit Online, Hamburg · Hannes Koch, taz – die tageszeitung, Berlin · Günter Bannas (Lebenswerk)**

**2019**

**Daniel Schulz, taz – die tageszeitung, Berlin · Dr. Gregor Peter Schmitz, Augsburger Allgemeine · Marius Buhl, SZ Magazin, München · Maris Hubschmid, Der Tagesspiegel, Berlin · Andrian Kreye, Süddeutsche Zeitung, München · Michael Jürgs (Lebenswerk)**

**2020**

**Katja Fücksel, Der Tagesspiegel, Berlin · Tina Kaiser, Welt am Sonntag, Berlin · Hans-Georg Gottfried Dittmann, Mindener Tageblatt · Julia Schaaf, Frankfurter Allgemeine**

Sonntagszeitung · **Katrin Langhans**,  
Süddeutsche Zeitung, München

**2021**

**Hatice Akyün**, Der Tagesspiegel,  
Berlin · **Wolfgang Bauer**, Zeit  
Magazin, Hamburg · **Anna  
Petersen**, Landeszeitung für die  
Lüneburger Heide · **Jeanne Jacobs**,  
**Sophie Anfang**, **Emily Engels**, **Felix  
Müller**, **Paul Nöllke** und **Lukas  
Schauer**, Abendzeitung, München ·  
**Elisa Schwarz**, Süddeutsche  
Zeitung, München

**2022**

**Christine Badke**, **Veit Ellerbrock**,  
**Marco Führer**, **Ulla Jürgensonn**,  
**Horst Komuth**, **Elena Pintus**,  
**Jennifer Seidel**, **Tom Steinicke**,  
**Sarah Uerlichs**, **Moritz Wüst**, Kölner  
Stadt-Anzeiger/Kölnische  
Rundschau · **Johannes Böhme**,  
SZ Magazin, München · **Ingo Meyer**,  
Berliner Zeitung · **Caterina  
Lobenstein** und **Stephan Lebert**, Die  
Zeit, Hamburg · **Judith von Plato**,  
Märkische Allgemeine Zeitung  
Potsdam

**2023**

**Julia Ruhnau**, Nürnberger  
Nachrichten · **Jan Georg Plavec**  
und **Simon Koenigsdorff**, Stutt-  
garter Zeitung/Stuttgarter  
Nachrichten · **Dunja Ramadan**,  
Süddeutsche Zeitung, München ·  
**Moritz Aisslinger**, Die Zeit,  
Hamburg · **Daniel Brössler**,  
Süddeutsche Zeitung, München

# PREISTRÄGER\*INNEN

## A–Z

### A

Hatice Akyün  
Robin Alexander  
Sophie Anfang  
Rolf Antrecht  
Reinhard Appel  
Dr. Paul Arnsberg  
Jochen Arntz  
Dr. Franziska Augstein

### B

Christine Badke  
Hans Frieder Baisch  
Günter Bannas  
Claus Bardtholdt  
Jörg Bartel  
Nicole Bastian  
Gitta Bauer  
Wolfgang Bauer  
Hans Baumann  
Gudrun Bayer  
Kurt Becker  
Thomas Becker  
Hermann Beckfeld  
Bernd Behr  
Wolf J. Bell  
Martin Bernstorff  
Dr. Joachim Besser  
Michael Best  
Michael Bickel  
Maxim Biller  
Werner Birkenmaier  
Immanuel Birnbaum  
Nikolaus Blome  
Andrea Böhm

Johannes Böhme  
Barbara Bondy  
Herbert von Borch  
Kersten Boeer  
Helmut M. Braem  
Reinhard Breidenbach  
Anke Breitlauch  
Klaus Bresser  
Dr. Thomas Brey  
Irena Brežná  
Klaus Broichhausen  
Marc Brost  
Peter Brügge  
Günter Bruns  
Klaus Bruns  
Frank Buchmeier  
Dr. Dieter Buhl  
Marius Buhl  
Malte Buschbeck  
Wolfgang Büscher  
Horst von Buttlar

### C

Dr. Philip Cassier  
Rudolph Chimelli  
Max Conradt  
Gerd Czechatz

### D

Jürgen Dahlkamp  
Hans-Joachim Deckert  
Reiner Dederichs  
Thomas Delekat  
Manfred Delling  
Dr. Jürgen Dennert

Brigitte Desalm  
Ulrich Deupmann  
Jürgen Diebäcker  
Christoph Dieckmann  
Werner Diederichs  
Kurt Diekmann  
Hans-Georg Gottfried  
Dittmann  
Suska Döpp  
Andreas Dörr  
Josef Dörr  
Vitus Dröscher  
Rolf Düdder

### E

Dr. Uwe Ebbinghaus  
Guido Eckert  
Monika Egler  
Johannes Ehrmann  
Marianne Eichholz  
Rudolf Eickeler  
Veit Ellerbrock  
Norbert Ely  
Dr. Carolin Emcke  
Corinna Emundts  
Günter Engelhard  
Emily Engels  
Jürgen Engert

### F

Rainer Fabian  
Dr. Fritz-Ullrich Fack  
Cornelia Färber  
Erich Faßbender  
Karl Feldmeyer

Christian Ferber  
Joachim C. Fest  
Ullrich Fichtner  
Hans-Werner  
Graf Finck von  
Finckenstein  
Gabriele Fischer  
Lars Fischer  
Karl-Hermann Flach  
Dr. Rainer Flöhl  
Ferdos Forudastan  
Kurt Frank  
Franz Freisleder  
Josef-Otto  
Freudenreich  
Nico Fried  
Lara Fritzsche  
Dr. Friedrich Karl  
Fromme  
Katja Füchsel  
Marco Führer  
Dr. Ansgar Fürst

## G

Peter-Matthias Gaede  
Dr. Johannes  
Gaitanides  
Marlon Gego  
Dr. Stefan Geiger  
Stefani Geilhausen  
Astrid Geisler  
Peter Gerisch  
Dr. Hans Gerlach  
Dr. Peter Gillies  
Michael Globig  
Sebastian Glubrecht  
Dr. Rudolf  
Goldschmidt  
Alexander Gorkow  
Wolfgang Göril

Wilhelm Greiner  
Hans Gresmann  
Tobias Großekemper  
Alfred Grosser  
Karin Großmann  
Nina Grunenberg  
Jens Gundlach  
Jochen-Martin Gutsch

## H

Jan Haarmeyer  
Dr. Helmuth de Haas  
Christian Habbe  
Tobias Haberl  
Axel Hacke  
Dr. Robert Haerdter  
Ulrich Hammerschmidt  
Barbara Hardinghaus  
Bodo Harenberg  
Lothar Häring  
Klaus Harpprecht  
Dr. Hermann Harster  
Horst-Werner Hartelt  
Wilhelm Hartung  
Dr. Klaus Hattemer  
Thomas Hauser  
Ulrich Hauser  
Heinz Heck  
Meinrad Heck  
Dr. Hans Heigert  
Rudolf Heizler  
Heinz Held  
Georg Heller  
Klaus Hellweg  
Erich Helmensdorfer  
Malte Henk  
Walter Henkels  
Jana Hensel  
Dr. Fred Hepp  
Dr. Helmut Herles

Dr. Rudolf Herlt  
Kai Hermann  
Stephan Hermsen  
Alexander Hoffmann  
Raimund Hoghe  
Hilmar Höhn  
Werner Holzer  
Wilfried Hommen  
Ralf Hoppe  
Wolfgang Horlacher  
Hans-Jürgen Hoyer  
Maris Hubschmid  
Dieter Hünerkoch

## I-J

Dr. Olaf Ihlau  
Dr. Peter Intelmann  
Christine Jäckel  
Uwe Jacobi  
Jeanne Jacobs  
Jürgen C. Jagla  
Frank Jansen  
Andrea Jeska  
Dr. Josef Joffe  
Ulla Jürgensonn  
Michael Jürigs

## K

Prof. Dr. Joachim Kaiser  
Tina Kaiser  
Ute Kaltwasser-  
Blankenbach  
Walter Kannengießner  
Dr. Joachim Käppner  
Dr. Hellmuth Karasek  
Heidrun Kayser  
Heinz Keil  
Hans Ulrich Kempfski  
Toni Keppeler  
Bruno Keppler

Thomas Kielinger  
Waltraud Kirsch-Mayer  
Thomas Kistner  
Mely Kiyak  
Michael Knopf  
Thilo Knott  
Hannes Koch  
Heinz W. Koch  
Kerstin Kohlenberg  
Regina Köhler  
Andreas Kohlschütter  
Bernhard Kolb  
Herbert Kolbe  
Martin Kolbus  
Horst Komuth  
Andreas König  
Hans-Georg Kösters  
Kathrin Kramer  
Hans Kratzer  
Sibylle Krause-Burger  
Holger Kreitling  
Dr. Herbert Kremp  
Andrian Kreye  
Christine Kröger  
Karsten Krogmann  
Gerd Kröncke  
Gerhard Krug  
Karl-Heinz Krumm  
Lutz Krusche  
Kuno Kruse  
Rudi Kübler  
Rolf Kunkel  
Kirsten Küppers  
Rudolf Küstermeier

**L**

Birgit Lahann  
Silke Lambeck  
Ingo Lamberty  
Ernst Maria Lang

Hans-Joachim Langner  
Katrin Langhans  
Stephan Lebert  
Rena Lehmann  
Manfred Lehnen  
Günther Leicher  
Kurt Leidner  
Johannes Leithäuser  
Gerd Lenhart  
Maxim Leo  
Hans Lerch  
Norbert Lewandowski  
Christine Liebhardt  
Nicol Ljubić  
Caterina Lobenstein  
Dr. Theo Löbsack  
Dr. Thomas Löffelholz  
Dr. Günther  
von Lojewski  
Giovanni di Lorenzo  
Johannes Lübeck  
Friedrich Luft  
Reiner Luyken

**M**

Bruno Manz  
Lorenz Maroldt  
Renate Marsch  
Harald Martenstein  
Wilfried Massmann  
Günter Matthes  
Dr. Wolfgang  
Mauersberg  
Philipp Maußhardt  
Dr. Susanne Mayer  
Friedrich Meichsner  
Klaus Meier-Ude  
Jens Meifert  
Dr. Clara Menck  
Eka Gräfin

von Merveldt  
Claus Heinrich Meyer  
Ingo Meyer  
Werner Meyer  
Hermann Meyer-  
Hartmann  
Dr. Rolf Michaelis  
Petra Michaely  
Claudia Michels  
Petra Mies  
Peter Miska  
Dr. Klaus-Ulrich Moeller  
Dietrich Möller  
Hans Monath  
Anna Lena Mösken  
Claus Peter Mühleck  
Wolf-Rüdiger  
Mühlmann  
Albert Müller  
Felix Müller  
Friedrich Ludwig Müller  
Kai Müller  
Dr. Ernst Müller-  
Meiningen  
Jens Münchrath

**N**

Joachim Nawrocki  
Joachim Neander  
Hans-Joachim Neisser  
Marc Neller  
Dr. Bernd Nellessen  
Ulrich Neufert  
Ilse Nicolas  
Frank Nipkau  
Hans-Joachim Noack  
Paul Nöllke  
Jost Nolte  
Dr. Anton Notz  
Gabi Novak-Oster

**O**

Bastian Obermayer  
 Mark-Joachim Obert  
 Dr. Kurt Oesterle  
 Jürgen Offenbach  
 Michael Ohnewald  
 Miriam Opresnik  
 Alexander Osang

**P**

Dr. Arne Perras  
 Anna Petersen  
 Ulrike Pfeil  
 Franz Pfluger  
 Benjamin Piel  
 Klaus Pielert  
 Elena Pintus  
 Judith von Plato  
 Ulla Plog-Handke  
 Petra Pluwatsch  
 Dr. Hermann Pörzgen  
 Christian Potyka  
 Dr. Heribert Prantl

**R**

Heiner Radzio  
 Annette Ramelsberger  
 Thomas von Randow  
 Dietrich Ratzke  
 Andreas  
   Graf Razumovsky  
 Anja Reich  
 Roderich Reifenrath  
 Sabine Rennefanz  
 Dr. Fritz Richert  
 Alexander Richter  
 Nicolas Richter  
 Sabine Riedel  
 Herbert Riehl-Heyse  
 Heinrich Rieker

Rudolf H. Riener  
 Joachim Rogosch  
 Evelyn Roll  
 Dr. Eckart Klaus Roloff  
 Valeska von Roques  
 Alexander Rost  
 Jan Rübel  
 Sabine Rückert  
 Dr. Hermann Rudolph  
 Dr. Lothar Ruehl  
 Dr. Günther Rühle

**S**

Dr. Manfred Sack  
 Dr. Daniel Salber  
 George Salmony  
 Ida Sandl  
 Peter Sartorius  
 Julia Schaaf  
 Ulrich Schacht  
 Hans Schäfer  
 Monika Schäfer-Feil  
 Göran Schattauer  
 Lukas Schauer  
 Frank Schauka  
 Thomas Scheen  
 Sepp Scherbauer  
 Brigitte Scherer  
 Marie-Luise Scherer  
 Heinz Schewe  
 Hans Schiemann  
 Walter Rudolf  
   Schloesser  
 Detlef Schmalenberg  
 Dr. Klaus-Peter  
   Schmid  
 Günter Schmidt  
 Christian Schmidt-  
   Häuer  
 Ulrich Schmitt

Dr. Gregor Peter  
   Schmitz  
 Walter Schmühl  
 Cordt Schnibben  
 Wolf Schön  
 Rudolf Schöpfer  
 Hermann Schreiber  
 Jürgen Schreiber  
 Sylvia Schreiber  
 Wolfgang Schreiber  
 Dietrich Schröder  
 Dirk Schubert  
 Hans Wilhelm Schueler  
 Tobias Schuhwerk  
 Ralf Schuler  
 Horst Schüler  
 Konrad Schuller  
 Daniel Schulz  
 Roland Schulz  
 Dr. Christian Schütze  
 Waltraud Schwab  
 Elisa Schwarz  
 Peter Schwarz  
 Eva Schweitzer  
 Christoph Schwennicke  
 Sabine Schwieder  
 Heimo Schwillk  
 Jennifer Seidel  
 Marco Seng  
 Barbara Sichter mann  
 Dagmar Siegm ann  
 Evi Simeoni  
 Jana Simon  
 Eugen Skasa-Weiss  
 Ansgar Skriver  
 Dr. Joachim Sobotta  
 Dr. Theo Sommer  
 Werner Spanehl  
 Annelie Stankau  
 Angela Steffan

Tom Steinicke  
Dr. Anton Sterzl  
Gabriele Stief  
Diether Stolze  
Jutta Stössinger  
Dr. Rudolf Strauch  
Kai Strittmatter  
Dr. Dietrich  
Strothmann  
Dieter Strunz  
Heinz Stuckmann  
Cecilia von Studnitz  
Bernhard Stuhlfelner  
Volker Stutzer  
Martin E. Süskind  
Henning Sußebach  
Regine Sylvester

## T

Knut Teske  
Michael Thiem  
Dr. Manfred Thier  
Hans-Uli Thierer  
Heinrich Thies  
Dr. Franz Thoma  
Michael Thumser  
Özlem Topçu  
Thaddäus Troll

## U

Sarah Uerlichs  
Bernd Ulrich  
Dr. Stefan Ulrich  
Peter Unfried  
Martin Urban

## V

Dr. Heinz Verfürth  
Eduard Verhülsdonk  
Horst Vetten  
Lothar Vetter  
Mario Vigil  
Erpo Frhr. Droste  
zu Vischering  
Jutta Voigt  
Jens Voitel  
Vanessa Vu

## W

Karl Wagemann  
Lorenz Wagner  
Dr. Wolfgang Wagner  
Birgit Walter  
Heinrich Wefing  
Heinz Welz  
Andreas Wenderoth  
Paul Wilhelm Wenger  
Christian Wernicke  
Justin Westhoff  
Marianne Wichert-  
Quoirin  
Dr. Margret Wicke-  
Kampf  
Carlos Widmann  
Wolfgang Wiedlich  
Ulrich Wildermuth  
Thea Winandy  
Johannes Winter  
Fritz Wirth  
Ben Witter  
Dr. Uwe Wittstock  
Christoph Wöhrle  
Hubert Wolf  
Jürgen Wolff  
Moritz Wüst  
Cordula von Wysocki

## Y-Z

Deniz Yücel  
Volker Zastrow  
Dr. Günter Zehm  
Dieter E. Zimmer  
Georg Zimmermann  
Chrysostomus Zodel



# Theodor-Wolff-Preis

## Das Kuratorium

**Helmut Heinen** (Vorsitzender)  
Herausgeber  
*Kölnische Rundschau*

**Dr. Frauke Gerlach**  
Direktorin / Geschäftsführerin  
Grimme-Institut

**Peter Stefan Herbst**  
Chefredakteur  
*Saarbrücker Zeitung*

**Lambert Lensing-Wolff**  
Verleger Lensing Media

**Heinrich Meyer**  
Herausgeber  
*Neue Ruhr/Rhein-Zeitung*

**Prof. Bascha Mika**  
Autorin

**Prof. Dr. Wiebke Möhring**  
Prorektorin und Professorin  
für Print- und Online-Journalismus  
TU Dortmund

## Die Jury

**Nico Fried**  
Politikchef  
*Stern*

**Lars Haider**  
Chefredakteur  
*Hamburger Abendblatt*

**Stefan Kornelius**  
Ressortleiter Politik  
*Süddeutsche Zeitung*

**Julia Lumma**  
Chefredakteurin und Geschäfts-  
leitung Content, *VRM, Mainz*

**Anna Petersen**  
Mitglied der Chefredaktion  
*Mitteldeutsche Zeitung*

**Benjamin Piel**  
Chefredakteur  
*Mindener Tageblatt*

**Anja Reich**  
Chefin Dossier  
*Berliner Zeitung*

**Julia Schaaf**  
Redakteurin  
*Frankfurter Allgemeine Sonntags-  
zeitung*

**Ulrike Winkelmann**  
Chefredakteurin  
*taz – die tageszeitung*

**Die Entdeckerfreude ist  
vielleicht die beste Freude,  
die er sich schaffen kann,  
und sie ist doppelt kostbar  
wegen ihrer Seltenheit.**

**THEODOR  
WOLFF**





## **Herausgeber**

Bundesverband Digitalpublisher  
und Zeitungsverleger e.V. (BDZV)  
Haus der Presse, Markgrafenstraße 15  
10969 Berlin

**Verantwortlich für den Inhalt** Anja Pasquay

**Redaktion** Juliane Gringer

**Gestaltung und Satz** Julia Neller

**Fotos** Serge Bloch, Charlotte Bolwin,  
Irene Daxer, Johanna-Maria Fritz,  
Niklas Keller, Stephanie Füssenich für  
Die Zeit, Jan Lamers, Mart Klein & Miriam  
Migliazzi, Frank Röth/F.A.Z., Anna Tiessen

**Druck** Druckerei Gallery Print

**Papier** Arena extrawhite smooth ·  
Constellation Snow E/R 55 Aida

**62 JAHRE** JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-  
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

**1962**  

---

**2024**

# THEO— —DOR WOLFF —PREIS

AUF DER GRUNDLAGE DER VON THEODOR WOLFF GESETZTEN MASSSTÄBE – DEMOKRATISCHE UND GESELLSCHAFTSPOLITISCHE VERANTWORTUNG, POLITISCHER SENSUS, GRÜNDLICHE RECHERCHE, EINGEHENDE ANALYSE UND BREITE INFORMATION SOWIE VORBILDLICHKEIT IN SPRACHE, STIL UND FORM – WERDEN BEITRÄGE AUSGEZEICHNET, DIE EIN BEDEUTSAMES THEMA BEHANDeln ODER WEGEN IHRES NEUIGKEITSGEHALTS UND DER ART DER PRÄSENTATION FÜR EINEN WACHEN JOURNALISMUS BEISPIELHAFT ERSCHEINEN. HIERFÜR EIGNEN SICH BESONDERS DIE KLASSISCHEN JOURNALISTISCHEN STILFORMEN – HINTERGRUNDBERICHT, REPORTAGE, FEATURE, KOMMENTAR, GLOSSE UND LEITARTIKEL.